Das Universitätsmamsellen-Lesebuch

Fünf gelehrte Frauenzimmer, vorgestellt in eigenen Werken

herausgegeben von Ruth Finckh

unter Mitarbeit von Roswitha Benedix, Petra Mielcke, Ortrud Schaffer-Ottermann und Dagmar von Winterfeld



Georg-August-Universität Göttingen

Ruth Finckh (Hg.)

Das Universitätsmamsellen-Lesebuch



Das Universitätsmamsellen-Lesebuch

Fünf gelehrte Frauenzimmer, vorgestellt in eigenen Werken

herausgegeben von Ruth Finckh

unter Mitarbeit von Roswitha Benedix,
Petra Mielcke, Ortrud Schaffer-Ottermann
und Dagmar von Winterfeld



Universitätsverlag Göttingen
2015

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Anschrift der Herausgeberinnen
Dr. Ruth Finckh
E-Mail: gdiehl@gwdg.de

Satz und Layout: Ruth Finckh und Gerhard Diehl
Umschlaggestaltung: Margo Bargheer
Titelabbildungen:
Philippine Gatterer, 1780. J. H. Tischbein d. Ä. Wikimedia Commons
Caroline Schlegel, 1798. Johann Friedrich August Tischbein. Wikimedia Commons
Therese Huber, ca. 1820. Vermutlich von Carl Ludwig Kaatz. Wikimedia Commons
Meta Forkel Liebeskind, Silhouette. Gregorius Franz von Berceviczy – Ebstein: Ein Silhouettenalbum aus der Göttinger Gesellschaft um 1785, in: Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge, Band 13, 1921
Dorothea Schlözer 1801-1805. Gabriel Lemonnier. Göttingen SUB, Sammlung Voit
Alle Bilderrahmen: shutterstock.com

http://univerlag.uni-goettingen.de
ISBN: 978-3-86395-243-3

Inhaltsverzeichnis

Ruth Finckh:
Die Göttinger „Universitätsmamsellen“ und ihre Welt

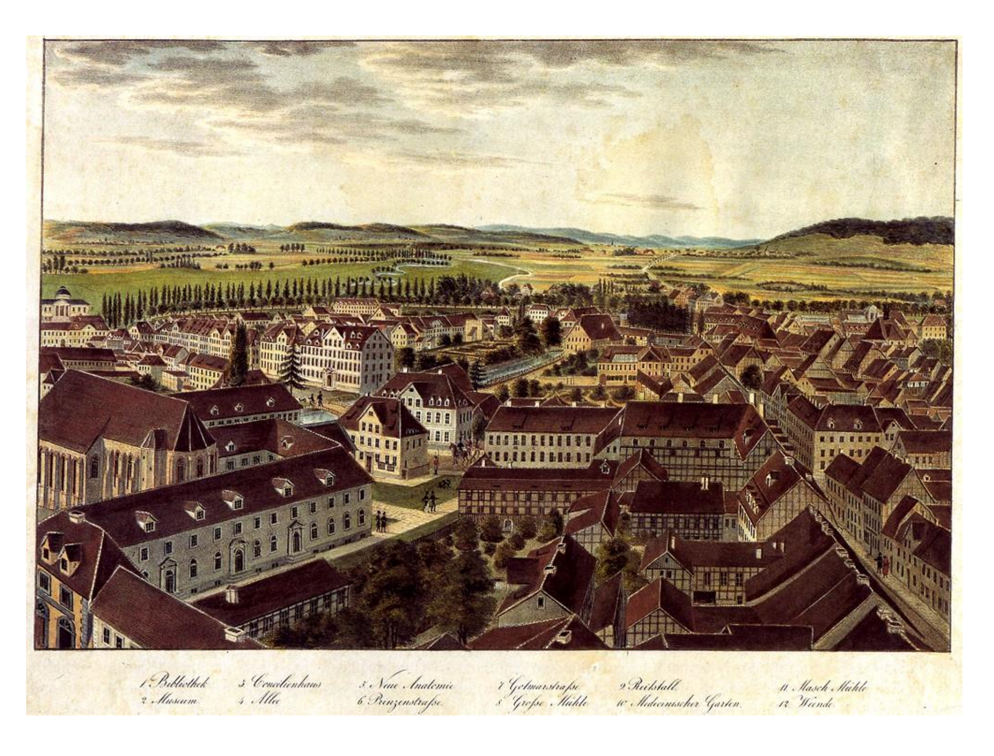


Abb. 1: Göttingen um 1850

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wuchsen in der idyllischen Kleinstadt Göttingen im Umfeld der neugegründeten Universität fünf junge Mädchen auf: Philippine Gatterer (geb. 1756), Caroline Michaelis (geb. 1763), Therese Heyne (geb. 1764), Meta Wedekind (geb. 1765) und Dorothea Schlözer (geb. 1770).[1] Alle fünf stammten aus lokalen Professorenfamilien, lebten als Kinder in unmittelbarer Nachbarschaft voneinander, liebten, hassten, unterstützten und verspotteten sich gegenseitig, genossen ungewöhnlich großzügige Bildungschancen und wuchsen schließlich zu sehr eigenwilligen Persönlichkeiten heran. Sie führten eheliche und uneheliche Beziehungen mit den interessantesten Männern ihrer Zeit, gründeten Salons und blieben über ausgedehnte Briefwechsel miteinander und mit ihren jeweiligen Freundeskreisen verbunden. Ein Netzwerk entstand, das zentrale Gestalten des kulturellen Lebens um 1800 in persönliche Beziehung zueinander brachte. Immerhin gehörten die fünf zur gleichen Generation wie Friedrich Schiller (geb. 1759), Jean Paul (geb. 1763), Friedrich Schleiermacher (geb. 1768), die Brüder Humboldt (geb. 1767 und 1769) und Friedrich Hölderlin (geb. 1770) – von Persönlichkeiten wie August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schelling und Georg Forster gar nicht zu reden, mit denen sogar Ehebande geknüpft wurden. Spekulationen über eine mögliche Vaterschaft Goethes an der Tochter von Caroline Michaelis[2] gehören dagegen wohl eher ins Reich der Gerüchte.

Obwohl alle fünf verheiratet waren, die meisten sogar mehrmals, und obwohl alle den Höhepunkt ihres literarischen und kulturellen Wirkens als Erwachsene (noch dazu weitab von ihrer Geburtsstadt) erlebten, sind sie bis heute unter dem Namen „Göttinger Universitätsmamsellen“ bekannt – einem Begriff, den sie übrigens selbst niemals verwendeten. Das Wort „Mamsell“ (abgeleitet aus dem französischen „Mademoiselle“) bezeichnet im 18. Jahrhundert sehr junge bürgerliche Mädchen. „Mamsellen“ wurden, im Gegensatz zu den etwas älteren, ebenfalls unverheirateten „Demoisellen“ noch mit dem Vornamen angeredet und mit nachsichtiger Toleranz behandelt.[3] Insgesamt entsteht durch die Bezeichnung „Univer-

[1] Im Folgenden werden die Universitätsmamsellen meist mit ihren Geburtsnamen bezeichnet, die auf die gemeinsame Göttinger Jugendzeit verweisen. Durch ihre Eheschließungen wurden sie später auch unter folgenden Namen bekannt:
Philippine Gatterer: Philippine Engelhard
Caroline Michaelis: Caroline Böhmer/Schlegel/ Schelling
Therese Heyne: Therese Forster/Huber
Meta Wedekind: Meta Forkel/Liebeskind
Dorothea Schlözer: Dorothea Rodde-Schlözer (durch die Wahl dieser Namensform wurde Dorothea zur Begründerin des deutschen Doppelnamens!)

[2] Vgl. Walter E. Ehrhardt: Goethe und Auguste Böhmer. War sie vielleicht Goethes natürliche Tochter? In: Steffen Dietzsch und Gian Franco Frigo (Hg.): Vernunft und Glauben. Ein philosophischer Dialog der Moderne mit dem Christentum, Berlin 2006, S. 277-294.

[3] Der Anklang an das Dienstbotenmilieu, den beispielsweise der moderne Begriff „Kaltmamsell“ nahelegt, kam erst später hinzu, als die ursprünglich adelstypische Bezeichnung „Fräulein“ auf bürgerliche Kreise ausgeweitet wurde und die Bezeichnung „Mamsell“ in niedrigere Schichten verdrängte. Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Nachdruck München

sitätsmamsellen" also der Eindruck, dass die fünf hochgebildeten Professorentöchter in der Wahrnehmung der Mit- und Nachwelt vorwiegend schmückendes Beiwerk abgeben. Als charmante junge Nebenfiguren des Göttinger Universitätsbetriebes werden sie bis heute gerne präsentiert, doch in ihren eigenen literarischen und wissenschaftlichen Ambitionen letztlich nur belächelt. Dem entspricht der aktuelle Stand der „Universitätsmamsellen-Forschung" und der Editionspraxis. Einer verhältnismäßig umfangreichen Literatur zu den Lebensläufen der einzelnen Frauen und zu der Gruppe insgesamt[4] steht ein fühlbarer Mangel an modernen Ausgaben ihrer Werke und an entsprechenden Untersuchungen gegenüber.[5] Vieles ist nur in den Drucken des 18. Jahrhunderts oder gar in Manuskriptform greifbar, sodass ein interessierter Leser aufwendige Bibliotheksrecherchen oder Reisen auf sich nehmen muss, wenn er einen authentischen Eindruck von der Gedankenwelt der Universitätsmamsellen gewinnen will.

Diesem Mangel möchte der vorliegende Band abhelfen. Er entstand auf der Basis eines literaturwissenschaftlichen Seminars zu den Universitätsmamsellen, das im Wintersemester 2012/13 an der UDL (Universität des dritten Lebensalters) in Göttingen stattfand. Eine Gruppe von Teilnehmerinnen fand sich anschließend regelmäßig mit der Dozentin, Dr. Ruth Finckh, zusammen, um das gemeinsame Interesse an den fast vergessenen Texten in kleiner Runde weiterzuentwickeln. Das Ziel der Bemühungen war eine gut lesbare, sorgfältig kommentierte Anthologie aus den Werken der fünf Mamsellen. Die Rechtschreibung und Textgestalt der Originale sollten nach Möglichkeit beibehalten werden. Mit der Zeit gelang es uns, die Handschrift Dorothea Schlözers zu entziffern, sodass wir teilweise unveröffentlichtes Briefmaterial vorlegen können. Auch seltene Druckwerke wie Meta Wedekinds provozierend konservative Abhandlung „Über weibliche Delikatesse" haben wir wiederentdeckt und präsentieren sie erstmals in einer modernen Edition.

Die Veröffentlichung des Buches wäre freilich ohne vielfältige Unterstützung nicht möglich gewesen. Daher danken wir ganz herzlich den Gleichstellungsbeauftragten des Landkreises Northeim und der Gemeinde Rosdorf sowie Ilse-Marie

1984, Bd. 12, Sp. 1520. Vgl. dazu außerdem: Irene Hardach-Pinke: Bleichsucht und Blütenträume. Junge Mädchen 1750–1850. Frankfurt/New York 2000, S. 16.

[4] Z.B. Eckart Kleßmann: Universitätsmamsellen. Fünf aufgeklärte Frauen zwischen Rokoko, Revolution und Romantik. Frankfurt 2008; Klaus Harprecht und Gesa Dane: Die Universitäts-Mamsellen. Fünf Göttinger Damen, die teilweise schön, allesamt reizvoll, begabt und gebildet, gewiß aber so gescheit waren wie die meisten der Professoren. Göttingen 1988; Annette Lüchow: „Eine Gans unsrer Stadt". Die Göttinger „Universitätsmamsellen". In: Georg Christoph Lichtenberg 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. München u. a. 1992, S. 197–201 (Ausstellungskatalog in Darmstadt bzw. Göttingen); Bärbel Kern und Horst Kern: Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung. München 1990.

[5] Rühmliche Ausnahmen bilden zum Beispiel Ruth Stummann-Bowert mit ihrer Auswahledition von Philippine Gatterers Gedichten (Philippine Engelhard, geb. Gatterer: „Laß die Dichtkunst mich begleiten bis zum letzten Lebensgang". Ausgewählte Gedichte, Würzburg 2008) sowie das Osnabrücker Editionsprojekt zu Therese Heyne-Huber unter der Leitung von Magdalene Heuser.

Leaver für finanzielle Förderung. Professionelle Ratschläge, organisatorische Rückendeckung und wertvolle Hilfe bei den Recherchen erhielten wir darüber hinaus von Professor Klaus Düwel, Professor Horst Keppler, der Universitäts-Gleichstellungsbeauftragten Doris Hayn, dem Team der Handschriftenabteilung der SUB Göttingen um Bärbel Mund, von Wolfgang Barsky vom Städtischen Museum Göttingen sowie von Dr. Gerhard Diehl. Bei der technischen Fertigstellung wurden wir unterstützt von Simon Sendler. Für all dies ganz herzlichen Dank!

Es bleibt die Frage, was uns eigentlich dazu antrieb, diese auf den ersten Blick etwas entlegene Lektüre so intensiv zu betreiben. Worin besteht der Reiz der Universitätsmamsellen für die heutige Leserschaft?

Bei einem Göttinger Publikum, das sich täglich zwischen Dorothea-Schlözer-Bogen und Michaelishaus bewegt, liegt natürlich ein gewisses lokalhistorisches Interesse nahe. Doch darüber hinaus entfalten die fünf „Mamsellen" bei näherer Betrachtung einen ungewöhnlichen Charme auch für weniger ortsgebundene Betrachter. Zunächst fällt die eigenwillige Interpretation der Frauenrolle auf, die man in mehreren dieser Lebensläufe entdecken kann. Da werden wie selbstverständlich unabhängige Berufsperspektiven entwickelt, politische Standpunkte vertreten, Ehen gleich reihenweise geschieden oder in offen gelebte Dreiecksbeziehungen verwandelt. Insgesamt belegen diese Biographien eindrucksvoll, dass das gesellschaftliche Klima um 1800 durchaus Entfaltungsmöglichkeiten für selbstbewusste bürgerliche Frauen bereithielt – sicherlich mehr als das in Konventionen erstarrte 19. Jahrhundert. So gründlich wussten die „Mamsellen" diese Möglichkeiten auszuloten, dass teilweise atemberaubend modern anmutende Lebens- und Weltentwürfe entstanden. Die für heutige Maßstäbe selbstverständliche Möglichkeit beruflicher Selbstentfaltung als Autorin gehörte für die Frauen des 18. Jahrhunderts zu den seltenen, nur ausnahmsweise gegebenen Chancen. Auch wir konnten die Frage nicht abschließend beantworten, wie es kommt, dass gerade Göttingen einen so großen Anteil an der kleinen Gruppe deutscher Schriftstellerinnen dieser Zeit hervorbringen konnte.[6] Das experimentierfreudige Klima an der neugegründeten Reformuniversität dürfte dazu beigetragen haben.

Doch auch die Widerstände sollten nicht übersehen werden, denen die Frauen gegenüberstanden. Konservative Weiblichkeitsmodelle, politische Gegenbewegungen zur Französischen Revolution und sozialer Druck angesichts ungewohnter Verhaltensmuster – all dies trug dazu bei, dass aus den fünf unbeschwerten Mädchen recht nüchterne Frauen wurden. Außer Philippine Gatterer mussten alle den Tod mehrerer Kinder, zahlreiche Wohnortwechsel und das Scheitern mindestens einer Ehe verkraften, dazu teilweise gesellschaftliche Isolation bis hin zur offiziellen Ächtung. Zumindest im Falle von Dorothea Schlözer kann man geradezu von

[6] Vgl. Lüchow, S. 201.

einem existentiellen Scheitern sprechen.[7] Doch gerade diese Lebenswunden und ihre unterschiedliche Verarbeitung können Anteilnahme und Interesse auch bei einer modernen Leserschaft wecken, deren Erfahrungshorizont in mancher Hinsicht ähnliche Konflikte umfasst.

Eine weitere reizvolle Gemeinsamkeit der Fünf steht nur auf den ersten Blick in Widerspruch zu den genannten Belastungen. Sie alle begegnen, zumindest in ihrer Jugend, dem Leben mit geistvollem Spott oder sanftem Humor. Philippine hat sich, vielleicht auch dank ihres verhältnismäßig harmonischen Lebenslaufes, diese heitere Weltsicht bis ins Alter bewahrt. Carolines Briefe zeugen selbst in Krisenzeiten ihres Lebens immer wieder von entspanntem Witz, während in den späteren Texten von Therese und Dorothea eher bittere Ironie zu finden ist.

Unter dem Aspekt „geschlechtsspezifischer Literaturgeschichtsschreibung“ ist die Tatsache interessant, dass die Mamsellen einerseits ganz selbstverständlich „unweibliche“ Themen wie Bergbau, Justiz und Politik aufgreifen, andererseits aber mit bemerkenswertem Selbstbewusstsein auf die Lebenswelt von Frauen eingehen. Sei es, dass Philippine ihren Fächer oder ihren Muff einer lyrischen Schilderung würdigt, sei es, dass Therese in ihren Romanen komplexe Ehekonstellationen entwirft und einer psychologischen Analyse unterzieht, sei es, dass Caroline in der Form privater Briefe die Beziehungsmuster ihrer Salon-Netzwerke zu literarischen Kunstwerken verwebt. Besonders interessiert sind alle fünf an pädagogischen Fragen: Sie diskutieren Theorie und Praxis – man beachte zum Beispiel Carolines kritische Beurteilung von Dorotheas Erziehung! – sie bilden fiktive Vorbilder und Schreckensbilder ab, sie machen sich Gedanken über die Wirkung ihrer eigenen Werke auf eine jugendliche Leserschaft oder sie schreiben sogar ausdrücklich für pädagogische Zwecke wie Philippine in ihrem „Neujahrs-Geschenk für liebe Kinder“. Eine besondere Rolle spielt dabei die Frage der sexuellen Aufklärung, die teils mit unverkrampfter Nüchternheit behandelt wird.

Zu all diesen faszinierenden Facetten im Werk der Mamsellen gesellt sich freilich für den modernen Leser eine gewisse Fremdheit gegenüber den mehr als 200 Jahre alten Texten. Manche Wörter sind uns unverständlich, der Stil wirkt mitunter weitschweifig, langweilig, hier und da sogar unerträglich kitschig. Auch setzen die Autorinnen an einigen Stellen Allgemeinwissen voraus, das uns heute nicht mehr ohne weiteres zur Verfügung steht. Wir haben uns bemüht, durch unsere Textauswahl, durch Einleitungen und Kommentare Brücken in die Gegenwart zu bauen – immer geleitet von unserer eigenen Neugier auf diese ferne und doch so nahe Welt.

Einige historische Streiflichter sollen im Folgenden den Hintergrund aus verschiedenen Richtungen beleuchten, vor dem die Werke der Mamsellen zu verstehen sind.

[7] Vgl. Kern, S. 18f.

Zunächst ein paar Worte zur Stadtgeschichte Göttingens in der fraglichen Zeit. Die Gründung der Universität 1737 hatte einen stetigen Aufstieg der Stadt zur Folge. Die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges machten einer neuen Blüte Platz.[8] Die Bevölkerungszahl, die 1680 auf 3000 gesunken war, verdoppelte und verdreifachte sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Prachtvolle Gebäude wie der Universitätsreitstall wurden errichtet, Handwerk und Handel profitierten von der Universität. Besonderen Wert legte man auf die Anwesenheit adeliger Studierender, denen man umfangreiche Privilegien bot, aber auch erhöhte Gebühren abverlangte. Die Personalunion mit England brachte Studienaufenthalte der britischen Oberschicht mit sich (zum Beispiel lebten ab 1786 drei Söhne des englischen Königs in der später nach ihnen benannten Prinzenstraße), was wiederum beim Göttinger Bürgertum zum Interesse am Erlernen der englischen Sprache führte. Meta Wedekind beispielsweise dürfte als Übersetzerin von den Englischkenntnissen profitiert haben, die sie sich während der intensiven Universitätskontakte in ihrer Jugend angeeignet hatte.[9]

Das gesellschaftliche Leben der Göttinger Bürger und Professoren war unter anderem geprägt vom Umgang mit den Studenten, die zum Teil in den Häusern ihrer akademischen Lehrer wohnten und dort ihre Vorlesungen hörten.[10] Der Kontakt der jungen Männer mit Professorentöchtern war von der akademischen Obrigkeit durchaus erwünscht, da man sich „gesellschaftlichen Schliff" davon versprach. (Der Vater von Caroline Michaelis freilich bemerkte gallig dazu, er wünsche nicht, dass seine Töchter zu „Schleifsteinen" gemacht würden![11]) Insgesamt galt Göttingen trotz regelmäßiger Bälle, Ausflüge und Sonntagsvisiten als eher nüchterne, aber hocheffiziente „Arbeitsuniversität".[12] Johann Heinrich Liebeskind, der zweite Ehemann von Meta Wedekind, bemerkte über seine *Alma Mater*: „Gewöhnlich sagt man, die geistige Nahrung wäre in Göttingen vortrefflich, die leibliche Kost schlecht und der Aufenthalt teuer. Es lässt sich wohl nichts Erhebliches gegen diese Behauptung einwenden."[13] Andererseits gab es unter den Studenten durchaus abenteuerlustige Draufgänger wie Georg, den Bruder von

[8] Vgl. Rudolf Vierhaus: Göttingen vom Dreißigjährigen Krieg bis Napoleon. In: Ernst Böhme und Rudolf Vierhaus (Hg.): Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt. Göttingen 2002, Bd. 2, S. 19–42, hier S. 35.

[9] Englischkenntnisse waren im Deutschland des 18. Jahrhundert weitaus weniger verbreitet als die Beherrschung der französischen Sprache, die als „Kultursprache par excellence" galt. Zu Metas Bildungsgang im Umfeld der Universität vgl. Monika Siegel: „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...". Das Leben der Schriftstellerin und Übersetzerin Meta Forkel-Liebeskind im Spiegel ihrer Zeit. Dissertation, Online 2002, S. 25f.

[10] Vgl. Stefan Brüdermann: Studenten als Einwohner der Stadt. In: Böhme/Vierhaus, S. 395–426.

[11] Vgl. Brüdermann, S. 418.

[12] Brüdermann, S. 399.

[13] Manfred Raether (Hg.): Johann Heinrich Liebeskind: Rückerinnerungen von einer Reise durch einen Teil von Deutschland , Preußen, Kurland und Livland – während des Aufenthaltes der Franzosen in Mainz und der Unruhen in Polen 1793/1794. E-Buch, Schöneck 2009, S. 161.

Philippine Gatterer.[14] Der Langzeit-Medizinstudent und Laienschauspieler wurde von seinen Kommilitonen auch als „der tolle Gatterer“ bezeichnet. Im Laufe von acht Jahren setzte er mit verschiedenen Göttinger Frauen fünf uneheliche Kinder in die Welt, drückte sich recht erfolgreich um die Zahlung von Unterhalt und verschwand schließlich auf Nimmerwiedersehen nach Amerika. Seine Schwester Philippine dagegen wies unter den fünf Universitätsmamsellen bei weitem das friedlichste und am besten geordnete Familienleben auf – leider ist nicht überliefert, was sie über den Lebenswandel ihres Bruders zu sagen hatte.



Abb. 2: Marktplatz und Weender Straße im Schnee 1747

Neben der Rolle als Universitätsstandort diente die Stadt Göttingen bis 1762 als fürstliche Garnison und Festung, in der ein ganzes Regiment stationiert war. Die Militärbevölkerung einschließlich der Familienangehörigen machte teilweise ein Drittel der Einwohnerschaft aus. Während des siebenjährigen Krieges quartierte sich die französische Armee trotz des laufenden Universitätsbetriebes in der Stadt ein, was gesellschaftliche Kontakte zwischen französischen Offizieren und Universitätsangehörigen, aber auch große Belastungen für die Bevölkerung zur Folge

[14] Vgl. Jürgen Schlumbohm: Nichteheliche Patchworkfamilien am Ende des 18. Jahrhunderts: Stud. med. Georg Gatterer und die Mütter seiner Kinder. In: Göttinger Jahrbuch 61/2013, S. 221–238.

hatte. Daher wurde nach Kriegsende beschlossen, die Stadt zu entmilitarisieren und den Wall zu der noch heute vorhandenen Promenade umzugestalten.

Das kulturelle, insbesondere das literarische Leben Göttingens erhielt mit der Errichtung der Universität entscheidende Impulse – so wurde der berühmte Naturdichter und Biologe Albrecht von Haller auf den Gründungslehrstuhl für Botanik berufen; der Mathematiker Kästner und der Physiker Lichtenberg verfassten geschliffene Epigramme, Aphorismen und Satiren.[15] Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, in der prägenden Jugendzeit der Universitätsmamsellen, waren Kästner und Lichtenberg jedoch bereits ältere Herren. Die „junge Dichtergeneration" wurde repräsentiert von den Mitgliedern des „Göttinger Hains", die dem Sturm und Drang nahestanden und ihren Bund 1772 auf dem Kerstlingeröder Feld nahe der Stadt feierlich besiegelten. Unter anderem gehörten Johann Heinrich Voß, Ludwig Hölty, Christian Boie und die Brüder Stolberg zu der Gruppierung, die vor allem in der Verehrung Klopstocks einen gemeinsamen Mittelpunkt fand. Auch Gottfried August Bürger, seit 1772 Amtmann in Altengleichen, sympathisierte mit dem Bund. Seine Ballade „Lenore", veröffentlicht 1774, gilt als eines der Hauptdokumente des Sturm und Drang. Zum Sprachrohr und Publikationsorgan der Gemeinschaft wurde der von Heinrich Christian Boie und Friedrich Wilhelm Gotter herausgegebene „Göttinger Musenalmanach". Diese Literaturzeitschrift erschien bis 1807. Sie wird noch heute als bedeutende Quelle für die Dichtung des 18. Jahrhunderts angesehen.

Doch nicht nur die kulturellen und politischen Ereignisse im heimischen Göttingen beeinflussten das Leben der fünf „Mamsellen". Sie alle bewegten sich nach der Eheschließung früher oder später aus dem Umfeld ihrer Geburtsstadt hinaus und erlebten an verschiedenen Orten Deutschlands die Veränderungen, die das Land im Gefolge der Französischen Revolution mitmachte. Besonders die Stadt Mainz wurde zum „Schicksalsort" für drei der Mamsellen. Denn dort trafen Caroline Michaelis, Therese Heyne und Meta Wedekind im Winter 1792/93 zusammen. Es war die spannende und noch heute umstrittene Zeit der „Mainzer Republik", in der ein erster, kurzlebiger Versuch zu einer Demokratie auf deutschem Boden unternommen wurde.[16] Alle drei Frauen stürzten sich innerhalb weniger

[15] Vgl. Wolfgang Gresky: Ausgewählte Kapitel einer Göttinger Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. In: (Kulturdezernat Göttingen, Hg.): Göttingen im 18. Jahrhundert. Eine Stadt verändert ihr Gesicht. Texte und Materialien zur Ausstellung im Städtischen Museum und im Stadtarchiv. Göttingen 1987, S. 325–352 und Friedrich Hassenstein: Das literarische Göttingen. In: Böhme/Vierhaus, S. 945–978.

[16] Vgl. Franz Dumont: Die Mainzer Republik 1792/93. Französischer Revolutionsexport und deutscher Demokratieversuch. Bearbeitet von Stefan Dumont und Ferdinand Scherf, Mainz 2013, S. 19–114. Eine knappe Gesamtdarstellung findet sich auch in einem Ausstellungskatalog: Friedrich Schütz (Hg.): Deutsche Jakobiner – Mainzer Republik und Cisrhenanen 1792–1798. Bd. 1 (Handbuch), Mainz 1982 (2. Aufl.). Vgl. darin bes. Heinrich Scheel: Der historische Ort der Mainzer Republik, S. 17–24.

Monate in einen Strudel politischer und zwischenmenschlicher Dramen, der einem Kinofilm alle Ehre machen würde. Doch vor der Schilderung dieser Ereignisse soll ein kurzer Überblick die historischen Zusammenhänge verdeutlichen.

Das revolutionäre Frankreich nach 1789 stellte eine Provokation für die absolutistischen Mächte Europas dar, insbesondere nachdem König Ludwig XVI im Jahr 1791 einen Fluchtversuch unternommen hatte, dabei aufgegriffen und nach Paris zurückgebracht worden war. Es kam zum Krieg zwischen Frankreich und einer konservativen Koalition aus Preußen und Österreich. Die Koalitionsarmee drang nach Frankreich vor, wurde aber im September 1792 von den Franzosen in der Kanonade von Valmy zurückgeschlagen. Goethe, der den Feldzug mitmachte, tröstete die deutschen Soldaten mit den Worten: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“[17]

Das erste weltgeschichtliche Ereignis, das sich an die Niederlage anschloss, bestand im Vordringen der Franzosen in die Pfalz und ins Rheinland. Unter General Custine wurden Speyer, Worms und Mainz erobert. Obwohl zeitgleich in Paris die „Septembermorde“ schon die grausame Seite der Revolution erkennen ließen, und obwohl die Mainzer Verhältnisse insgesamt als konservativ und wenig revolutionsfreundlich anzusehen sind, betrachtete man die Franzosen keineswegs einhellig als Feinde.[18] Bereits wenige Tage nach der Besetzung am 21. Oktober gründeten 20 Bürger der Stadt den „Mainzer Jakobinerclub“, der sich für die Unterstützung der französischen Ideale und die Errichtung einer Demokratie auf deutschem Boden stark machte. Zu den Gründungsmitgliedern gehörten Georg Wedekind, der Bruder von Meta Wedekind, und Georg Wilhelm Böhmer, der Schwager von Caroline Michaelis[19]. Nach einigem Zögern trat auch Georg Forster, der Ehemann von Therese Heyne, der Vereinigung bei[20]. So tonangebend war diese Gruppe, dass man bald überall von der revolutionsfreundlichen „Göttinger Kolonie in Mainz“ sprach – was in der Heimatstadt der Universitätsmamsellen gar nicht gerne gesehen wurde, zumal Lotte Michaelis, die Schwester Carolines, auch noch leichtsinnig genug war, mit einer Jakobinermütze auf dem Kopf in der Stadt herumzustolzieren und Berichte über die dramatischen Mainzer Ereignisse weiterzugeben.[21]

[17] Goethe, Kampagne in Frankreich, Eintragung zum 19.9.1792. Hamburger Ausgabe Bd. 10, München 1982, S. 235.
[18] Vgl. Klaus Tervooren: Die Mainzer Republik 1792/93, Frankfurt 1982, S. 68–72.
[19] Vgl. Dumont, S. 67–69.
[20] Vgl. Dumont, S. 73–75.
[21] Vgl. Brigitte Roßbeck. Zum Trotz glücklich. Caroline Schlegel-Schelling und die romantische Lebenskunst. München 2008, S. 96.

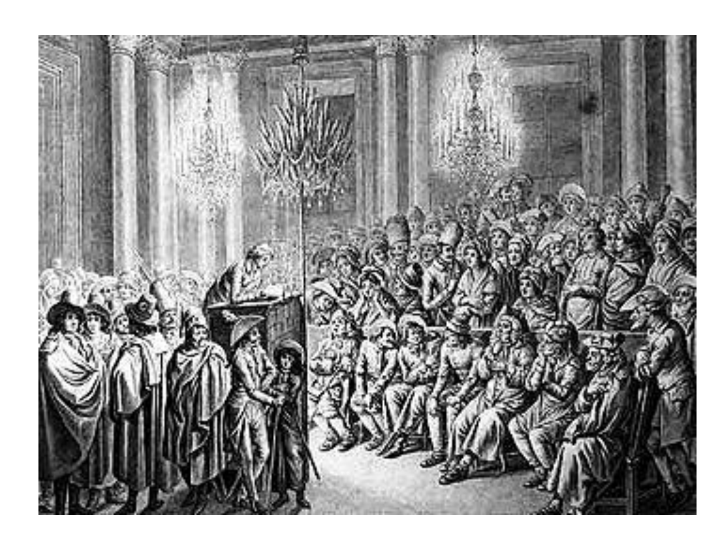


Abb. 3: Versammlung des Mainzer Jakobinerclubs 1792

Forsters lebten seit 1788 in Mainz, Caroline war auf Einladung Thereses im Februar 1792 mit ihrer Tochter Auguste dorthin gezogen, Meta wurde im Oktober Carolines „Hausgenossin", nachdem sie in früheren Jahren bereits häufig bei ihrem Bruder Quartier genommen hatte.[22] So waren die drei Frauen von Anfang an in das politische Schicksal der Mainzer Republik verwickelt. Dazu kamen zwischenmenschliche Turbulenzen. Die Ehe der Forsters war zerrüttet. Seit einem Jahr wohnte der sächsische Legationsrat Ferdinand Huber bei ihnen. Therese führte mit den beiden Männern eine relativ offene „Ehe zu dritt", wobei Forster zunehmend an den Rand gedrängt wurde.

Die Gegner der entstehenden Mainzer Republik holten zum Gegenschlag aus. Als die Kriegshandlungen im Dezember 1792 näherrückten, verließ Therese ihren Mann und flüchtete mit ihren Kindern und Huber aus der Stadt. Caroline führte dem verlassenen Forster den Haushalt, hin- und hergerissen zwischen Mitgefühl und Verachtung für dessen charakterliche Schwäche.[23]

Am 31. Dezember wurde Forster zum Präsidenten des Mainzer Jakobinerclubs gewählt, was ihn politisch in eine herausgehobene, aber auch angreifbare Position brachte. Preußische Truppen rückten inzwischen immer weiter vor und nahmen die Belagerung von Mainz in Angriff. Auch innerhalb der Stadt wuchsen Bedenken, denn die Härten der Besatzungsherrschaft ließen manche „Klubisten" an den

[22] Vgl. Kleßmann, S. 169–206, bes. S. 207.
[23] Vgl. Kleßmann, S. 190.

französischen Idealen zweifeln.[24] Im Januar 1793 erreichte die Radikalisierung in Frankreich mit der Hinrichtung des Königs einen beunruhigenden Grad. Dennoch brachte die Mainzer Republik im Februar 1793 mit den Wahlen zum „Rheinisch-deutschen Nationalkonvent“ das erste demokratisch gewählte Parlament der deutschen Geschichte hervor.[25] Dieses Gremium traf sofort die Entscheidung, die junge Republik offiziell an Frankreich angliedern zu lassen, da allen Beteiligten klar war, dass an eine unabhängige staatliche Existenz nicht zu denken war. Zu diesem Zweck wurde Forster mit einigen anderen Delegierten im März 1793 nach Paris entsandt.

Am 30. März verließ auch Caroline Michaelis die Stadt in der Absicht, nach Göttingen zurückzukehren. In ihrem Wagen saßen außer ihr selbst noch Meta Wedekind, deren Mutter und Schwägerin sowie vier Kinder. Doch die Reisegesellschaft kam nicht weit. Sie wurde von preußischen Soldaten aufgegriffen und verhört. Anschließend internierte man die Frauen samt ihren Kindern ohne rechtliche Grundlage in der Festung Königstein – einfach deshalb, weil Caroline die Schwägerin, Meta die Schwester eines führenden Mitglieds des Jakobinerclubs waren.[26] Aus der preußischen Haft heraus kämpften die Frauen mit Hilfe von zahlreichen Briefen um ihre Freilassung. Caroline tat das mit wachsender Verzweiflung, deren Grund in einer weiteren privaten Komplikation lag: Sie hatte entdeckt, dass sie schwanger war (noch dazu von einem französischen Offizier). Mit jeder weiteren Haftwoche wuchs die Gefahr, dass ihr Geheimnis entdeckt und ihr Ruf endgültig ruiniert werden könnte. Schließlich hatte bereits ihre Tätigkeit in Forsters Haushalt zu den übelsten Gerüchten Anlass gegeben.

Erst im Juli 1793 kamen die Frauen aufgrund der Intervention ihrer Freunde und Verwandten beim preußischen König endlich frei. Inzwischen war die Mainzer Republik durch die feindliche Belagerung niedergezwungen worden; sie musste am 23. Juli kapitulieren. Die verbliebenen „Klubisten“ wurden verfolgt und eingekerkert. In Frankreich hatte eine Zeit der Schreckensherrschaft begonnen, die eine neue, düstere Phase der Revolution einleitete. Durch Robespierres Sturz und seine Hinrichtung im Juni 1794 fand mit dem Terror auch die Revolution selbst ihr Ende.

Nun einige allgemeine Erläuterungen zu Rollenbild und Handlungsmöglichkeiten von Frauen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts – diese kulturellen Bedingungen stellen eine Folie dar, die zum Verständnis der Werke der „Mamsellen“ unabdingbar ist. Die Jugendzeit der fünf Frauen ist gekennzeichnet von einem unübersichtlichen Nebeneinander widersprüchlicher Strömungen sowohl in der theoreti-

[24] Vgl. Carolines Briefe in diesem Band, besonders Nr. 119, außerdem Tervooren, S. 186–193; Dumont, S. 39–47.

[25] Angesichts der extrem geringen Wahlbeteiligung ist freilich heute umstritten, inwieweit von einer demokratischen Legitimierung gesprochen werden kann. Vgl. Tervooren, S. 206–212.

[26] Vgl. Kleßmann, S. 195f.

schen Auseinandersetzung mit Frauenbildern als auch in der gesellschaftlichen Wirklichkeit.[27] So gab es eine große Vielfalt in der konkreten Gestaltung von Paar- und Familienbeziehungen, aber auch in den gesellschaftlichen Ansprüchen, mit denen Frauen konfrontiert wurden. Alte und neue weibliche Rollenbilder überlagerten sich. Dadurch entstanden Konflikte, aber auch Freiräume. Junge Frauen konnten sich mitunter bei ihrer Lebensplanung den Erwartungen ihrer Umwelt entziehen, indem sie auf gleichwertige Gegenentwürfe verwiesen und „Alt" gegen „Modern" ausspielten oder umgekehrt. Zugleich befanden sie sich in einer Art „double bind"-Situation: Wie auch immer sie sich verhielten – es gab gültige Konzepte, die das Gegenteil forderten. So ist es kein Wunder, dass die Zeit der Mamsellen zugleich eine Blütezeit der Verhaltensratgeber war, da solche Handbücher im Dschungel der Konventionen Orientierung versprachen. Noch heute ist die Abhandlung „Über den Umgang mit Menschen" des Freiherrn von Knigge bekannt, doch speziell für junge Frauen gab es auch Ratgeber wie das Büchlein der Countess of Carlisle „Maxims addressed to young ladies", das Meta Wedekind sofort nach dem Erscheinen übersetzte und durch einen eigenen Anhang ergänzte. Diesen Text drucken wir im vorliegenden Band ebenso ab wie Therese Heynes „Ehewagen", der ähnliche Fragen behandelt. Die damals also brennende Problematik der widersprüchlichen Wertesysteme soll im Folgenden an einigen Beispielen näher erläutert werden.

Einerseits begründete die Philosophie der Aufklärung einen grundsätzlichen Anspruch auf Gleichheit der Geschlechter. Frauen wurden nicht länger als geistig unterlegen betrachtet, sondern man traute ihnen Intelligenz und Schlagfertigkeit zu. Ja, man sah diese Eigenschaften sogar als attraktiven Bestandteil eines neuen Frauenbildes an, wie beispielsweise Lessings „Minna von Barnhelm" zeigt. Eine extreme Position vertrat hier Gottsched, der sogar die Laufbahn einer Gelehrten für junge Mädchen denkbar fand. August Ludwig Schlözer, der Vater Dorotheas, bekannte sich zu dieser Auffassung und erzog seine Tochter entsprechend. Zwar regierte er dennoch seine Familie mit patriarchalischer Macht, aber er nahm nicht das Recht für sich in Anspruch, die Seelenregungen seiner Tochter bis ins letzte Detail dominieren zu wollen.[28]

Ganz anders die gleichzeitig schreibenden Autoren der Empfindsamkeit. Im Bestreben, den starren Rationalismus der Aufklärung zu überwinden, forderten sie gerade von Frauen den Rückzug auf den Bereich des „Gemüts". Besonders im Gefolge von Rousseaus „Emile" berief man sich bei der Mädchenerziehung auf die „Natur" und die daraus abgeleitete Hauptaufgabe der Frau als Versorgerin und

[27] Vgl. Julia Frindte und Siegrid Westphal: Handlungsspielräume von Frauen um 1800. In: Dies. (Hg.): Handlungsspielräume von Frauen um 1800, Heidelberg 2005, S. 3–16, bes. S. 10.
[28] Vgl. Kern, S. 58f.

Mutter.[29] Daher sollten Mädchen frühzeitig zu Sanftmut und Selbstaufgabe erzogen werden.[30]

Einerseits lebte die Tradition des „Ganzen Hauses“[31] noch fort, derzufolge die Frau zwar zunächst eine von den Eltern geplante Vernunftehe einzugehen hatte, dann aber an der Seite ihres Mannes eine tragende Rolle bei der Organisation des Wirtschaftsunternehmens „Großfamilie“ spielen konnte. Dafür wurde sie mit weitreichenden Kompetenzen ausgestattet, man erwartete in gewissem Umfang Weltkenntnis und Verhandlungsgeschick von ihr.[32] Diesem Konzept näherte sich der Lebensentwurf von Philippine Gatterer, besonders in ihrer Kasseler Zeit, als sie mit ihrem Mann zusammen Nebenerwerbs-Landwirtschaft vor den Toren der Stadt betrieb.

Andererseits bildete sich gerade im gebildeten Bürgertum ein neuer Familienentwurf heraus, der auf einer selbst gewählten Liebesehe basierte und eine enge Gemeinschaft von Ehegatten und Kindern in den Mittelpunkt stellte. Nach dieser Vorstellung beschränkte sich der Wirkungskreis der Frau auf den häuslichen Bereich, während die Außenkontakte weitgehend dem Mann vorbehalten bleiben sollten.[33]

Einerseits hatten Frauen in Deutschland, anders als in Frankreich und England, die Möglichkeit einer Ehescheidung.[34] Trotz heftigen kirchlichen Widerstandes hatte der Gedanke Platz gefunden, dass die eheliche Gemeinschaft einen Vertrag darstelle, der in gegenseitigem Einvernehmen gelöst werden könne. Davon machten Meta Wedekind, Caroline Michaelis und Therese Huber Gebrauch.[35] Andererseits sahen sich geschiedene Frauen immer wieder gesellschaftlicher Ausgrenzung und Verfolgung ausgesetzt, gerade durch ihre Geschlechtsgenossinnen. Das musste beispielsweise Caroline Michaelis schmerzlich erfahren.[36]

---

[29] Vgl. Michèle Crampe-Casnabet: Aus der Philosophie des 18. Jahrhunderts. In: Georges Duby und Michelle Perrot (Hrsg.): Geschichte der Frauen. Frankfurt 2006, Bd. 3, S. 333–366.

[30] S.u. zu Rousseaus pädagogischen Auffassungen. Vgl. dazu auch Petra Wulbusch: Therese Huber und Emil von Herder. Zum Geschlechterdiskurs um 1800. Tübingen 2005, S. 164–179.

[31] Unter dem „Ganzen Haus“ versteht man den Haushalt als Rechts-, Sozial- und Wirtschaftseinheit mit Handwerksbetrieb oder Hof, Großfamilie und Gesinde. Dieser erweiterte Haushalt der vor- und frühneuzeitlichen Gesellschaft wurde von „Hausmutter und Hausvater“ geleitet. Zwar gab es dabei Arbeitsteilung, aber Arbeit und Familie waren nicht starr getrennt, sodass der Lebensbereich der Frauen öffentliche und private Elemente enthielt. Diesem Modell steht die bürgerliche Kleinfamilie gegenüber, die der Frau vorwiegend den häuslichen Bereich zuweist.

[32] Vgl. Heide Wunder: „Er ist die Sonn, sie ist der Mond“. Frauen in der Frühen Neuzeit. München 1992, S. 262–64.

[33] Vgl. Anne-Charlott Trepp: Zwischen Ungleichheit, Unterordnung und Selbstbehauptung. Handlungsspielräume von Frauen in bürgerlichen Paarbeziehungen um 1800. In: Frindte/Westphal, S. 91–118.

[34] Vgl. Wunder, S. 254 und 257.

[35] Vgl. das von uns abgedruckte Scheidungsgesuch des Ehepaars Schlegel.

[36] Vgl. Kleßmann, S. 234.

Einerseits brachte die Französische Revolution auf theoretischer wie praktischer Ebene einen neuen Gleichheitsanspruch der Frauen mit sich. Die politischen Ereignisse wurden mehrfach von Frauen vorangetrieben, beispielsweise als der „Zug der Marktweiber" die Königsfamilie dazu zwang, aus Versailles nach Paris zurückzukehren. Olympe de Gouges formulierte 1791 eine konsequent emanzipatorische „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin", die schon im folgenden Jahr in Deutschland ihren Widerhall fand, und zwar in Gottlieb von Hippels Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber". In den ersten Jahren der Revolution konnten in Frankreich Verbesserungen durchgesetzt werden wie Erbrecht für Töchter, Mündigkeit mit 21 und selbstbestimmte Gattenwahl. Andererseits nutzten die französischen Männer bereits wenige Jahre später jede Gelegenheit, diese neuen Freiheiten zurückzunehmen und verweigerten den Frauen nicht nur die Ehescheidung, sondern auch das Wahlrecht.

Unter diesen Bedingungen brachte die republikanische Verfassung Frankreichs eine noch stärkere politische Ungleichheit zwischen den Geschlechtern hervor als das absolutistische System, da dieses auch für Männer kein allgemeines Wahlrecht vorsah. Insgesamt scheint es so, als seien manche Frauenrechte in den konservativen Strukturen Deutschlands um 1800 besser geschützt gewesen als in der republikanischen Gesellschaft links des Rheins.[37]

Die Emanzipationsbestrebungen in der deutschen Gesellschaft bezogen sich allerdings weniger auf die politische als auf die soziale und kulturelle Ebene. Das Ideal der „Freien Liebe", neue Vorstellungen von selbstbestimmter Gattenwahl und respektvollem Umgang der Geschlechter wurden von der jungen Generation formuliert und, besonders in der Zeit um 1800, innerhalb gewisser Grenzen auch gelebt, wie die Biographien der Universitätsmamsellen belegen.

Typisch für die zugrundeliegende Haltung ist Schleiermachers Manifest „Katechismus der Vernunft für edle Frauen". Die zehn Gebote lauten bei ihm:

> *„1) Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm: aber du sollst Freundin seyn können, ohne in das Kolorit der Liebe zu spielen und zu kokettiren oder anzubeten. 2) Du sollst dir kein Ideal machen weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman noch eines selbstgeträumten oder fantasirten; sondern du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie die Natur, deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerey der Mädchen heimsucht an den Frauen ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle. 3) Du sollst von den Heiligthümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen: denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden. 4) Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feyerst, und wenn sie dich halten, so mache dich frey oder gehe zu Grunde. 5) Ehre die Eigenthümlichkeit und die Willkühr deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe, und sie kräftig leben auf Erden.*

[37] Vgl. Wunder, S. 251–54. Zur Erbrechtsproblematik vgl. den von uns abgedruckten Brief von Dorothea Schlözer-Rodde an Frau Thielebein.

6) Du sollst nicht absichtlich lebendig machen. 7) Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte. 8) Du sollst nicht geliebt seyn wollen, wo du nicht liebst. 9) Du sollst nicht falsch Zeugniß ablegen für die Männer; du sollst ihre Barbarey nicht beschönigen mit Worten und Werken. 10) Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre.‘[38]

Freilich hatte dieses neue, anspruchsvolle Ideal im Einzelfall auch Schattenseiten, da es, wie geschildert, auf gegenläufige Strömungen stieß und mit diesen im Alltag in Übereinstimmung gebracht werden musste. Die gewohnten Rollenvorgaben für junge Frauen des Bürgertums waren ins Wanken geraten, ohne schon durch verlässliche neue Modelle ersetzt worden zu sein. Gehorsam, Passivität und Verzicht auf Bildungsanstrengungen galten nicht mehr als unstrittige Ideale wie noch in der Generation zuvor. Man erwartete nun von der gebildeten Hausfrau Umsicht, Geist und Kenntnisse, bei Kindererziehung und Haushaltsführung auch Führungsstärke. Zugleich sollte sie aber nach wie vor sanft und bescheiden sein, keinesfalls zänkisch oder eigensinnig. Junge Mädchen mussten daher die schwierige Aufgabe meistern, ganz unterschiedliche Situationen richtig einschätzen zu lernen, um den jeweiligen gesellschaftlichen Anforderungen gerecht werden zu können.[39] Außerdem stand die fordernde Vorstellung von einer Liebesehe, die ohne ökonomische Hintergedanken geschlossen werden sollte, der realen Notwendigkeit des Frauenlebens gegenüber, eine standesgemäße Versorgung und eine soziale Rolle zu erwerben.[40]

Angesichts dieser komplexen Aufgabenstellung traf es sich gut, dass das Heiratsalter bei beiden Geschlechtern im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts allmählich anstieg. Zwischen dem Ende der Kindheit (das in protestantischen Gegenden mit der Konfirmation zusammenfiel) und der Verheiratung entstand eine eigenständige Jugendphase, die mit Bildungs- und Erfahrungserwerb gefüllt werden konnte.[41] Freilich fehlte es noch an Institutionen für die formale Mädchenbildung, doch die Lücke ließ sich durch individuelle Lernvorhaben füllen. Denn gerade in der Zeit ab 1770 wurde die Methode der privaten Wissensaneignung am eigenen Schreibtisch zunehmend populär. Die Schulen und Universiäten verloren in gewissem Maße ihr Ausbildungs- und Erklärungsmonopol. Diese Entwicklung wird in der Forschung zu den „Angelpunkten der Bildungsrevolution“ um 1800 ge-

---

[38] Entstanden um 1800. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher: Kritische Gesamtausgabe, Erste Abteilung. Schriften und Entwürfe. Band 2, Berlin 1984, S. 153–154.

[39] Vgl. Hardach-Pinke, S. 66f. und Katrin Horn: Leben zwischen Weiblichkeitsideal und sozialer Praxis – Handlungsspielräume einer „Gattin, Hausfrau und Mutter“ in Weimar um 1800. In: Frindte/Westphal, S. 117–142.

[40] Vgl. Ulrike Prokop: Die Illusion vom Großen Paar. Bd. 1: Weibliche Lebensentwürfe im deutschen Bildungsbürgertum 1750–1770. Frankfurt 1991, S. 34f.

[41] Vgl. Barbara Becker-Cantarino: Literarische Geselligkeit – Neue Handlungsspielräume für Frauen um 1800? In: Frindte/Westphal, S. 17–39, hier 36f. und Hardach-Pinke, S. 15–26.

zählt.[42] Freilich sollte auch der gesellschaftliche Widerstand gegen individuelle Lektüre von Mädchen nicht unterschätzt werden. Zum einen wimmelt es in der zeitgenössischen pädagogischen Literatur von Warnungen vor dem Lesen von „sittenverderbenden“ Romanen. Die Auswahl von geeigneten Mädchenbüchern müsse streng kontrolliert werden, wie es heißt. Zum anderen basieren die Vorbehalte auf der Tatsache, dass die planvolle Weiterbildung durch Lektüre ein anderes Selbstbild bei jungen Frauen erzeugt als die scheinbar zufällige Wissensvermittlung im Gespräch mit Eltern oder Ehemann. Eine Selbstwahrnehmung als „gelehrtes Frauenzimmer“ aber sei unbedingt zu vermeiden.[43]

Unproblematische Lernmöglichkeiten für Mädchen bestanden dagegen in geselligem Austausch und Reisen.[44] Als Beispiel dafür lassen sich die sorgfältig dokumentierten Bildungsreisen von Dorothea Schlözer anführen.[45] Diese kulturellen Betätigungen konnten in vielen Fällen auch nach der Eheschließung fortgesetzt werden. Denn gerade im wohlhabenden Bürgertum hatten sich die Lebensverhältnisse zum Vorteil der Frauen verändert. Eine Reihe von zeitraubenden Haushaltsarbeiten war weggefallen. Sei es, dass man Eigenherstellung durch Zukauf ersetzen konnte wie bei Seife, Tuch und Garn, sei es, dass bessere Methoden der Lebensmittelkonservierung eingeführt wurden, sei es, dass mehr Dienstboten zur Verfügung standen: Die praktisch-organisatorische Rolle der Hausmutter im „Ganzen Haus“ konnte nun weitgehend durch die Funktion einer kultivierten Gastgeberin und Gesprächspartnerin des Ehemannes ersetzt werden.[46]

Eine wichtige Rolle spielten in diesem Zusammenhang die Institutionen des informellen gesellschaftlichen und geistigen Austausches. Den Anfang machten für junge Mädchen die Bälle als Initiationsriten und Kontaktbörsen. Später, als verheiratete Frauen, eröffneten manche von ihnen einen eigenen künstlerisch-geselligen Salon. Für eine kurze historische Phase gelang es um 1800 zahlreichen geistvollen „Salonnièren“, Innenwelt und Außenwelt ihres Hauses zu einem lebendigen sozialen Netzwerk zu verschränken. Der Höhepunkt des „Salon-Zeitalters“ fällt mit der Lebenszeit der Universitätsmamsellen zusammen[47] , und so kultivierten einige von ihnen, besonders Caroline Michaelis, einen entsprechenden Kreis.

---

[42] Vgl. Heinrich Bosse: Bildungsrevolution 1770–1830. Heidelberg 2012, S. 50. Dort heißt es zusammenfassend: „Das Selberlernen, die Autodidaxe, ist der Rohstoff, aus dem die radikale Modernisierung erarbeitet wurde.“

[43] Vgl. Wulbusch, S. 175.

[44] Vgl. Hardach-Pinke, S. 62–70.

[45] Vgl. die beiden Reiseberichte der jungen Dorothea in diesem Band.

[46] Vgl. Becker-Cantarino, S. 34f.

[47] Vgl. Becker-Cantarino, S. 37f. sowie Hannah-Lotte Lund: Emanzipation in Halböffentlichkeit? Geschlechterverhältnisse und politische Partizipation im literarischen Salon um 1800. Eine Annäherung. In: Katharina Rennhak und Virginia Richter (Hgg.): Revolution und Emanzipation. Geschlechterordnungen in Europa um 1800. Köln–Weimar–Wien 2004, S. 33–47, hier S. 33.

Doch auch ohne feste Salon-Termine gab es für bürgerliche Frauen durchaus Möglichkeiten, an den geistigen Entwicklungen ihrer Zeit teilzuhaben. Zeitschriften wie die „Pomona für Teutschlands Töchter" (herausgegeben von Sophie von La Roche), Almanache und vor allem ausgedehnte Briefwechsel boten Gelegenheit zu schriftlichem Austausch und mitunter sogar öffentlicher Stellungnahme.

Schwieriger sah es freilich für diejenigen Frauen aus, die es wagten, sich selbst in umfassenderem Sinne als Schriftstellerinnen oder Gelehrte zu präsentieren und eigene Bücher zu veröffentlichen. Der deutsche Literatur- und Universitätsbetrieb, der sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zunehmend professionalisierte, brachte eine Generation aufstrebender gebildeter Bürgersöhne hervor, die sich mit erheblicher Aggression gegen weibliche Konkurrenz zur Wehr setzten.[48] Goethe beispielsweise verbrannte die Schriften seiner Schwester Cornelia[49]; Adolph Freiherr von Knigge behauptete gar, körperliche Krankheitssymptome zu entwickeln, wenn man ihn bei einer Gesellschaft neben eine Dame setze, die Anspruch auf Schöngeisterei oder gar Gelehrsamkeit erhebe.[50] Diese Ablehnung wurde im sozialen Bereich unterstützt durch die neue, strenge Trennung der Aufgabenbereiche von Mann und Frau, im philosophischen Bereich durch die Entwicklung des Geniebegriffs. Denn „Genie", die Voraussetzung für künstlerische Schaffenskraft, gestand man allgemein nur Männern zu.[51] Aus dem angeblich schwächeren, lediglich „nachahmenden" Talent der Frauen wurde auch ein geringerer Besitzanspruch an ihrem geistigen Eigentum abgeleitet – ein durchaus entscheidender Gesichtspunkt in einer Zeit, die überhaupt erst den Gedanken des Urheberrechts entwickelte.

Die Verlage andererseits äußerten durchaus den Wunsch nach längeren Manuskripten für die immer größer werdende Kundengruppe lesehungriger Frauen. Diese Texte sollten möglichst von weiblichen Autoren stammen, andererseits aber inhaltlich dem traditionellen Tugendkanon entsprechen, damit man sich dem Vorwurf entziehen konnte, die weibliche Jugend durch unsittliche Romane zu verderben. Corinna Heipcke fasst zusammen: „So entstand im ausgehenden 18. Jahrhundert, vor allem verstärkt seit den 1770er Jahren, eine zunehmend paradoxe Situation für Autorinnen. Sie sahen sich zum einen mit der durch den neuen Weiblichkeitsdiskurs geschürten Erwartung konfrontiert, als positive weibliche

---

[48] Vgl. Corinna Heipcke: Autorhetorik. Zur Konstruktion weiblicher Autorschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert. Frankfurt 2002, S. 13–17.

[49] Vgl. Heipcke, S. 17.

[50] In: Adolph Freiherr von Knigge: Über den Umgang mit Menschen, Teil 2, Kap .5. Zit. bei Heipcke, S. 17. Zur Problematik der „gelehrten Frauenzimmer" vgl. auch Rainer Baasner: Poesie „gelehrter Frauenzimmer" in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts am Beispiel Philippine Gatterers und Anna Louisa Karschs. In: Kurt Erich Schöndorf u. a.: Aus dem Schatten treten. Aspekte weiblichen Schreibens zwischen Mittelalter und Romantik. Frankfurt u. a. 2000 (Osloer Beiträge zur Germanistik Bd. 28), S. 11–26.

[51] Daher ist die Kühnheit Philippine Gatterers umso bemerkenswerter, die ganz unbefangen und scherzhaft von ihrem „Genius" spricht. Vgl. ihr Gedicht „Im Garten zu R." in dieser Ausgabe.

Figuren Frauen zu schildern, die ausschließlich als Gattinnen, Hausfrauen, Mütter oder Töchter tätig waren, bzw. weibliche Themen wie Haushalt, Freundschaft, tugendhafte Liebe und ländliche Natur zu behandeln. Zum anderen entsprachen die Autorinnen selbst durch den Öffentlichkeitsanspruch, den sie mit ihrer Autorschaft erhoben, weder diesem Weiblichkeitsideal noch der herrschenden Vorstellung von dem, was ein Autor sei."[52] Eine einigermaßen sozial akzeptable Konstruktion von weiblicher Autorschaft wurde daher für die Schriftstellerinnen der Zeit, unter ihnen auch die Universitätsmamsellen, zum drängenden Problem. Sie lösten die Schwierigkeit zumeist durch bestimmte konventionelle Demutsgebärden, die auch in den Texten der vorliegenden Ausgabe mehrfach auftauchen. Die erste Variante besteht in der Fiktion einer weiblichen „Sonntagsautorschaft"[53]: Die Autorin behauptet, ihre Texte seien nur das Produkt von Mußestunden, die nach getaner Hausarbeit übriggeblieben seien. Dabei wird selbstverständlich die geringe Qualität der entstandenen Werke eingeräumt. Eine zweite Variante besteht darin, einen männlichen Gönner zu präsentieren, der die Produkte weiblicher Schriftstellerei entdeckt und (womöglich sogar ohne Wissen der Autorin) veröffentlicht habe. Diesen Weg beschreitet Philippine Gatterer vor allem in ihren Anfangsjahren als Autorin. Eine dritte Möglichkeit, die besonders Therese Heyne wahrnahm, liegt einfach darin, unter männlichem Pseudonym (in diesem Fall demjenigen ihres Ehemanns Ferdinand Huber) zu publizieren.

Auch eine Betonung „weiblicher Themen" in der Schriftstellerei erleichterte den Autorinnen den Umgang mit den gesellschaftlichen Normen. Einigermaßen akzeptabel waren beispielsweise Texte weiblicher Urheber zum Thema „Pädagogik und Kinderpflege". Auch die Universitätsmamsellen nahmen diese Fragen in theoretischen wie auch fiktionalen Texten mit großem Engagement auf – und zwar nicht nur aus Gründen der sozialen Anpassung. Sie alle waren aufgrund ihrer Lebensumstände persönlich damit konfrontiert – schließlich hatten sie eigene Kinder zu erziehen und waren selbst in ihrer Jugend als Professorentöchter in den Genuss einer umfassenden Mädchenbildung gekommen. Sorgfältig bemühten sie sich daher beispielsweise darum, in Fragen der Kindergesundheit auf dem neuesten wissenschaftlichen Stand zu sein. Die Kindersterblichkeit war hoch, die Ursachen dafür aber noch weithin unbekannt. Philippine Gatterer immerhin reflektiert im Alter darüber, durch ihre Kenntnis von Vorsorge- und Diätregeln zur Gesundheitspflege beigetragen zu haben.[54] Besonders gefürchtet waren die „Blattern" (Pocken), die die Kinder häufig töteten oder lebenslang durch Narben entstellten. Von Lady Wortley-Montagu wurde in England zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine Impfung, die sogenannte Blattern-Inokulation entwickelt und bald auch auf dem Kontinent von fortschrittlichen Eltern angewandt. Doch es handelte sich um einen recht gefährlichen Eingriff, da Menschenpocken verwendet wur-

[52] Heipcke, S. 26.
[53] Vgl. Heipcke, S. 159.
[54] Vgl. Stummann-Bowert, S. 74.

den. (Die sichere Impfung mit Kuhpocken wurde erst 1796 erfunden.) Obwohl viele Kinder so ihr Leben verloren, war die Inokulation in Göttingen in akademischen Kreisen weit verbreitet, schützte sie doch zuverlässig vor den Blattern, wenn man sie überstanden hatte. Thereses Vater beispielsweise ließ alle seine Kinder impfen, nachdem er zwei an die Krankheit verloren hatte. Eines starb an der Impfung, die anderen aber waren fortan in Sicherheit.[55] Metas Bruder Georg Wedekind setzte sich als einer der ersten deutschen Mediziner für die Verbreitung der Pockenimpfung ein. Auch in den Texten der „Mamsellen“ taucht die Plage der Blattern und das Impfrisiko immer wieder auf.

Über die körperliche Kinderpflege hinaus waren alle Fragen der Bildung und Erziehung eines der großen Modethemen der Epoche von 1700-1800. Bereits die Zeitgenossen bezeichneten ihre Gegenwart als „pädagogisches Jahrhundert“.[56] Die Basis dieser Selbsteinschätzung ist in den Kerngedanken der Aufklärung zu suchen. Der von Kant postulierte „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“[57] ist nur durch eine systematische Ausbildung im kritischen Denken, eine frühe „Auf-Klärung“ der Heranwachsenden zu erreichen. Wie diese Erziehung vom Säuglings- bis zum Erwachsenenalter auszusehen hat, wo ihre Möglichkeiten und Grenzen liegen und wie die dafür notwendige Professionalisierung der Mutterrolle bewerkstelligt werden kann, ist eine zutiefst pädagogische Frage. Sie wurde in ganz Europa von Philosophen und Schriftstellern, aber auch von breiten Schichten der Gesellschaft mit großer Leidenschaftlichkeit diskutiert. Eine zentrale, wenn auch umstrittene Position nahm dabei, wie schon erwähnt, der Beitrag von Jean-Jacques Rousseau ein. In seinen Schriften, insbesondere der pädagogischen Abhandlung „Emile“ von 1762[58], wurde erstmals die Kindheit als eigenständige Phase der menschlichen Entwicklung wahrgenommen. Eltern und Erzieher wurden ermahnt, das Spiel des Kindes beobachtend zu begleiten und der grundsätzlich als positiv angesehenen „Naturentwicklung“ Raum zu geben, statt durch frühen Drill eine schädliche Deformation zu verursachen. Mütter sollten ihre Kinder selbst stillen (wie es beispielsweise Philippine Gatterer dann auch tat) und ihnen körperliche und seelische Bewegungsfreiheit lassen, statt sie fremden Ammen anzuvertrauen, sie in enge Binden einzuwickeln und für kindliche Lebensäußerungen zu bestrafen. Auch die Frauen selbst sollten in ihrer Kleidung auf das Korsett verzichten, das als unnatürliche Einengung angesehen wur-

---

[55] Vgl. Ulrike Bergmann: Die Mesalliance. Georg Forster: Weltumsegler, Therese Forster: Schriftstellerin. Frankfurt – Wien – Zürich 2008, S. 86.

[56] Vgl. Hans Scheuerl: Das pädagogische Jahrhundert. Aufklärung, Bildung, Humanität. In: Ders. (Hg.): Lust an der Erkenntnis. Die Pädagogik der Moderne. München 1992, S. 45 und Heinz-Elmar Tenorth: Geschichte der Erziehung. Einführung in die Grundzüge ihrer neuzeitlichen Entwicklung. Weinheim – München 2010 (5. Aufl.), S. 79.

[57] Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Berlinische Monatsschrift. Dezember-Heft 1784, S. 481–494.

[58] Vgl. Jean-Jacques Rousseau: Emil oder über die Erziehung, übers. von Ludwig Schmidts, Paderborn 2001 (13. Aufl.).

de. Meta Wedekind war später dafür bekannt (und in der Göttinger Gesellschaft berüchtigt), dass sie sich diese Ermahnung konsequent zu Herzen nahm.

In Gegensatz zu Rousseaus modern anmutenden Positionen steht freilich seine deutlich anti-intellektuelle Grundhaltung. Lesen und Schreiben waren nach seiner Auffassung von jüngeren Kindern fernzuhalten – mit dem Studium von Büchern sollte erst im Alter von zwölf Jahren begonnen werden, und dann auch nur behutsam. Als erste (und für eine lange Phase einzige) Lektüre war *Robinson Crusoe* vorgesehen. Die Mädchenerziehung, die im fünften Buch des „Emile" ausführlich behandelt wird, beschränkte sich weitgehend auf Puppenspiel, Handarbeit und Zeichnen. Denn Frauen waren nach Auffassung des Autors von Natur aus hauptsächlich dafür geschaffen, den Männern zu gefallen, sie zu trösten und zu versorgen. Daher sollten Mädchen frühzeitig zu Selbstbeherrschung, Sanftmut und Rücksicht auf ihren guten Ruf erzogen werden.

So einseitig uns Rousseaus Ansichten heute erscheinen mögen und so kritisch sie auch von Zeigenossen kommentiert wurden (zumal der Verfasser selbst seine fünf unehelichen Kinder ins Waisenhaus brachte), so entscheidend veränderte sein Werk doch den Blick auf die ersten Lebensjahre und auf die verantwortungsvolle Rolle der Eltern und Erzieher.[59] Erst durch ihn wurde die intensive Diskussion über pädagogische Fragen angefacht, die jahrzehntelang für Gesprächsthemen in Salons und Hörsälen, in Teekränzchen und Reformzirkeln sorgte.[60]

Im Bereich des Bildungswesens brachten die Gedanken Rousseaus die Anfänge einer professionellen Pädagogik hervor. Eine jüngere Generation – ihr entstammten auch die Eltern der Universitätsmamsellen![61] – bewunderte seine Ideen, nahm sich aber zugleich vor, sie weiterzuentwickeln und der Realität anzupassen.[62] Johann Bernhard Basedow (1724-1790) gilt als Begründer und bedeutendster Vertreter der pädagogischen Bewegung des „Philanthropismus". 1771 gründete er in

---

[59] Vgl. Tenorth, S. 82.

[60] Einen Beleg für Rousseaus Bedeutung in Deutschland bieten Schillers empörte Zeilen über das wenig prunkvolle Grab des Philosophen, geschrieben 1782, also vier Jahre nach dessen Tod:
„Monument von unsrer Zeiten Schande!
Ewge Schandschrift deiner Mutterlande!
Rousseaus Grab, gegrüßet seist du mir.
Fried und Ruh den Trümmern deines Lebens!
Fried und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried und Ruhe fandst du hier."
„Rousseau". Aus: Friedrich Schiller: Werke in drei Bänden, hg. von Herbert G. Göpfert, München – Wien 1982, Bd. 1, S. 41.
1794 ließ der jakobinische Wohlfahrtssausschuss übrigens Rousseaus Leichnam feierlich ins Pariser Panthéon überführen.

[61] Die Geburtsdaten der Väter: Wedekind 1716, Michaelis 1717, Gatterer 1727, Heyne 1729, Schlözer 1735.

[62] Vgl. Tenorth, S. 107.

Dessau das Philanthropinum, eine „avantgardistische Modellschule"[63] mit Lehrerseminar, die freilich wegen organisatorischer Mängel und Streitigkeiten schon 1793 wieder geschlossen werden musste. Dennoch wirkten ihre Prinzipien weiter: Anschaulichkeit des Unterrichts, Verwendung von spielerischen und sportlichen Elementen, Erziehung zu religiöser Toleranz und vor allem eine konsequente Orientierung an lebenspraktischen Inhalten wie modernen Sprachen, Naturwissenschaften und Handwerk. Gebildete, nicht gelehrte junge Menschen sollten aus dieser Schule hervorgehen.[64] In der Mädchenbildung freilich bedeutete Basedows Konzept eine Festschreibung restriktiver Positionen, wie die moderne Forschung erkannt hat: „Es sind vor allem die den Bildungsanspruch von Frauen einschränkenden Gedanken, die von Rousseau ihre Autorität gewinnen und in Deutschland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor allem von den Philanthropisten (...) weitergetragen und ausgebaut werden."[65] Bis ins Innerste der weiblichen Psyche sollte der Einfluss der Pädagogen reichen und so eine „instinktive" Unterordnung hervorbringen, die letztlich noch erdrückender wirkte als der Anspruch der frühen Aufklärer auf äußerliches Wohlverhalten von Mädchen.

Es ist daher wenig überraschend, dass August Ludwig Schlözer, der aufklärungsgeprägte Vater Dorotheas, dieser Denkweise den Krieg erklärte. Seine Tochter bezeichnete er sogar ausdrücklich als seinen „Anti-Basedow".[66] Dies freilich sieht in den Augen heutiger Forscher ebenfalls etwas verdächtig aus, denn es trägt dazu bei, den umfassenden Bildungsweg der jungen Dorothea als eine Art Menschen-Experiment zur Untermauerung der väterlichen Thesen erscheinen zu lassen.[67] An einem wichtigen Punkt blieb Schlözer außerdem aus heutiger Sicht hinter Basedow zurück: Im Bereich der Sexualaufklärung plädierte er dafür, die Mädchen möglichst lange in unwissender „Reinheit" zu belassen, während Basedow auf sachliche Information als besten Weg zur Tugendbewahrung setzte.[68] Hier gingen übrigens die Meinungen auch zwischen den Mamsellen auseinander: Philippine Gatterer schlug im Prolog zu ihrem „Neujahrs-Geschenk für liebe Kinder" relativ unbefangene Offenheit vor, während Meta Forkel in ihren Ausführungen zur „weiblichen Delikatesse" den entgegengesetzten Standpunkt einnahm.[69]

---

[63] Vgl. Anton Schindling: Bildung und Wissenschaft in der Frühen Neuzeit 1650–1800. München 1994, S. 35.

[64] Vgl. zu dieser Unterscheidung Bosse, S. 327–350.

[65] Vgl. Christiane Brokmann-Nooren: Weibliche Bildung im 18. Jahrhundert. „Gelehrtes Frauenzimmer" und „gefällige Gattin". Oldenburg 1994, S. 267.

[66] Kern, S. 55. Vgl. auch unsere Kurzbiographie zu Dorothea.

[67] Vgl. Kern, S. 58.

[68] Vgl. Kern, S. 90ff.

[69] Beide Texte sind in unserer Sammlung abgedruckt.

In fruchtbarer Spannung zum Erziehungs-Konzept der Philanthropisten um Basedow standen die Gedanken des Neuhumanismus, vertreten unter anderem durch Herder, Goethe und Humboldt.[70] Einen wiederum anderen Schwerpunkt setzte Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1827) in seinen Schriften und seiner Arbeit.[71]

Angesichts dieser Vielfalt der pädagogischen Theorien erscheint es verständlich, dass gegen Ende des Jahrhunderts eine kritische Gesamtschau in Angriff genommen wurde. Unter Leitung von Joachim Heinrich Campe, einem führenden Philanthropisten, erschien von 1785 bis 1792 die 16-bändige Sammlung „Abriss der allgemeinen Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens", in der zahlreiche Autoren zu verschiedenen Aspekten der Pädagogik Stellung bezogen. Auch eine kommentierte Übersetzung von Rousseaus „Emile" war in dem Werk enthalten. Gegenüber der Mädchenerziehung wiederholten sich im Wesentlichen die Positionen Rousseaus. Mädchen sollten getrennt von Jungen unterrichtet werden, am besten von weiblichen Lehrkräften[72], weil sich ihre „Bestimmung" von der ihrer männlichen Altersgenossen unterscheide. Frauen wurden in dieser Argumentation quasi als Berufsgruppe aufgefasst, der man vorrangig das Handwerkszeug für ihre künftige Rolle mitzugeben hatte[73] – eine enorm wichtige Rolle freilich, denn das Schicksal kommender Generationen hing immerhin von der gelingenden Erziehung ab. Von Anfang an hatte die künftige Mutter sich daher in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen.[74] Die umfassend ausgefüllte Hausfrauentä-

---

[70] Auch sie hatten das Ideal des lateinisch schreibenden Hofgelehrten längst überwunden (vgl. Schindling S. 47), sahen jedoch die umfassende, philosophisch-ästhetische Ausbildung des Individuums als Ziel pädagogischer Bemühungen an. Dabei orientierten sie sich an Vorbildern der klassischen Antike. Dagegen erschien ihnen eine allzu sehr an den praktischen Erfordernissen des Berufslebens orientierte Erziehung fragwürdig, da die Welt einem ständigen Wandel unterliege und die künftigen Lebensumstände der Zöglinge nicht vorhersehbar seien. Vgl. dazu auch Bosse, S. 47.

[71] Für ihn war soziales Bewusstsein, die Vorbereitung auf ein Leben in Gemeinschaft, das letzte Ziel der Erziehung. Er bemühte sich um eine verbesserte Volksbildung, insbesondere auf dem Land, wollte die Schüler zu Verantwortungsbewusstsein, Selbstorganisation und Eigeninitiative motivieren, legte großen Wert auf praktische Erfahrung als Unterrichtsmethode und ermahnte die Lehrer dazu, ihre Erziehung an den individuellen Anlagen der einzelnen Kinder auszurichten. (Vgl. Rebekka Horlacher: Volksbildung als Berufsbildung bei Pestalozzi. In: Hanno Schmitt, Rebekka Horlacher, Daniel Tröhler (Hgg.): Pädagogische Volksaufklärung im 18. Jahrhundert im europäischen Kontext: Rochow und Pestalozzi im Vergleich. Bern – Stuttgart – Wien 2007, S. 112–124.) Seinen eigenen Sohn freilich benannte er nach Rousseau und versuchte, ihn streng nach den Vorgaben des „Emile" zu erziehen, womit er ihn völlig überforderte. Die wichtigsten Prinzipien seiner Lehre legte er nicht etwa in einer wissenschaftlichen Abhandlung dar, sondern in dem Volksroman „Lienhard und Gertrud", der ab 1781 in vier Teilen erschien.

[72] Vgl. Simone Austermann: Die „Allgemeine Revision". Pädagogische Theorieentwicklung im 18. Jahrhundert. Bad Heilbrunn 2010, S. 87.

[73] Vgl. Christa Kersting: Die Genese der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Campes „Allgemeine Revision" im Kontext der neuzeitlichen Wissenschaft. Weinheim 1992, S. 384 und Austermann, S. 161f.

[74] Vgl. Kersting, S. 305.

tigkeit stellte somit für die Verfasser der „Allgemeinen Revision“ den eigentlichen Kern der weiblichen Bestimmung dar – im Gegensatz zur Auffassung Rousseaus, der vorwiegend eine anschmiegsame Gefährtin des Mannes heranziehen wollte.[75] Dabei legten die deutschen Autoren außerdem großen Wert auf die Feststellung, dass man keineswegs eine geistige Unterlegenheit des weiblichen Geschlechts behaupten wolle. Akademische Anstrengungen seien für Mädchen vielmehr einfach unnötig. Im „Emile“-Kommentarband der „Allgemeinen Revision“ von 1791 schreibt Ernst Christian Trapp: „man traut dem Manne, wo es auf Wissenschaften und Künste ankömmt, immer mehr Gründlichkeit zu. Ich halte dies für ein Vorurtheil, das aus dem unrichtigen Begriffe von Gründlichkeit entsteht. Gesetzt aber, es wäre an dieser Gründlichkeit nichts auszusetzen: so bedürfen ihrer doch die Mädchen nicht; ihr Verstand muß meines Erachtens nicht scientivisch-systematisch gebildet werden.“[76]

Die Universitätsmamsellen, zu diesem Zeitpunkt (mit Ausnahme von Dorothea) bereits erfahrene Mütter, werden Trapps Ausführungen gewiss mit Interesse studiert haben.

[75] Vgl. Kersting, S. 385.
[76] Allgemeine Revision Bd. 16, Anm. S. 99, zit. nach Kersting, S. 383.

Philippine Gatterer



Abb. 4: Philippine Gatterer 1780

Magdalene Philippine Engelhard, geb. Gatterer

Kurzbiographie

Magdalene Philippine Gatterer wurde am 21. Oktober 1756 in Nürnberg geboren.[77] Sie war das dritte Kind (eines der vorher geborenen zwei Kinder war gestorben) von Johann Christoph Gatterer und seiner Ehefrau Helene Barbara. Im Jahre 1759 wurde ihr Vater als Professor für Reichshistorie und Diplomatik an die Universität Göttingen berufen. Von 15 Kindern der Familie erlebten 9 das Erwachsenenalter.

Philippine genoss eine freiheitliche und bildungsfreudige Erziehung in einem gastfreundlichen Haus in der Goetheallee in Göttingen. Das literarische und akademische Umfeld der Universität und der Umgang mit den Familien anderer Professoren wie Christian Gottlob Heyne, Abraham Gotthelf Kästner, August Ludwig Schlözer und Georg Christoph Lichtenberg wirkten prägend auf sie. Schon früh befasste sie sich mit literarischen Versuchen. Auch Heinrich Christian Boie,[78] der Gründer des Göttinger Musenalmanachs, gehörte zu den häufigen Gästen in ihrem Elternhaus. Boie berichtete am 12. August 1775 seiner Schwester: „Unter den Mädchen hier geh ich am meisten mit Gatterers Töchtern um. Die zweyte, die ich am meisten schätze, ist nichts weniger als hübsch, aber so ein gutes Mädchen als ich eines kenne und mehr Verstand und Geist dabey, als Mädchen gewöhnlich haben.“[79]

Er entdeckte auch, dass Philippine Lyrik verfasste. Erste Veröffentlichungen ihrer Gedichte erfolgten durch Johann Heinrich Voß[80] im Vossischen Musenalmanach („Lied“, „An den Mond“) im Jahre 1776 unter dem Pseudonym „Rosalia“.[81] Danach wurden auch im Göttinger Musenalmanach Gedichte von Philippine, jedoch unter dem Pseudonym „Juliane S.“ veröffentlicht. Weitere Texte erschienen dann jedoch unter ihrem wirklichen Namen. Es folgten später noch viele

---

[77] Vgl. zur Biographie vor allem: Ruth Stummann-Bowert (Hg.): Philippine Engelhard, geb. Gatterer: „Laß die Dichtkunst mich begleiten bis zum letzten Lebensgang“. Ausgewählte Gedichte. Würzburg 2008, S. 13–95.

[78] Zu Heinrich Christian Boie (1744 – 1806) vgl. unser Personenverzeichnis und Adalbert Elschenbroich: „Boie, Heinrich Christian“ in: Neue Deutsche Biographie 2 (1955), S. 423–424 (Onlinefassung).

[79] Erich Ebstein: Gottfried August Bürger und Philippine Gatterer. Ein Briefwechsel aus Göttingens empfindsamer Zeit, Leipzig 1921, S. 17.

[80] Zu Johann Heinrich Voß (1751 – 1826) vgl. Personenverzeichnis S. 323 und Gerhard Hay: Johann Heinrich Voss. In: Gunter Grimm und Frank Rainer Max (Hgg.): Deutsche Dichter Bd. 4, Stuttgart 1989, S. 189–198.

[81] Vgl. Ebstein, S. 170.

Veröffentlichungen, unter anderem in Musenalmanachen und Zeitschriften in ganz Deutschland.[82]

Gottfried August Bürger[83], der mit Boie befreundet war, wurde auf Philippine aufmerksam und begann einen Briefwechsel mit ihr, aus dem wir einige Auszüge abdrucken. Bürger wurde Philippines „poetischer Beirat“, eine Art Mentor, dennoch hielt sich sein Einfluss in Grenzen, da sie sehr selbstbewusst auf seine Ratschläge reagierte. Als Boie Göttingen verließ, wurde zunächst der Dichter Friedrich Günther Goeckingk[84], später Bürger der Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs.

In dieser Zeit lernte Philippine den russischen Fürstensohn Meschersky kennen und lieben, der ihre Neigung offenbar erwiderte. Doch wenig später wurde er von Zarin Katharina zurückgerufen, da ein russisch-türkischer Krieg drohte. Einige Monate erhielt die Freundin von ihm noch Briefe, dann jedoch verliert sich seine Spur. Philippine kam nur schwer über diesen Verlust hinweg. Die bis dahin eher heitere Grundstimmung ihrer Gedichte änderte sich, es entstanden düstere Verse, sogar Todesphantasien (z. B. „Der Abendspaziergang“). Mit Hilfe enger Freunde, beispielsweise der Pfarrersfamilie aus dem Nachbarort Rosdorf, suchte sie ihre Lebensfreude zurückzugewinnen.

Gegen den Rat ihrer Gönner (Boie und Bürger), die sie zur Zurückhaltung mahnten, ergriff Philippine die Initiative und bereitete die Veröffentlichung eines Gedichtbandes vor, der durch den Verleger Johann Christian Dieterich[85] 1778 in Göttingen publiziert wurde (290 Seiten, 46 Gedichte, 5 Vertonungen, 4 Kupferstiche).

Auf den modernen Leser wirken einige ihrer Verse sentimental, ja nahezu kitschig. Doch dann wieder überrascht die Dichterin mit unerwartet modernen, frechen und witzigen Formulierungen.

Die zweite Sammlung von Gedichten erschien 1782 und eine dritte Sammlung 1821. Häufig sind die Texte durch Melodien verschiedener Komponisten ergänzt. Am Ende des 18. Jahrhunderts war Philippine eine der populärsten und am häufigsten vertonten Liederdichterinnen im deutschen Sprachraum.[86]

---

[82] Vgl. Stummann-Bowert, S. 242 ff.

[83] Zu Gottfried August Bürger (1747–1794) vgl. unser Personenverzeichnis und Kurt Schreinert: „Bürger, Gottfried August“ in: Neue Deutsche Biographie 2 (1955), S. 744–746 (Onlinefassung).

[84] Zu Leopold Friedrich Günther von Goeckingk (1748–1828) vgl. unser Personenverzeichnis und Adalbert Elschenbroich: „Goeckingk, Leopold Friedrich Günther von“ in: Neue Deutsche Biographie 6 (1964), S. 510 f. (Onlinefassung).

[85] Johann Christian Dieterich (1722–1800), ein enger Freund Georg Christoph Lichtenbergs, war Universitätsbuchhändler und Verleger in Göttingen. Die von ihm gegründete „Dieterichsche Verlagsbuchhandlung“ existiert noch heute. Unter ihrem Dach erschienen beispielsweise der „Göttinger Musenalmanach“, der „Göttinger Taschenkalender“ und die „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“.

[86] Vgl. Stummann-Bowert, S. 15.

Das Bändchen „Neujahrs-Geschenk für liebe Kinder“, aus dem wir das Vorwort und eine Reihe von Gedichten abdrucken, erschien 1787 und wurde sofort ein großer Erfolg. Die Subskriptionsliste, in die sich künftige Käufer des Buches eintrugen, gilt mit 600 Unterschriften als eine der längsten in der Frauenliteratur des 18. Jahrhunderts überhaupt. Besonders viele Händler- und Handwerkerfamilien nutzten die Gelegenheit, das begehrte Werk vorab für sich zu reservieren.[87] Erzieherische Aspekte, die im Sinne der Aufklärungspädagogik wirken sollen, spielen eine große Rolle in dieser Sammlung von Kindergedichten. Selbst über behutsame Sexualerziehung im Sinne aufgeklärter Offenheit denkt die Autorin nach.

Sehr häufig sind Philippines Gedichte als „Gelegenheitslyrik“ anzusehen, gedacht als Geschenk z. B. zu Geburtstagen, Jubiläen und Hochzeiten. Trotz dieser zeitgebundenen Entstehungsumstände fand sie es selbstverständlich, auch solche alltagsnahen Texte in ihre Gedichtsammlungen aufzunehmen und somit der Nachwelt zu überliefern.[88] Andere ihrer Werke stellen sich als Erlebnislyrik dar und spiegeln die alltäglichen Erfahrungen der Autorin – doch nicht nur in ernstem, gefühlvollem Ton, sondern oft auch geistvoll und selbstironisch. Gerade heitere Texte gelangen ihr besonders gut. Aus unserer Sicht verdient Philippine durchaus einen Ehrenplatz in der kleinen Gruppe humoristischer Schriftstellerinnen deutscher Sprache.

Der Verleger Dieterich trat eines Tages mit dem Wunsch an sie heran, ein Ölporträt anfertigen zu lassen, damit er dies als Vorlage für einen Kupferstich im Göttinger Musenalmanach verwenden könne. Der Hofmaler Johann Heinrich Tischbein der Ältere[89], der in Kassel wohnte, erstellte dieses Ölgemälde.

[87] Vgl. Ruth P. Dawson: The Contested Quill. Literature by Women in Germany 1770–1800. Newark – London 2002, S. 210f.

[88] Zur Würdigung von „Gelegenheitsdichtung“, die im Vergleich zu „Erlebnislyrik“ heute in der Literaturwissenschaft nicht mehr pauschal abgewertet wird, vgl. Wulf Segebrecht: Das Gelegenheitsgedicht. Ein Beitrag zur Geschichte und Poetik der deutschen Lyrik. Stuttgart 1977, S. 1–14.

[89] Johann Heinrich Tischbein der Ältere (1722–89) war der bekannteste Vertreter einer bedeutenden Malerfamilie und zu dieser Zeit bereits gesellschaftlich sehr angesehen. Die Auftragsvergabe an ihn belegt die Wertschätzung, die man Philippine entgegenbrachte.



Abb. 5: Frontispiz des Göttinger Musenalmanachs von 1781

Zu einer ihrer Sitzungen erschien der Kriegsrat Johann Philipp Engelhard, der sich in Philippine verliebte und offenbar auf Gegenliebe stieß. Am 23. November 1780 fand die Trauung statt, und zwar in der Rosdorfer Kirche durch den befreundeten Pfarrer Frank. Die Ehe Philippines war, anders als die meisten Beziehungen der übrigen Universitätsmamsellen, offenbar sehr glücklich und dauerte bis zum Tod des Gatten im Jahr 1818.

Das junge Paar zog in das Haus der Schwiegermutter in der Innenstadt von Kassel. Schon bald wurde Philippine schwanger. Der Verdienst des Ehemannes war gering, daher suchte die selbstbewusste junge Autorin im Laufe der Zeit nach Gelegenheiten, mit ihren Werken Geld hinzuzuverdienen, zumal später eine große Kinderschar zu ernähren war. Offenbar wurde dieser Lebensentwurf von beiden Ehepartnern ohne große Konflikte getragen. Auseinandersetzungen gab es höchstens mit der Herkunftsfamilie des Gatten. Nach schwierigen Jahren im Haus der Schwiegermutter kaufte Philippine mit ihrem Mann zum Entsetzen der feinen

Gesellschaft ein Gartengrundstück vor den Toren Kassels (dort wohnten sonst nur einfachere Leute wie Handwerker), ließ ein Haus darauf bauen und die Familie zog dorthin. Sie ernährten sich unter anderem von selbst gezogenem Gemüse, Ziegenmilch und Eiern aus dem eigenen Hühnerhaus, sodass Philippine im Stil des „Ganzen Hauses" für ihre Großfamilie wirken konnte.[90] Insgesamt brachte sie zehn Kinder (fünf Mädchen und fünf Jungen) zur Welt, die sie selbst stillte. Die Entscheidung, auf eine Amme zu verzichten, war trotz der entsprechenden Empfehlung Rousseaus in vornehmen Kreisen selten. Trotz der sehr hohen Kindersterblichkeit jener Zeit erreichten Philippines Kinder allesamt das Erwachsenenalter – ein damals außergewöhnlicher Glücksfall.

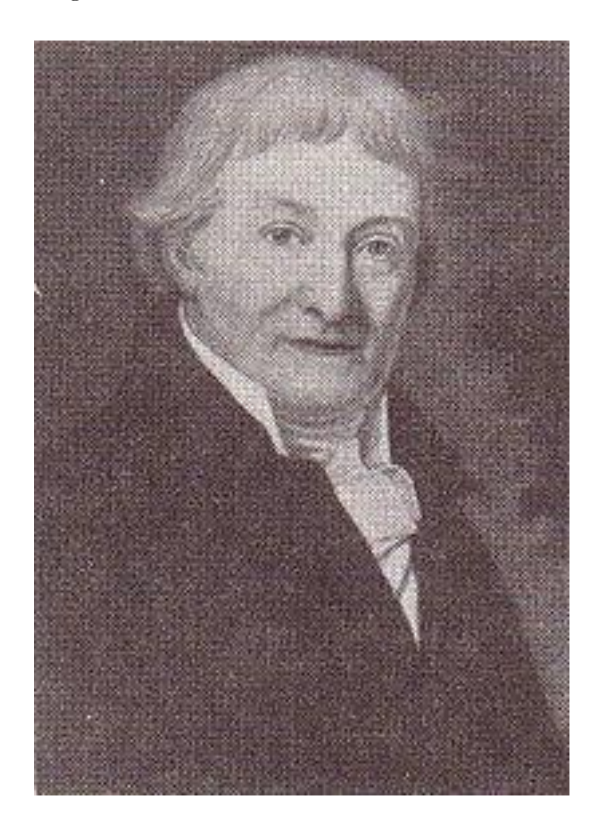


Abb. 6: Johann Philipp Engelhard um 1810

In Kassel pflegte Philippine auch Kontakte zu den Brüdern Grimm, insbesondere zu Jacob (der sich freilich mitunter recht abfällig über sie äußerte[91]). Ein Wendepunkt in dem Leben der großen Familie trat ein, als der Kaufmann Johann Gott-

[90] Vgl. die Ausführungen zu Rousseau in unserer Einleitung.
[91] Vgl. Stummann-Bowert, S. 38–40.

lob Nathusius[92] zur Eröffnung des Reichstags 1808 in Kassel eintraf. Philippine hatte zu diesem Anlass die Vermietung ihres Gartenhauses angeboten. Nathusius nahm dieses Angebot an und wohnte einige Monate darin. In dieser Zeit lernte er die Kinder seiner Gastfamilie kennen. 1809 heiratete er trotz des großen Altersunterschiedes Louise Engelhard (1787 – 1875). Die finanziellen Nöte der Engelhards hatten durch den erfolgreichen Schwiegersohn ein Ende. Das Ehepaar Nathusius begründete eine weitverzweigte Industriellendynastie, die bis heute bekannte Unternehmer, aber auch Wissenschaftler und Künstler hervorbringt.

In späteren Jahren fertigte Philippine Übersetzungen aus dem Französischen an (Lieder des damals populären französischen Volkssängers Pierre-Jean de Béranger).[93] Am 28. September 1831 starb sie während eines Besuchs bei ihrer Tochter Caroline in Blankenburg (Harz) an einem Schlaganfall. Sie war von Magdeburg schon kränkelnd aus Furcht vor der Cholera zu ihrer Tochter gereist. Ihre Nachkommen ließen auf den Grabstein einen Teil des letzten Absatzes ihres Gedichtes „Der Dichterin Wünsche. 1808" schreiben:

„Laß mich spät noch in die Saiten
Mischen den Naturgesang.
Laß die Dichtkunst mich begleiten
Bis zum letzten Lebensgang."[94]

[92] Johann Gottlob Nathusius (1760–1835) absolvierte eine kaufmännische Lehre in Berlin und wurde Handlungsdiener. Ein Studium war aus finanziellen Gründen nicht möglich, daher bildete er sich autodidaktisch weiter. Später arbeitete er als Buchhalter bei der Firma Sengewald in Magdeburg. Nach dem Tod des Inhabers übernahm er 1785 mit einem Teilhaber das Unternehmen. Nachdem das staatliche Tabakmonopol aufgehoben wurde, nutzte er die Gelegenheit und gründete eine Fabrik zur Herstellung von Schnupf- und Pfeifentabak, die nach einem Jahr schon 60 Arbeiter beschäftigte. Hinzu kam der Anbau von Zichorie, die als Kaffee-Ersatz diente. Nach der Heirat erwarb er 1810 das aufgehobene Zisterzienserinnen-Kloster mitsamt dem Klostergut Althaldensleben. Auf seinem weitläufigen Landbesitz begründete er in den folgenden Jahren eine florierende Landwirtschaft, vor allem aber, teilweise an diese anknüpfend, in rascher Folge eine Vielzahl gewerblich-industrieller Betriebe, u. a. mehrere Getreidemühlen, eine Fabrik für Teigwaren, eine Brauerei sowie eine Obstwein- und Essigfabrik, Ziegeleien, Steinbrüche, eine Steingut- und eine Gipsfabrik, eine Eisengießerei, einen Kupferhammer und eine Maschinenfabrik. Dieses Konglomerat von Wirtschaftsunternehmen ist als erster Industriekonzern Deutschlands anzusehen. Vgl. Hans Jaeger: „Nathusius, Johann Gottlob" in: Neue Deutsche Biographie 18 (1997), S. 748 f. (Onlinefassung).

[93] Pierre-Jean de Béranger (1780–1857) ist heute als Dichter fast vergessen, galt aber zu Lebzeiten als Berühmtheit. Vgl. Eckart Kleßmann: Universitätsmamsellen S. 317.

[94] Vgl. Stummann-Bowert, S. 80; Neue Gedichte von Philippine Engelhard gebohrne Gatterer. Dritte Sammlung. Nürnberg 1821, S. 251.

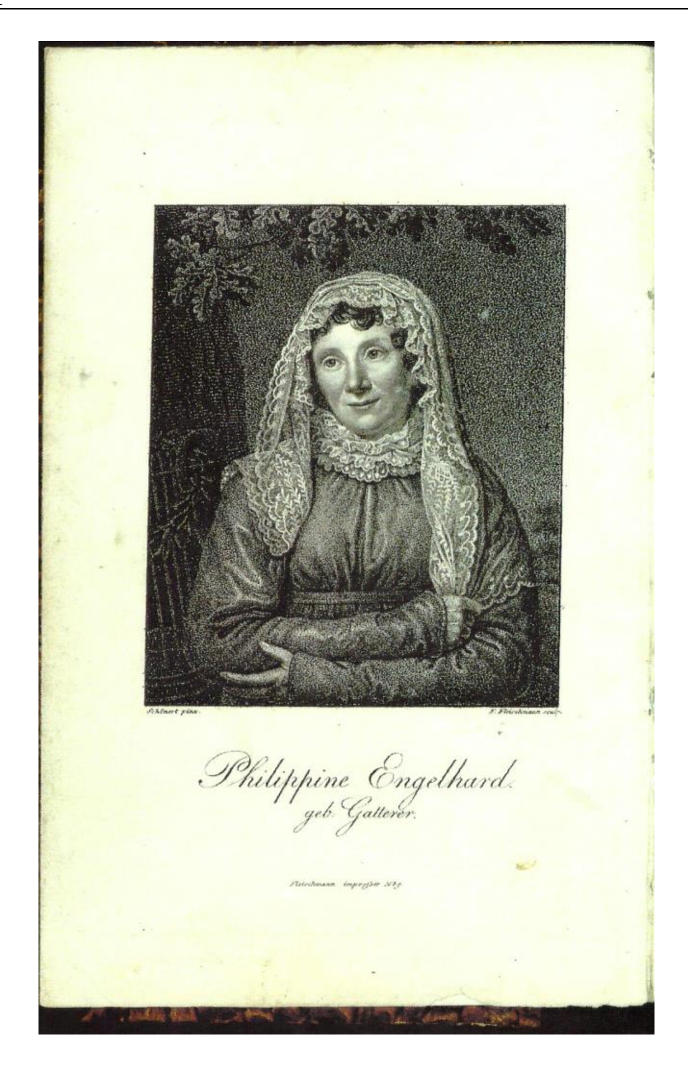


Abb. 7: Philippine Engelhard um 1813

Philippine war aufgrund ihrer freiheitlichen bildungsfreudigen Erziehung zu einer selbstbewussten Frau geworden. In ihrer Lyrik wich sie von manchen Regeln der damaligen Poetik ab, nahm zum Beispiel einen eigenen „Genius" für sich in Anspruch, obwohl dies Frauen allgemein nicht zugestanden wurde.[95] Sie nahm die Veröffentlichung ihrer Gedichte selbst in die Hand, obwohl ihr einflussreiche Personen abgeraten hatten und strebte mit Unterstützung ihres Ehemanns nach einem eigenen Einkommen.

[95] Vgl. „Im Garten zu R."

Zu keiner Zeit ließ sie sich ganz von ihrer literarischen Arbeit abbringen. Uns haben besonders die Gedichte gefallen, die Situationen aus dem Alltagsleben beschreiben („Anstalten zur Geburtstagsfeier des lieben Mannes"), ihre Verse über alltägliche Gegenstände („Der Muff", „Der Fächer"), ihre humorvollen und selbstironischen Gedichte, wie „Große und kleine Gedanken über meine Nase". In vielen Texten kommt ihre Naturverbundenheit zum Ausdruck (Gartengedichte, „Aus der Brieftasche eines Frauenzimmers"). Für Kinder schrieb sie einfühlsame Gedichte über alltägliche Begebenheiten („Die Beule", „Der große Hund", „Das Bettelmädchen mit dem verbrannten Arm"), in denen ihre Vorstellung von einer zugleich wertbewussten und liebevollen Pädagogik sichtbar wird.

Die verschiedenen Lebensentwürfe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind in Philippines Handeln, aber auch in ihren Gedichten erkennbar. Sie ging eine Liebesehe ein und nicht die sonst noch oft von Eltern geplante Vernunftehe, griff ihrerseits aber lenkend in die Partnerwahl ihrer Kinder ein. Einige Gedanken von Rousseau setzte sie in die Tat um, wie eigenes Stillen der Kinder und naturnahes Leben, andere ignorierte sie.

Ganz ohne Klagen verlief ihr Leben nicht. Manchmal hatte sie finanzielle Probleme. Auch schildert sie den Wunsch nach größerer Freiheit („Mädchenklage"). Im Alter klagte sie häufig über Einsamkeit und über schwindende Anerkennung in der literarischen Welt. Es war ihr schmerzlich bewusst, dass ihr Schreibstil den künstlerischen Maßstäben der aufkommenden Romantik nicht mehr genügte, und so erklärte sie resignierend in einem Brief, der vermutlich an Gustav Schwab gerichtet war:

„Übrigens bescheide ich mich freilich gern in dem Strom der jetzigen Zeit mit unterzugehn. Mich tröstet die ehrenwerte Gesellschaft!"[96]

[96] Zit. nach. Stummann-Bowert, S. 79.

Briefwechsel zwischen Philippine Gatterer und Gottfried August Bürger

Bürger an Philippine[97]

W(öllmershausen), den 10ten 7br. 1777[98].

So wollen wir denn endlich einmal unsern abgeredeten Briefwechsel anfangen. Zwar weist meine Uhr schon auf elfe, und der Bote trillt[99] mich gewaltig, ihn abzufertigen; aber der Anfang soll und muß gemacht seyn, sonst wird in diesem Leben nichts draus.

Nun räuspere dich Verstand, und gieb hübsch was Gescheidtes von dir. – Da stehen die Ochsen am Berge[100]. Ja, wenn ich nun hübsch ihren poetischen Liebhaber spielen dürfte, dann sollten Sie mal schauen, was für ein Kasten voll schöner Raritäten sich aufthun würde. Die Liebe ist doch fürwahr! das Salz der Erde, ohne welches kein einziges Gericht beym Gastmale des Lebens schmeckt. Leider! mir versalzt sie auch gar viele Gerichte.

Aber weiß ich denn nun schlechterdings sonst gar nichts? Nein! ganz und gar nichts, als etwa das: Wie haben Sie sich denn die Zeit her befunden, meine liebe Demoiselle? Sehen Sie, was für ein stupider harter Kieselstein ich bin! Kein einziges Fünkchen springt von mir. Wenn nicht in der Folge Ihr Wiz noch was herausschlägt, so dürfte wohl mit mir nichts anzufangen seyn. Frisch auf also, und machen Sie den todten Kiesel electrisch. In der Folge bessert sichs vielleicht.

Apropos! Vor allen Dingen lassen Sie sich gesagt seyn, daß Sie alle Ihre Episteln[101] Briefe und Sendschreiben in einerley Format, wie ich auch thun werde, schreiben müssen, damit man sie desto bequemer in das Archiv legen und hernach ohne viele Umstände in die Druckerey schicken kann.[102] Sie heißen alsdann auf

[97] In den Jahren 1777 bis 1781 entwickelte sich ein reger Briefwechsel zwischen Philippine und Gottfried August Bürger (zu Bürgers Biographie vgl. unser Personenverzeichnis). Die entsprechenden Briefe von Bürger wurden erst 1843 im Nachlass Philippines von Familie Nathusius entdeckt. Die Antwortbriefe befanden sich im Nachlass von Bürger, sodass der Briefwechsel zusammengestellt werden konnte. Unser Abdruck folgt der Ausgabe von Erich Ebstein: Gottfried August Bürger und Philippine Gatterer. Ein Briefwechsel aus Göttingens empfindsamer Zeit. Leipzig 1921, S. 29–38, 109–111; dazu die Anmerkungen S. 169ff. Vgl. dazu auch Eckart Kleßmann: Universitätsmamsellen, S. 57 ff.

[98] 10ten 7br 1777 = 10. September 1777. Lat. septem = sieben.

[99] „trillt“ = drängt.

[100] „Da stehen die Ochsen am Berge“ = „Ich stehe wie ein Ochse vor dem Berg, bin ratlos“.

[101] „Epistel“ = Brief.

[102] Briefe hatten im 18. Jahrhundert einen viel stärkeren Öffentlichkeitscharakter als heute; sie wurden vorgelesen und herumgereicht. Dass eine Druck-Publikation aber innerhalb einer Korrespondenz von vorneherein zum Ziel erklärt wird, ist eher selten.

dem Titul[103] R o s a l i a [104], wie ich heißen werde, weiß ich noch nicht. Ich denke Hosius Pomposius.[105]

Noch einmal apropos! Wie wird es denn mit dem herauskommen und besuchen? Jezt ist wohl das Wetter zu schlecht. Aber auf Michael kommen Amarant und Nantchen[106], dann muß Rosalia schlechterdings auch hier seyn, solte ich sie auch Huckepack hintragen müssen.

Abermals apropos! Was macht denn Ihre theure Schwester Helena?

Und wiederum apropos! Die kleine schlanke Dirne, Johanna?

und immer wieder apropos! Das kleine schnurrige Ding, das den Huth so tief in die Augen drückte, der Wasserfall?[107]

und zum letzenmal apropos! Die Muttermama und der Vater Papa?

An alles was sich unter die Titul Apropos bringen läßt, ergehen meine schönsten Grüße, an manche – und ich weiß wohl an wen? – meine schönsten K…[108] die ich troz dem schönsten Vaticanischen Apolle[109] so lieblich zu geben weiß, daß zu zweifeln ist, was besser sey, meine Verse oder meine Küsse?

Für heute muß ich Ihnen nunmehr Valet[110] geben. Nun antworten Sie mir großen berühmten Menschen hübsch bald wieder und legen Sie was von Ihrer Muse bey. Meine ist nach und nach schon alt und unfruchtbar.

Sollte sie wieder eines Kindleins genesen, so sollen Sie Gevatter stehen. Adio! das heißt auf teutsch. Gott befohlen! Die verdammten Kleckse! Das macht die fatale Eile, welche Sie diesem ganzen aberwizigen Brieflein, ohne mein Anführen wohl ansehn werden. Ich bin und bleibe von nun an bis in Ewigkeit Amen!

Dero
was Sie wollen
G. A. Bürger.

---

[103] „Titul“ = Titel.

[104] Unter dem Pseudonym „Rosalia“ hatte Philippine bereits ein Gedicht im Vossischen Musenalmanach veröffentlicht.

[105] „Hosius Pomposius“: scherzhaftes Pseudonym Bürgers; anderweitig nicht belegt.

[106] „Amarant und Nantchen“: Pseudonyme für Bürgers Freund Goeckingk und dessen Frau (zur Biographie Goeckingks vgl. unser Personenverzeichnis).

[107] „der Wasserfall“: schwatzhafte Person. Die Identität ist unklar.

[108] „K...“ = Küsse.

[109] „Vaticanischen Apolle“ = Apoll von Belvedere.

[110] „Valet“ = Abschied.

Philippine Gatterer an Bürger

Göttingen, den 13. Sept. 1777

Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen ganz offenherzig gestehe, daß ich mich fast wunderte daß Sie Ihr Versprechen so bald erfüllten; denn Sie wissen, ohne daß ich Sie darum bat, ob ichs gleich heimlich wünschte, boten Sie mir Briefwechsel an; es giengen Monate hin – aber kein Brief! – Nun haben wir uns einigemal gesprochen, Sie erneuerten Ihr Versprechen – und so bald schon erfüllen Sie es. Sehen Sie, ich fange gut an; zwey Tage drauf schreibe ich schon wieder. – So wie ich vom Abendessen weggieng setz ich mich nieder an Sie zu schreiben. Man sagt, gleich nach dem Essen wäre man eben nicht sehr sinnreich – gut! Wenn mein Brief Ihnen misfällt, so schieben Sie es nur auf die Zeit in der ich ihn schrieb.

Ich soll doch also wohl zuweilen was von Ihren Versereyen sehn? – Dann, und nur dann erst will ich mit meinen armen, schwachen Verseleins herausrücken. Ich hatte lange lange Zeit gar keine poetische Laune; aber jezt da ich fast ganz gesund, und munterer bin, scheint sie wieder zu erwachen. Nun wirds, hoff ich, gar erst loß gehn da endlich Wind und Regen Waffenstillstand machen. Ich bin in voller Freude über die freundliche Sonne, und wenn das Wetter so bleibt so hoff ich daß meine Seele so heiter werden wird als der blanke blaue Himmel. Ha! dann solls loß gehn! – Ich muß lachen wenn ich bedenke daß ich so halb und halb unter die lieblichen Sänger gehöre. Lang hielt ichs so geheim, daß meine eignen Verwandten nichts davon wusten – ich hielt mirs fast zur Schande[111]; aber seit dem mir Boie die paar Lieder in den Voßischen Almanach gegeben hat – Ja da ists vorbey! Wenn erst lebendige Zeugen vorhanden sind – Jezt habe ich ordentlicher Weise Schaam und Schande verlohren; oder, um ernsthaft zu reden, die übergroße Blödigkeit[112]! Regeln, die Wahrheit zu gestehen, kenne ich nicht – könnte jezt noch welche erlernen – und mag nicht! Was soll mir ein Leitband? Ich hoffe ohne das aufrecht zu bleiben. Ich habe oft die poetischen Gedanken in mir unterdrückt, weil ich nicht die erschreckliche Zahl der Dichter vermehren wollte; aber zuweilen drängen sie sich, und brüten heiß in meinem Gehirn; dann setz ich sie auf, wenn ich sie, indem ich Hand-Arbeit verrichte, ausgedacht habe. Das heilige Feuer des Genies[113], brannte sonst heller in mir – ich wagte einiges – man sagte mir es sey erträglich; es schien mir ein wenig zu verlöschen – und ich schwieg. Aber nun es wieder aufglimmt, nun will ichs nicht unterdrücken; kindisch genug, suchen männ-

[111] Dichtende Frauen konnten im 18. Jahrhundert keinen literarischen Ehrgeiz äußern, ohne den Vorwurf mangelnder „Bescheidenheit" in Kauf zu nehmen. Vgl. dazu unsere Einleitung.

[112] „Blödigkeit" = Schüchternheit.

[113] Der Geniebegriff ist eines der meistdiskutierten Schlagworte der Zeit. Er bezeichnet autarke Schöpferkraft, die fast immer Männern zugeschrieben wird. Dass eine Frau „Genie" in Anspruch nimmt, zeugt daher von großem Selbstbewusstsein.

liche, und, meistens, weibliche Spöttereyen[114], es auszublasen – Eitle Bemühung! Sie fachen es nur mehr an!

Verlängern die Parzen[115] mir nur, mit ihren oft drohenden Händen,
Den Faden des Lebens, der kaum erst entstand:
So tret ich, voll Schüchternheit, einst zur hohen Versammlung der Dichter;
Und weihe den fühlenden Schwestern mein Lied.

Dann wirds gehn! Vielleicht kritickastert[116] man mich tüchtig – mögen sie doch! Nur schade ists, daß nicht nur versuchte Dichter, die die vielen zu bekämpfenden Schwierigkeiten kennen, sondern oft Anfänger uns beurtheilen. Hätt ich Dichter-Umgang gehabt vielleicht wär es gut für mich gewesen – So viele waren hier; und ich kannte sie nicht einmal von Gesicht. Doch ists im Gegentheil auch gut, sonst könnte die Welt glauben, Ihr guten Leute hättet so lange an mir gehobelt, bis so ein bischen aus mir geworden wäre.[117] Die meisten wissens daß ich (was die Dichtkunst betrift) wie ein wilder Baum ohne Pflege aufgewachsen bin; und doch hör ich hier und da: das bald ein Professor, bald gar Studenten mir helfen sollen. Ja ich wollte sie lehren! Sie selbst haben mir gestanden, daß Sie gehört hätten: Meine Anbeter machten mir meine Verse. – Deren habe ich nun Gottlob! sehr wenige. Unter den schimmernden Laffen[118] waren mir, die ich nicht immer beyfall-lächelnd, sondern wenns nöthig thut auch mit unter einmal hönisch oder ernsthaft ansehe, selten welche sehr gut; und die Glänzenden – ob mir die auch just hätten helfen können? – Und wenn Leute von ernsthaften guten Schlage mir günstig waren, so sahen sie erstlich selten etwas; und zweitens hätt ich mir ihre Verbesserungen sehr verbeten. Sagen Sie mir, lieber Bürger, was es heißt; daß ich über das Geschwätz mich nicht hinaus setzen kann: ich kann es sonst über manches.

Nun bald schreiben Sie mir wieder, und legen was poetisches mit bey; dann will ich mich revangiren.[119] Sie sollen die Erlaubniß haben, zu sagen: Dieß und jenes gefällt mir nicht. Sie sind einer von Denen die ich für voll ansehe (um mich eines der possierlichsten Sprüchwörter zu bedienen) denn Sie verstehen die schwere Kunst nach dem Geschmack der meisten zu schreiben; so erstaunend muthwillig Sie auch zuweilen sind.

Amarandth und Nantchen kommen in den Michaelis-Ferien? Zwar wünschte ich mehr als einmal nach Wöllmershausen zu kommen, und Ihre liebe sanfte Frau, und Ihr pfiffiges kleines Mädchen wieder zu sehn; damahls wie ich sie sah war das lezte einige Wochen alt, ich sah wie ihm Zwieback-Brey ins Mäulchen geschmiert

---

[114] Vgl. dazu den Brief von Caroline Michaelis vom 8.9.1780.

[115] „Parzen“ = römische Schicksalsgöttinnen.

[116] „kritickastert“ = verreißt.

[117] Vgl. dazu Philippines Gedicht „Mein poetischer Lebenslauf“, in dem sie sich unter anderem mit diesem Verdacht auseinandersetzt.

[118] „Laffen“ = Gecken.

[119] „revangiren“ = revanchieren.

wurde und hörte es schreyen; das war nicht viel, mehr konnte man damahls aber nicht fordern; aber jezt würde sie mich gewiß sehr ergözen. Ihre Frau Gemahlinn war noch nicht ganz wieder hergestellt, sah sehr krank aus; und schien nicht viel Luft zum Reden zu haben. Ich hoffte es wenigstens, und schriebs ihrer Schwächlichkeit; und ihr Stillseyn keiner Abneigung gegen mich zu. Sie würde meine Freundinn werden wenn sie mich öfter sähe, ohne Stolz sag ich das. Nun alles dieses macht daß ich mich sehr nach einem Besuch in Ihrem Hause sehne; aber wenn ich bald durch dieses, bald durch jenes, meine Hoffnung vereitelt sehe – so denk ich: O es sind ja nur ein paar Stunden – wie bald kommen wir einmal hin oder sie her. Aber bey Amaranth und Nantchen kann ich nicht so sagen, sie sind weit weg – und wenns nicht auf die Art geschieht, so seh ich sie vielleicht gar nicht. Also, wenn Sie uns beyden Mädchens Gelegenheit verschaffen in Ihrer und Göeckings und ihrer Angehörigen Gesellschaft, ein oder zwey Wonnetage zuzubringen; so mögen Sie Gottes Lohn haben.

Alles was in unserem Haus Sie kennt, grüßt Sie; und ich für mein Theil alles was in dem Ihrigen mich kennt. – Ich habe meinen Brief überlesen – er ist herzlich schaal – Wir wollen hoffen daß es andermal besser kommen wird. Wer weiß was nicht am Ende für treffliche, weise, und zugleich witzige Briefe erscheinen, von dem Herrn Amtmann Bürger, und der

Dem. Gatterer.

Philippine Gatterer an Bürger

Göttingen, den 27. Sept. 1780

Lieber Bürger! Eine wundersame Neuigkeit! Ich bin Braut!!! Dießmahl im Ernst. Oft s o l l t ichs und oft w o l l t ichs seyn. Dieß eine mal traf beydes zusammen. Wenn mein Herzenskäfer in 14 Tagen wieder her kömmt, so will ich mit ihm vielleicht auf einen Tag zu Ihnen hin. Meine Zeit ist kurz – drum hören Sie nur daß der Mann Kriegssecretair in Cassel ist, Engelhard heißt und eine herrl.[120] Familie hat; und daß meine Aeltern äußerst vergnügt sind und ich ihn liebe mit r u h i g e r Liebe und der Ueberzeugung daß er mich glücklich machen wird. Es solls hier in G.[121] noch niemand wissen bis die Ringe fertig sind. Am Sonntag den 24. Sept. ward sie vergeben, die Hand Ihrer Freundinn.

Nun eine Bitte an Sie, ich möchte gern auf den Sommer Gedichte auf Subscription[122] heraus geben. Es wäre Unrecht wenn ichs nicht thäte da ich viel Geld

---

[120] „herrl." = herrliche.
[121] „G." = Göttingen.
[122] „Subscription" = Vorausbestellung eines später erscheinenden Buches.

brauche und keines habe; und viele Freunde die mir sammeln wollen. Auch viele, zum Theil schöne Gedichte, hab ich schon und werde mehrere noch machen. Schon die aus den Allmanachen sind viele. Da ließ ich mir nun heut früh aus Spaß ein Av.[123] von meinem Bruder aufsetzen. Wollts abschreiben und das Liedchen hinzufügen das mir heut früh schnell einfiel. Alles beydes wollt ich verbessern und Ihnen dann schicken daß Sie mir Rath dazu geben wie ichs am besten einrichte und daß Sie mirs feilten. Und schon hatt ich dem Doctor Weiß Comm.[124] gegeben, wenn 1 Bothe von App.[125] käme, ich müste an Sie schreiben – mir ihn zu schicken. Da kömmt nun Nachricht er sey da und gienge gleich wieder. Also schnell schreib ich Ihnen diese Nachrichten, und bitte Sie mir als Dichter, als Gelehrter, und vor allen als edler Freund Rath zu geben. Aber, Lieber! Antwort muß ich noch in den nächsten Tagen haben. Verschiedener meiner reisenden Freunde wegen, vor allen wegen Einem dem ich das Av. auf die Leipz. Messe schicken soll, die schon angegangen ist. Bester Bürger! Erfüllen Sie meine Bitte. Am liebsten wäre mirs Sie kämen selbst. Ich bin Ihnen ja so gut und muß bald aus Ihrer Gegend weg, sehe Sie folglich noch seltner. Auf Weihnachten heiß ich vermuthlich schon nicht mehr

Philippine G a t t e r e r

Gruß und Kuß für das s c h ö n e G e s c h l e c h t in Ihrem Haus. Will damit nicht sagen daß Er häßlich wäre, Seine Augen sind ganz genießbar! – Bringen oder schicken Sie mir doch auch die Lieder alle die Sie noch von mir haben.

Lächerlich, daß ich das Liedchen auf so ein S p i r c h e n[126] Papier schrieb. Schreiben Sie doch das Av. und das Lied ab. Ich will Ihnen alles was ich kann dafür zu gefallen thun. Sagen Sie aber D i e t r i c h e n[127] nichts!

---

[123] Av(ertissement) = Ankündigung.
[124] „Comm(ission)" = Auftrag.
[125] „App" = Appenrode.
[126] „Spirchen Papier" = kleines Stückchen Papier.
[127] Dietrichen: Johann Christian Dieterich – Verleger des Göttinger Musenalmanachs sowie der Gedichte von Bürger und Philippine. Auf seine Veranlassung fertigte Tischbein ein Porträt Philippines an; bei diesem Anlass begegnete sie ihrem zukünftigen Mann Johann Philipp Engelhard. Zu Dieterichs Biographie vgl. unser Personenverzeichnis.

Auszug aus dem Essay „Aus der Brieftasche eines Frauenzimmers“ 1779[128]

Ich konnte am Morgen nicht mehr schlafen – Ey, dacht ich endlich, sollst auffstehn! Ich thats, sah aus dem Fenster, und statt der gestrigen lieblichen Bläue umzogen die Wolken den Himmel. Das wird einen traurigen Tag geben, sagt ich bey mir selber, und ich wollte heute so gern spazieren gehen. Es war ordentlich dunkel – doch sah ich am Boden, es hatte noch nicht geregnet. Bis es anfieng, wollt ich in den Garten gehn. Ich fand die Hausthür noch verriegelt, und hörte keinen Menschen sich im Haus oder Hof regen. Was mag das heißen, dacht ich, als ich im Garten auf und ab gieng. Auf einmal strahlte durch die Heke süßes Morgenroth – die Wolken theilten sich ein wenig, und nach und nach fuhr golden die Sonne hinterm Berg herauf – und nun rollten sich die Wolken zusammen wie ein Vorhang,

Und zeigten sie – so glänzt im Morgenlande
Des Kaisers schönste Lieblingin
In gold- und purpurnem Gewande –
Wie wirft sich alles vor ihr hin!
Es jauchzen ihr, von Lust durchdrungen,
Die Vögel ihre Huldigungen.
Das kleine Veilchen an dem Wege
Haucht seinen Balsam ihr entgegen.
Und in dem rosenfarbnen Glanz
Beginnen Müken ihren Tanz.

Izt[129] sah ich erst, daß ich vor Tage aufgestanden war. Wie freute ich mich! Die Kräuter und Blumen waren so frisch und alles noch so still. Nur der Hahn krähte im Hühnerhaus, ungeduldig bis man ihm aufmachte – und die Tauben girrten und flogen untereinander auf dem Dach. Ich gieng zum Hofe hinaus, und wollte von einem kleinen Hügel der schönen Sonne am Himmel besser zusehen. Mein Weg führte über den Kirchhof. Schlaft sanft, dacht ich, ihr, die ihr ausgekämpft habt den Kampf mit der Sünde, und ausgeduldet das Leiden der Zeitlichkeit. Rund um die Kirche, ganz nah an ihrer Wand ruhen die Wöchnerinnen – eine ziemliche

[128] „Aus der Brieftasche eines Frauenzimmers“ in: Magazin für Frauenzimmer, 9. Stück, Herbstmonat 1782, S. 724 – 734. Der Text stand ursprünglich in Zusammenhang mit einem Briefwechsel Philippines mit ihrer Freundin Charlotte von Einem (1756–1833). Wahrscheinlich handelt es sich bei dem geschilderten Ort um Rosdorf bei Göttingen, wo Philippine häufig die befreundete Pfarrersfamilie Frank besuchte. In mehreren ihrer Gedichte sind der dortige Kirchhof und der Pfarrgarten erwähnt (z. B. Im Garten zu R. 1778, Im Garten zu R. 1780, Nach der Trauung).

[129] „Izt“ = Jetzt.

Zahl – ein frisches Grab deckt ein schönes Weib, das ich kannte. Sie starb eines schmerzhaften langsamen Todes. An diesen Gräbern bestärkt sich allemal mein Vorsaz, nur einen Mann zu nehmen, den ich innig lieben, und für den ich mit Freuden leiden, auch im Fall der Noth sterben kann! –

Ahndung[130] der ewigen Zukunft ergriff mich, als ich durch die Gräber schlich, deren keines ein lügender Stein drükt, auf deren grasreichen Hügeln der Wind spielt. Beym Ausgang fielen meine Augen auf das Grab des Selbstmörders hinter der Kirche, dicht an der Kirchhofmauer. Als rascher Jüngling lebte er noch vor nicht langer Zeit. Aber durch zu starkes Nachdenken, zu viel Fleiß, vor allem durch Nachtsizen überspannte er seine Geisteskräfte und verlor seinen Verstand. Hier ins Dorf gab man ihn in die Kost. Religionszweifel ängsteten ihn, wenn er bey sich selbst war; und wenn er rasend war, begegnete ihm, sagt man, der Bauer, wo er war, zu hart. Eine Weile schien er nur schwermüthig – sprach selten, als zuweilen mit sich selbst; und zu sicher gemacht, liessen ihn die Leute an einem schönen Abend spazieren gehn, wo er – – nicht wieder kam! Bald darauf hemmte sich ein Mühlenrad – und man zog den Leichnam des Armen aus dem Fluß, in dem er sich und seinen Jammer versenkt hatte. – Ich stand am Grabe – Armer Junge, dacht ich, den zu strenge Vollziehung seiner Pflicht, und nicht unbefriedigte sträfliche Begierden, um Verstand und Leben brachten. Der nicht in den Abgrund sprang, um sich vor Schuldnern zu retten, oder der strafenden Gerechtigkeit zu entgehen. Dein Leib schlummert sanft, obgleich in einem einsamen Eckgen des Kirchhofs, und dein Geist hat seine Denkkraft wieder zusammen, und lebt in seeligen Gegenden.

Ich brach ein röthliches Marienblümchen von seinem Grabe, stekte es an mein Halstuch, und gieng weiter durch die Dorfgassen mit schnellem Schritt. In den Ställen legten die Knechte den Pferden das Geschirr an, unter manchem Heh! und Ho! Alle Hausthüren waren noch zu, und kein halb naktes Kind spielte im Gras und gafte mich mit offenem Maule an. Ich kam auf das noch einsame Feld, wo die Lerche lieblich sang – und die Sonne herrlich überm Berge stand, und sich in tausend Thautropfen spiegelte. An meinen lieben Bach sezt ich mich, und freute mich über sein Rauschen, und dachte allerhand frommes und weltliches, poetisches und prosaisches. Ich säße wohl noch da, aber ein Rauschen erschreckte mich – Gott! dacht ich, wenn eine junge, vielleicht freche Mannsperson käme! Ich lief gegen das Dorf, stand einmal still, um Athem zu holen, und es rauschte wieder stärker als vorhin; ich merkte recht darauf und sieh, es waren – meine seidenen Bänder am Hut, in denen der Wind spielte. Ich lachte mich albernes banges Ding aus, das gleich so sehr sich in einsamen Gegenden fürchtet. Doch hat auch ein schwaches Mädchen nicht Ursache zu zittern beym Gedanken an einen lastervollen wilden Jüngling? Ob gleich der heuchelnde Schleicher oft mitten unter dem Schuz der Gesellschaft viel gefährlicher ist. ich gieng aber doch heim, und trank

---

130 „Ahndung“ = Ahnung.

Kaffee mit meinen großen und kleinen Lieben. Dann sezt ich mich hin, Dir zu schreiben – Aber ob ich nicht zu viel geschrieben habe?

Gedichte aus der ersten Gedichtsammlung 1778[131]

Mein poetischer Lebenslauf[132]

In Kinderjahren schon fühlt‘ ich Beruf zum Dichten,
Und hohe Gluth in meiner Brust;
Kein Spiel, kein Puppentand konnt‘ ihn in mir vernichten,
Den Trieb zu edler, beßrer Lust!

Las ich dann Dichter – Wie, dacht‘ ich, in lauter Reimen?
Und doch bemerkt man keinen Zwang. –
Und schon versucht‘ ich‘s selbst, am besten giengs in Träumen;
Denn wachend – dacht‘ ich nur Gesang.

Kaum wuchs ich auf, und sah in mannichfachen Bildern,
Die immer wechselnde Natur,
So seufzt‘ ich: Könnt‘ ich sie, wie meine Dichter schildern!
Doch noch blieb es beym Wunsche nur. –

Schon wagt ich‘s! – Unschuldsvoll sang ich geheime Lieder
Dem silbertönenden Klavier;
Sang edler Freundschaft Glück, und, kam der Frühling wieder,
Der Blumen sanft erneute Zier.

Jezt ganz erwachsen – zwar mit wenig Reiz beglückte
Das Schicksal mich und mein Gesicht[133];

---

[131] Gedichte von Philippine Gatterer. Mit Kupfern von Chodowiecki, Göttingen (Dieterich) 1778.

[132] Das Gedicht ist auch abgedruckt bei Stummann-Bowert S. 98ff., Komm. S. 223. Der Text wird in der Forschung relativ häufig diskutiert. Er schildert stark stilisiert den Weg des jugendlichen Ich zum literarischen Schaffen. Aus kindlich naiver Bewunderung literarischer Werke habe sich, so die Darstellung, die Lust am Schreiben als natürlicher Drang entwickelt, wobei stets auf den Moralkodex einerseits, auf dichterische Originalität andererseits Rücksicht genommen werde. Anders als männliche Autoren konnten sich die Schriftstellerinnen des 18. Jahrhunderts nicht ohne weiteres zu literarischem Ehrgeiz bekennen – insofern ist die souveräne Selbstinszenierung der jungen Autorin durchaus bemerkenswert.
Vgl. zu dem Hintergrund des Gedichtes Corinna Heipcke: Autorhetorik. Zur Konstruktion weiblicher Autorschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert. Frankfurt/Main u. a. 2002, S. 128–133 und Rainer Baasner: Poesie „gelehrter Frauenzimmer“ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts am Beispiel Philippine Gatterers und Anna Louisa Karschs. In: Kurt Erich Schöndorf u. a.: Aus dem Schatten treten. Aspekte weiblichen Schreibens zwischen Mittelalter und Romantik. Frankfurt u. a. 2000 (Osloer Beiträge zur Germanistik Bd. 28), S. 11–26, bes. S. 19–21.

[133] Die angeblich mangelnde Schönheit Philippines wird auch von Caroline Michaelis erwähnt (Brief an Luise Gotter, 8. Sept. 1780).

Unschuld'ges Lächeln war's, das Wang und Lippen schmückte,
Und zu gefallen sucht' ich nicht.

Doch fand ich, daß allein nicht Schönen nur gefallen,
Sah Männerherzen mir sich weihn;
Ich hörte um mich her der Liebe Töne schallen,
Da stimmte sich die Leyer[134] drein.

Nur werd' in süsses Gift[135] ich nie den Pinsel tauchen,
Nie frischen Reiz der Wollust leihn,
Nie heimlich glühend Feu'r in junge Seelen hauchen;
Mein Lied sey, wie mein Leben, rein.

So wird man den Gesang in keuschen Zirkeln ehren,
Wenn ein bescheidner Jüngling liest,
Und zärtliches Gefühl, nicht Scham, sich unterm Hören
Sanft über Mädchenwangen gießt.

Auch wag' ich stammelnder den Herrn der Welt zu singen,
Und flöge gern erhabnen Flug.
O könnt ich ihm dereinst der Andacht Psalmen bringen!
Doch ist ein Mädchen dem genug? – –[136]

Allein, so klein ich bin, werd' ich doch selten sinken
Zum nachgeahmten Lied herab;
Nie singen, wenn mir nicht die Musen selber winken –
Gestohlne Federn rupft man ab.[137]

---

[134] „Leyer" = Leier. Griechisches Saiteninstrument. Das Leierspiel wird im 18. Jahrhundert als Sinnbild lyrischen Schaffens verwendet.

[135] Moralisch zweifelhafte Themen werden ausdrücklich abgelehnt, obwohl beispielsweise in der zeitgenössischen Schäferdichtung durchaus erotische Szenen auftauchen. Dagegen setzt das Gedicht eine programmatische „Domestizierung des Erotischen" (Baasner, S. 21).

[136] Vgl. dazu Heipcke, S. 132. Das lyrische Ich hat trotz seiner stolzen Haltung die zeitgenössischen Vorbehalte gegen die literarische Leistungsfähigkeit von Frauen verinnerlicht.

[137] Der selbstbewusste Anspruch auf Originalität der literarischen Schöpfung greift auf den zeitgenössischen Geniebegriff zurück, der hier ausnahmsweise auch auf weibliche Autoren angewandt wird. Bei Rousseau und anderen Theoretikern dagegen findet sich die Behauptung, angeblich „hochtalentierte" Frauen seien meist Betrügerinnen, denen heimlich ein Mann die Feder führe. Vgl. Petra Wulbusch: Therese Huber und Emil von Herder. Zum Geschlechterdiskurs um 1800. Tübingen 2005, S. 171.

Ich sing‘ auch wahrlich! nicht um die mir kleine Ehre,
Daß man mit Fingern auf mich weist,
Und dann der Fremde spricht: In aller Welt! – das wäre
Denn also Euer schöner Geist?

Es kümmert mich auch nicht, wenn hier und da ein Knabe,
Noch unerfahren, sich erkühnt
Zu sagen: Ach in viel und manchen Stellen habe
Die Dichterin kein Lob verdient.

Noch minder kümmerts mich, wenn Prüde und Kokette
Zu frey mich finden – oder gar
Die Meinung äussern: Ja wenn sie nicht Hülfe hätte.
Wer half? – Der sag‘ es offenbar!

Ihr Väter richtet mich, die Ihr die Felsen kennet,
Die‘s auch auf Eurem Wege gab:
Und seht Ihr, daß in mir kein ächter Funken brennet –
So geb‘ ich gleich die Leyer ab!

Der Edlen Beyfall nur such‘ ich mir zu erwerben,
In denen Geist und Tugend wohnt;
Und wär‘s der Lieder Loos mit mir zugleich zu sterben;
Bin ich durch ihn genug belohnt.

Das verliebte Mädchen[138]

Nichts kann mir Freude mehr gewähren –
Bei allem sitz‘ ich kalt und stumm!
Oft schwimmt mein Aug‘ in trüben Zähren;
Und ohne daß ich weiß warum.
Nie kann ich in den Scherz mich mengen,
Der meinen Freundinnen gefällt:
Bis Seufzer sich auf Seufzer drängen,
Und dann mein Busen Luft erhält.

Wie froh verflossen meine Tage,
Eh ich dich, bester Theon[139], sah.

[138] Dieses Gedicht findet sich auch bei Stummann-Bowert (S. 111, Komm. S. 222). Es gehörte zu den ersten Veröffentlichungen der jungen Autorin. Mit dem Titel „Lied“ erschien es 1776 unter dem Pseudonym „Rosalia“ im Vossischen Musenalmanach. Für die Gedichtsammlung wurde es neu bearbeitet.

[139] Griechischer Spiel-Name, wie er in der erotischen Schäferlyrik der Zeit häufig verwendet wurde.

Mein Herz erschrickt bey jedem Schlage,
Ich zittre, kömmst du mir nur nah!
Und ach! bey jedem deiner Blicke
Gedenk' ich, bang und ahndungsvoll;
Bald kömmt, ach bald, der Lenz zurücke,
Der uns – auf ewig! – trennen soll!

Der Abendspaziergang

Wenn ich sonst zur Zeit der Abendröthe
Hurtig durch die grünen Wiesen strich:
War ich fröhlig; nach und nach erhöhte
Mein Gefühl zu stiller Andacht sich.

Jezo[140] schleich' ich langsam, und mit matten,
Kranken Schritten, durch die Blumenflur.
Kalt und unempfindlich, wie mein Schatten,
Wall' ich[141] durch die lachende Natur.

Neben mir rauscht, glänzend wie Krystallen,
Ein von Weiden schön umkränzter Bach.
An ihm seh' ich Aehrenfelder wallen;
Und nicht fern hör' ich der Wachtel Schlag.

Linker Hand schmückt sich die fette Erde
Dicht mit Klee und bunten Blumen aus.
Und der Schäfer treibt die satte Heerde
Rund um's kleine arme Räder-Haus.[142]

Kleine weisse Florgewölke[143] hangen
Um den tiefen blauen Horizont;
Die mit Gold und rothen Säumen prangen,
Von dem lezten warmen Strahl besonnt. –

Doch wer malt die tausendfachen Reize
Dieser langgedehnten Landschaft ganz!
Sonst verschlang' ich sie mit edelm Geize;
Und besang in Liedern ihren Glanz.

---

140 „Jezo" = Jetzt.

141 „wallen" = wandern.

142 „Räder-Haus" = Schäferkarren.

143 „Florgewölke" = Schleierwolken.

Aber jezt da meine matten Glieder
Kränklichkeit, und Gram die Seele quält;
Greif ich selten nach der Leyer wieder,
Die ich sonst durch meine Hand beseelt.

Doch warum flieht Ruh aus meinem Herzen,
Das sonst voll von Lust und Freude schlug:
Hatt‘ ich nicht viel Jahre ohne Schmerzen?
Hatt‘ ich nicht Vergnügen schon genug?

Bald vielleicht kehrt Nervenstärke wieder
In den Körper, Ruh ins Herz zurück;
Und mit leichtem, rosigem Gefieder
Gauckeln Scherze dann um meinen Blick. –

Süsse Hofnung! du nur kannst mich retten!
O warum blieb ich dir nicht getreu?
Du zerbrichst der schwarzen Schwermuth Ketten:
Machst aufs neu die arme Seele frey!

Freyer athm‘ ich schon! – Jezt kann ich‘s fühlen,
Wie im Thau die Flur Erfrischung trinkt.
Wie um Busch und Baum die Weste[144] spielen;
Und wie schön am Berg die Sonne sinkt.

Hell und lieblich blickt die Silberflocke
Durch die Wolke, die den Mond bedeckt; –
Und dort aus der Stadt erschallt die Klocke,
Die zur Abendandacht uns erweckt.
O ich danke, lieber Gott, für alle
Deine Güte; oft ward sie mir kund!
Jezo quält mich vieles – doch erschalle
Keine Klage mehr aus meinem Mund!

Der Spiegel

Daß jedes Mädchen ihren Spiegel liebt,
Weil seine schnelle Schöpferskraft
Das liebe Selbst ihr gleich verschaft,
Und ihr den angenehmsten Anblick giebt:

[144] „Weste“ = Westwinde. Der Westwind (Zephyr) gilt als milder Frühlingsbote und wird oft in Liebesgedichten oder idyllischen Gartenszenen erwähnt.

Das sagt‘ und schrieb der Männer Hohn
Zu aller Zeit mit hohem Ton.

Die meisten – lächelnd muß ich‘s eingestehn –
(Doch gilt‘s von dem Geschlecht nicht ganz)
Die mögen – sey‘s beym Beten oder Tanz –
Gar gerne heimlich nach dem Spiegel sehn.
Oft stehn sie, bessern Putz und Haar;
Wenn wahrlich nichts zu bessern war.

Ich blieb vom Spiegel immer ziemlich fern,
Theils weil, da er getreulich malt,
Nichts schönes mir entgegen stralt;[145]
Und theils ertrug ich Männer Spott nicht gern:
Allein seit kurzem lieb‘ auch ich
Du lieber treuer Spiegel dich!

Ich hasse in der That Lysandern[146] nicht –
Doch zürn‘ ich gleich, wenn er es wagt
Und nur ein Wort von Liebe sagt;
Denn Sittsamkeit lehrt mir die schwere Pflicht.
Auch seh‘ ich selten lang ihn an,
Weil das die Liebe mehren kann.

Doch dieß ersezt mir eine kleine Kunst.
Wenn ich nicht weit vom Spiegel bin,
So seh ich oft verstohlen hin:
Das macht denn jedem Laurer blauen Dunst;
Und er mag stehen oder gehn,
So kann ich unbemerkt ihn sehn![147]

Ich seh‘s, wenn seine Blicke auf mich gehn;
Und kann – ganz ohne daß er‘s merkt,
Und seine Liebe sich verstärkt –
Bewundernd seine sanfte Schönheit sehn. –
Dankt Mädchen, die Ihr heimlich liebt,
Dem Himmel, daß es Spiegel giebt.

---

[145] Vgl. zu Philippines angeblichem Mangel an Schönheit ihren „poetischen Lebenslauf“ und unsere Anmerkung dazu.

[146] „Lysander“: Griechischer Spiel-Name aus der zeitgenössischen Schäferdichtung.

[147] Das lyrische Ich teilt augenzwinkernd sein Vergnügen über die raffinierte Spiegeltaktik mit dem Leser.



Abb. 8: Noten zum „Künftigen Gemahl“ (Komponist unbekannt)

Der künftige Gemahl (mit Noten)[148]

Wer ist der Mann, der einst durchs trübe Leben
Mich leiten soll?
O möcht er doch jezt freundlich vor mir schweben,
Und liebesvoll.

Ist‘s einer, der sich schon voll sanfter Triebe
Zu mir genaht;
Und der mit Worten treugesinnter Liebe
Mein Herz erbat?

[148] Abgedruckt auch bei Stummann-Bowert, S. 156 mit Komm. S. 226. Bürger schreibt dazu 1779: „Unter mein Leibstükchen gehört vornehmlich das: der künftige Gemahl (...). Aber um wieder auf den künftigen Gemal zu kommen, so krabbelte mir dies edle treffliche Lied so lieblich um mein Herz herum, daß ich mir schier hätte einbilden mögen, es gelte keinem Menschen als mir selber (...).“ (zit. nach Stummann-Bowert, S. 226).

Lebt er vielleicht, noch nicht von mir gesehen,
In fernem Land?
Sah ich vielleicht ihn schon vorüber gehen,
Mir unbekannt?

Wer kann mir diese Fragen wohl verübeln?
Doch schweig ich hier.
Du lieber Gott bringst, ohne mein Ergrübeln,
Den Mann zu mir.

Was Zufall scheint, macht, wer die Welt regieret,
Uns offenbar;
Und deiner Hand trau ich auch hier, sie führet
Mich zum Altar.

Wie will ich den, der dort mir Liebe schwöret,
Mit Lieb' erfreun!
Und wie, wenn er mit sanftem Ernst mich lehret,
So folgsam seyn![149]

Wie will ich dann, will Trauern ihn umziehen,
Durch Freundlichkeit,
Und Thränen; oder Scherze, mich bemühen:
Bis ich's zerstreut!

Du arme Leyer, wirst im Staube hängen,
Jezt Zeitvertreib:
Denn mancherley Geschäfte wird sich drängen
Zum jungen Weib.

Doch löscht dein Angedenken, gute Leyer[150]
Nie ganz sich aus;
Ich rühre dich bey jeder frohen Feyer
In meinem Haus.

---

[149] Die hier unkritisch übernommenen Ehetugenden wie Folgsamkeit, Gelehrigkeit, Heiterkeit und Sanftmut entsprechen Rousseaus restriktiven Idealen der Mädchenerziehung.

[150] Den Vorsatz der letzten beiden Strophen konnte die Dichterin in ihrem späteren Leben weitgehend umsetzen.

Oft stimm‘ ich auch die hellen Saiten wieder
Für Freundes-Ohr;
Und singe meinen Kindern kleine Lieder
Von Tugend vor.

Der Fächer[151]

Da fiel er hin! – Ach wär er mir zerbrochen –
Ich glaub‘, ich weinte Stunden lang! –
Hat dieser Schrecken etwa es gerochen[152],
Daß ich dir noch kein Liedchen sang?

So will ich dir nur gleich ein Loblied bringen:
Wie ist die Landschaft schön gemahlt,
Wo sich im Schatten Liebende umschlingen,
Aus denen Ruh und Freude strahlt!

Und wenn du zu bist, glänzt die Aussenseite,
Wo, fein geschnizt aus Elfenbein,
Cupidens Köcher[153] droht. O! Kluge Leute
Sah ich schon deiner sich erfreun. –

Doch was ist Schönheit, wenn nicht gute Thaten
Gesellig ihr zur Seite gehn?
Allein auch hier weiß sich mein Lied zu rathen,
Auch hier sollst du nicht schlecht bestehn.

Wie leicht wird, wenn ich in die Kirche trete,
Ein weltlicher Gedanke wach;
Dann deckst du den gesenkten Blick; ich bete
Gesammelt, wie im Schlafgemach.

Bringt fremdes Leiden oder eigne Sorgen
Mir eine Thräne ins Gesicht,
Im lauten, frohen Saal; durch dich verborgen,
Wisch` ich sie ab – man merkt es nicht.[154]

---

[151] Einen Alltagsgegenstand wie den Fächer zum Objekt der Lyrik zu machen, entsprach nicht den Konventionen der zeitgenössischen Poetik. Die Autorin setzt sich hier selbstbewusst-spöttisch über die Regeln hinweg.

[152] „gerochen“ = gerächt.

[153] Der römische Liebesgott Cupido wurde häufig mit Pfeil und Bogen dargestellt. Auf der Außenseite des Fächers ist offenbar der dazugehörige Köcher abgebildet.

[154] Der Fächer verhilft zur Mäßigung von Emotionen und zum Verbergen von Überschwang.

Fiel eine Nadel ab von Flor[155] und Spitzen,
Womit mein Busen überdeckt;
So must du ihn vor kühnen Blicken schützen,
Bis ich sie wieder fest gesteckt.

Wenn Zorn und Schaam im Antlitz aufgegangen
Bey Unsinn – du kannst mich zerstreun.
Du kühlst nach raschen Tänzen meine Wangen;
Und fächelst mich bey Sonnenschein.

Manch spöttisch Lächeln hilfst du mir verbeissen,
Wenn Weiberziererey sich sperrt.[156] –
Man ruft – – Ich muß die Muse schweigen heissen –
jezt komm, wir gehen ins Koncert.

Große und kleine Gedanken über meine Nase[157]

Als ich ganz klein noch war, und blieb
Bey Pupp- und Küchenspiele;
Hört' ich mal, daß man Eins beschrieb:
Mit griechischem Profile.
Da fühlt' ich forschend ins Gesicht,
Und dachte: Hab' ich keines nicht?

Und wie ich nicht mehr war so klein,
Und stricken konnt', und nähen;
Da must' ich, erst aus Spötterey'n,
Und dann im Ernst ersehen:
Mein Näschen sey, nicht Griechenland,
Ach! gar Aethiopien verwandt![158]

---

155 „Flor" = Gaze (durchsichtiges Gewebe).
156 „sich sperren" = sich spreizen, sich wichtig machen.
157 In diesem Gedicht werden nüchtern und selbstironisch die aktuellen Schönheitsideale reflektiert und mit der Selbstwahrnehmung des lyrischen Ich in Beziehung gesetzt. Ein seltenes Thema in der Dichtung.
158 Schmale griechische Nasen gelten im 18. Jahrhundert als Inbegriff von Schönheit, die Gesichtsform von Afrikanern wurde dagegen abgewertet.

Nun hatt‘ ich oft mein heimlich Leid –
Wie manche alte Base
Beym Putz der Nichte – sah mit Neid
Auf jede feine Nase;
Dann traurig mich im Spiegel an,
Und war schon bang um einen Mann.

Die kleine Narrheit war am Ziel,
So bald ich war erwachsen.
Der Nasen, sah‘ ich, gab es viel
In Franken und in Sachsen;
Und mancher lächelte mich an:
Hm! dacht‘ ich, kriegst doch wohl ‘en Mann![159]

Seit kurzem freu‘ ich mich nun gar,
Daß ich die Nas‘ empfangen. –
Die Schmeicheley ist wohl nicht wahr,
Daß sie zu Mund und Wangen
Sich ganz passabel noch verhält,
Und nicht im mindsten mich verstellt. –

Allein ich weiß viel Leute jezt.
Die solche Nasen hatten;
Und wurden doch gar sehr geschäzt,
Das kommt mir wohl zu statten!
Vor‘s erste nenn‘ ich dreye her.
Gefällt es Euch, in Zukunft mehr.[160]

Aesop[161] – der sich die Ewigkeit
Durch Lehre konnt‘ erwerben.
(Die schönsten Nasen seiner Zeit
Vergas man nach dem Sterben)
Und in der Nase glaub‘ ich wohl,
Daß ich dem Weisen gleichen soll.

Und Herkules, der Starke! trug
Auch eine solche Nase;
Der manches Ungeheu‘r erschlug,

[159] Hier werden ganz selbstverständlich Lautmalerei und dialektgefärbte Umgangssprache verwendet, obwohl dies nicht den lyrischen Konventionen entsprach.
[160] Der Text parodiert geschickt die ständige Bezugnahme auf antike Vorbilder.
[161] „Aesop“ = Äsopos, griechischer Fabeldichter um 600 v. Chr.

Wie einen Frosch im Grase.
Wie bin ich meiner Nase gut!
Durch sie gleich ich dem Mann voll Muth.

Ihr denkt, beym schöneren Geschlecht
Sey sie nie hübsch gewesen?
Ihr guten Leute seyd wohl recht
Im Magazin belesen!
Das gibt ein stumpfes Näschen ja
Der reizenden Kleopatra. – – – – –

Nun, Jungfer Nase, weil ich oft
In Prosa dich gescholten;
So hab‘ ich‘s jezt, ganz unverhoft,
In Versen dir vergolten.
Erreicht mein Lied Unsterblichkeit,
So kennt man dich zu aller Zeit.

Hylas und Lyda. Eine Idylle[162]

Wie oft verräth unerwartete Gelegenheit heimliche gegenseitige Neigung! Lang schon glühten unschuldig für einander Hylas und Lyda. Unvermerkt trafen sie immer mit ihren Heerden zusammen – aber da war süßdüftender Thymian und ein lieblicher Quell – Nur der zarten Lämmer wegen, sagte dann Lyda mit verstelltem Erstaunen, wählte ich diesen kleinen Hügel – sieh wie sie die Kräuter abweiden! Aber wohl hatte sie durchs dunkle Gesträuch die weisse Heerde schimmern sehn. – Hylas hatte ein Lieblingslied – es war künstlich erdacht – man glaubte zuweilen eine Wachtel schlagen zu hören – oft spielte er es des Abends, wenn der Himmel und die Berge sich rötheten; wenn Lyda es dann schallen hörte – o wie verfolgte sie den Ton, bis sie den schönen Flötenspieler fand. Spiel mirs noch einmal, das Wachtellied, sagte sie dann mit schmeichelnder Stimme; und wenn ers gethan hatte, so dankte sie ihm freundlich. Du weißt Hylas, wie sehr ich die Flöte liebe – aber ich muß nun gehn – es wird Nacht. Er wünschte ihr sanften Schlummer, und süsse Träume – und sie schieden unschuldig von einander, wie zwey spielende Kinder. Aber durch Arkadiens[163] immer blühende Thäler schallte so manches Flötengetön – warum folgte sie denn nur diesem? – Mit froher Mühe

[162] Die literarische Gattung der Idyllen geht auf die gleichnamigen Dichtungen des griechischen Dichters Theokrit zurück, die ein harmonisch verklärtes Hirtenleben beschreiben. Die Form der Prosa-Idylle gewann im 18. Jahrhundert durch das erfolgreiche Buch „Idyllen“ von Salomon Geßner (1756) große Beliebtheit und vorbildhafte Wirkung. Solche Texte wurden daher in Gedichtsammlungen aufgenommen.

[163] „Arkadien“ = griechische Gebirgslandschaft, in der Literatur als Land der Einfachheit und Unschuld gepriesen.

flocht Hylas bunte Körbchen, sammelte reife Beeren hinein, bestreute sie zierlich mit Blumen, und brachte sie der schwarzäugichten Hirtin. Wie süß, wie kräftig sie sind, sagte sie dann, ich finde niemahls so gute; wo fandest du sie? – Gutes Kind, die Liebe versüßte sie dir – aber beyde merkten nichts. Solche, damahls untrügliche, Zeichen der Liebe (die jezt oft Buhlerey erkünstelt und entweiht) verriethen sie bald den erfahrnen Beobachtern. Das giebt ein verliebtes Paar, sagten sie unter einander; doch keiner ließ sich etwas gegen sie merken.

Aber nach und nach erwachten Wünsche in den beyden Herzen. Wenn Lyda ein glückliches Paar im vertraulichen Schatten sah – eins dem andern auf dem Schoos; oder wenn sie voll muthwilliger Scherze und lautem Gelächter sich jagten und haschten; dann dachte sie: Wenn Hylas mich liebte – wenn wir so froh lebten – aber keusch erröthend erstickte sie den Gedanken. Er hat wohl schon eine Schönere in seinem Sinn erwählt – sprach sie ein anderes mal zu sich selbst. Das glückliche Mädchen! seufzte sie, und heisse Thränen rollten auf den steigenden Busen. – Wenn Hylas am Abende sah, daß ein Hirt mit seiner Gattin in die Hütte schlich – o, dacht er, und ich gehe so allein? Keine sanfte Gattin weckt mich des Morgens mit einem Kuß, oder mit tändelndem Wangenstreicheln. Wenn Lyda es einst thäte – o dann solltest du ein Sitz der Freude seyn, kleine Hütte! Aber warum sag' ichs ihr nicht, daß nur sie mein Herz unter den Hirtinnen wählt; warum frag ich sie nicht, ob sie mich lieben, ob sie mein seyn will? O ich wills wagen, und welche Wonne, wenn mir mein Wunsch gelingt!

Dann sah er sie jeden Morgen schöner – fürchtete ihren Zorn – und schwieg. Blöder Jüngling![164] Keusches Mädchen! Bald umwindet Euch die Liebe mit belohnenden Kränzen!

Einst hinderte sie starker Regen zwey lange lange Tage, die Fluren zu durchstreifen und sich zu sehen. Aber am zweiten Abend gieng die Sonne wieder sichtbar unter – und die Wolken entflohen auf Flügeln des Windes. Herrlich gieng sie wieder auf, wärmte und trocknete die feuchte Erde. Da begegneten sich die beyden Liebenden. Erst waren sie lauter Freude – aber bald versanken sie in trauriges Schweigen – Liebe und Verwirrung schlugen ihre Blicke zu Boden. Sie giengen zu der schattichten hohen Linde, die der Felsenwand gegen über stand, die alle Worte und Lieder wiederhallte – Dort hatten sie oft schon ihren geheimen Kummer vergessen, und dem Echo Töne gelehrt. Nicht weit davon schlängelte sich durch Klee und Blumen ein kleiner Bach – über den das Mädchen immer leicht, wie ein Reh hüpfte; aber dießmal stutzte sie – Er schoß daher wie ein kleiner Strom – vom Regen angeschwollen. O laß dich hinüber tragen, sagte Hylas – und ohne die Antwort zu erwarten, umschlang er sie – drückte fest sie an seine Brust – und trug

[164] „Blöde" = ungeschickt, schüchtern.

die schöne Last hinüber. Erröthend wand sie sich loß, und er sprach jauchzend: O daß einmal das Glück dich in diese Arme brachte. Siehst du, zartes Mädchen, du kannst nicht leben ohne männlichen Beystand. Wähle dir eine Stütze – siehst du, da um die Linde schlingt sich die grüne Waldwinde – dort schnäbelt sich im Nest ein zärtliches Paar. Unbedauert verwelkt eine Rose, die verlassen und ungebrochen blieb – Und früh verblühen ungeküßte Wangen. O süsses Mädchen, alles liebt! alles liebt! Folge dem Beyspiel der kleinen Vögel – Theile mit einem Gatten Hütte und Lager – von sanft geschwollenem Moose will ichs dir bereiten – und mit Veilchen und Rosen umstreuen – Aber du verstummst – o zürne nicht, sagte er sanft und weinte auf ihre duldende Hand. Länger hielt sie es nicht aus – Durchströmende Liebe glühte auf ihren Wangen – pochte laut in ihrem Busen – und bebte in ihren Knien. Schmachtend sank sie nieder an der Linde, und er warf sich zu ihren Füssen. Er sah es, daß sie erweicht war – In erster, lang gewünschter Umarmung fühlten sie das höchste Glück der Erde. Oft beschrieben schon die Dichter solche Scenen – aber zu schwach. Einbildungskraft oder Erfahrung male sie Euch vor. – Heimliche Liebe glüht zuweilen in zwey gleich gestimmten Seelen – ein Zufall bringt sie einander näher und verräth gegenseitige Neigung.



Abb. 9: Abbildung zu Colibri und Willibald (Chodowiecki)

Auszug aus **Colibri und Wilibald**

Erster Gesang[165]

In jenen Jahren, wo noch Spiel und Freude
die Freundschaft unter Mädchen knüpft;
und wo im leichten Flügelkleide
das Herz uns froh im kleinen Busen hüpft:
da hielt ich viel auf Mährchen und Geschichten.

[165] Das Gedicht ist in Auszügen auch abgedruckt bei Stummann-Bowert, S. 105f. Der Begriff „Gesang" als Abschnitt einer größeren Versdichtung geht auf die Einteilung der Homerischen Epen zurück.

Bald las ich sie in Büchern und Gedichten –
bald aber sank ich tiefer auch herab
und horcht‘ auf die, die Baurenwiz[166] mir gab.
Ja, denk ich jezt daran, so lach ich fast mich krank!
Da sas ich Euch auf einer kleinen Bank
zu‘n Füssen einer Magd – sah nebenher in Ruh
dem Drehen ihres Spinnrads zu –
und hörte Mährchen an von mannichfacher Art,
die ich zum Theil bis jezt noch aufbewahrt.
Die bald von Königstöchtern handelten,
die Hexen in ein Thier verwandelten;
bis einst das Schicksal glücklich es regierte
und einen Prinzen her zu ihrer Rettung führte:
der (wie der Wohlstand es befiehlt)
nach der Entzaubrung gleich der Schönen Hand erhielt.
Und bald von Mördern, die in Felsenhölen wohnten,
und niemand, als die schönsten Mädchen schonten;
Auch wohl von Menschenfressern, die, wenn Kinder sich verkrochen,
Doch gleich das Menschenwildpret rochen.
Auch (was mir stets das liebste war) von Spükereyen;
ich glaubte sie nicht ganz – und doch konnt‘ ich mich scheuen,
wenn drauf ein Gang im Finstern zu passiren war;
ob ich gleich kühn: Wer wollte so was glauben! rief,
indem der Schauer noch mir übern Rücken lief.

Es wuste bald der kleinen Mädchen Schaar,
daß ich sehr viele Mährchen las und hörte;
und wollte drum, daß ich sie drinn belehrte.
Mein Züngelchen war immer gut zu Haus;
und was im Kopf war, floh nicht leicht heraus.
War uns das Pfänderspiel und Blindekuh zuwieder,
so sezten wir in einem Kreis uns nieder:
dann fiengen sie mich an zu quälen,
ich muste ihnen was erzählen. (…)

[166] „Baurenwiz“ = Bauernwitz.

Gedichte aus der zweiten Gedichtsammlung 1782[167]

Im Garten zu R. 1778[168]

Wunderbar! Zwey schöne Monden[169] lang
Floh mich schon mein Dichtergenius;[170]
Und mir armen Mädchen wurde bang:
Er, der mich als Kind schon leitete, er sey
Mir auf einmal ungetreu!
Aengstlich dacht ich schon, er habe
Seine süße Sängergabe
Mir auf Lebenslang entzogen – –
Und jezt kömmt der Holde angeflogen!
Liebst du diesen kleinen, stillen Garten?
O so will ich oft dich hier erwarten;
Und wenn mich die Phantasey durchglüht,
Weih' ich ihm ein unschuldsvolles Lied.
Denn ich liebe auch die kleine Hütte,
Die so dichten Schatten um mich zieht;
Und das Gärtchen, wo bey jedem Schritte
Man Natur und Einfalt[171] um sich sieht.
Hier gerathen weibliche Geschäfte
Besser und geschwinder meiner Hand;
Und zugleich sind meines Geistes Kräfte
Mächtiger, und stärker angespannt.
Zwar sind hier nicht labyrinthsche Hecken;[172]
Die, verwundet, Scheerenspiel entdecken:
Doch des Gartens wilder Dornenzaun,
Zwischen welchem bald Hollunder blüht,

---

[167] Gedichte von Philippine Engelhard gebohrne Gatterer. Zwote Sammlung. Mit 4 Kupfern. Göttingen 1782.

[168] Gemeint ist der Garten der befreundeten Pfarrersfamilie Frank in Rosdorf bei Göttingen. Vgl. zu dem Gedicht Stummann-Bowert S.171f., Komm. S. 228f.

[169] „Monden" = Monate.

[170] „Dichtergenius": Als „Genius" bezeichnet man eine geflügelte Jünglingsgestalt aus der römischen Mythologie ; in Zeile 9 des Gedichts kommt der Genius angeflogen. Er verkörpert die göttliche Zeugungskraft des Mannes, die im weiteren Sinn auch als persönlicher Schutzgeist erscheint, der künstlerische Fähigkeiten, politische Macht und andere männliche Potentiale verkörpert. Insofern ist es durchaus kühn, wenn Philippine von ihrem seit der Kindheit vertrauten „Genius" spricht als sei sie selbst ein Mann.

[171] „Einfalt" = Einfachheit.

[172] „Labyrinthsche Hecken … entdecken": labyrinthisch verschlungene Hecken, die das Werk der Schere zeigen (entdecken), d. h. Hecken, denen man ansieht, dass sie beschnitten und somit verwundet worden sind.

Bald die falbe Weide[173] um sich sieht,
Scheint mir lieblicher, und frischer anzuschaun.[174]
Blume, Kraut und Baum aus fernen Ländern,
Wie bey Reichen oder bey Verschwendern,
Sind auf diesen Beten nicht zu sehen;
Aber Rosen und Violen[175] stehen
Da, im schönsten Flor. Und Weste[176] wehen
Süßen Lindenblütenduft mir zu.
Hier genieß ich sanfte Seelenruh,
Die oft stille Freude unterbricht,
Wann mit kleinem lieblichem Gesicht
Meiner Freundinn Kinder zu mir kommen.[177]
Da kömmt Ernst mit einem Buch gerennt,
Zeigt mir Kupfer, nimmt mich bei der Hand.
Oder hat auch steif Papier bekommen,
Bringts mit einer Scheere mir herbey,
Und erbittet bunte Schnizeley.
Lottchen kömmt mit ihrer Strickerey,
Daß ich ihren Fleiß bewundern soll.
Und der kleine Anton, rund und voll,
Gelb von Haaren, und von Wangen roth,
Kömmt nur selten ohne Butterbrod.
Noch zu blöde[178] nah zu mir zu gehn,
Seh ich Lenchen in der Ferne stehn.
Zwischen Blumen irrt das liebe Kind,
Die so groß als wie sie selber sind.
Kömmt, mit Frizchen an der Brust, die Mutter dann,
Und mit ihr zugleich ihr sanfter Mann,
Der dem kleinen Staat Geseze giebt,
Und mich so wie seine Kinder liebt:
O dann seh ich um mich, hoch erfreut,
Holde Paradieses-Einigkeit!

---

[173] „falbe Weide" = gelblich-grüne Weide.

[174] Hier wird auf den damals aktuellen Gegensatz zwischen formaler französischer Gartenkultur und naturnahem englischem Gartenstil angespielt.

[175] „Violen" = Veilchen.

[176] „Weste" = Westwinde.

[177] Die im folgenden beschriebenen Kinder der Pfarrersfamilie Frank sind in allen Einzelheiten (Alter, Namen) historisch belegbar.

[178] „blöde" = schüchtern.

Nimm‘s nicht übel, lieber Genius,
Daß ich dich für jezt verlassen muß.
Da kömmt Lottchen, die zum Essen ruft;
Und schon riech‘ ich süßen Speiseduft.
Dicker Spargel, den ich selber stach –
Junge Erbsen, die ich selber brach –
Warten mein, als liebliches Gericht;
Das, wenn‘s meiner Freundinn weiße Hand bereitet,
Wie Ambrosia[179] hinunter gleitet.
Lieber Genius! ich bleibe nicht –
Denn wer wollte über Geistesträumen,
Süsse Speise wohl versäumen?
Hast du‘s denn nicht übel aufgenommen,
Daß ich dießmal dich zuerst verließ;
Kannst du ja nach Tische wieder kommen
In dieß kleine Paradies.

Das Gleichniß. 1778

Der schönsten Blum‘ in Florens bunten Reichen,
Ein schönes Mädchen zu vergleichen,
Fiel einem frühen Dichter ein.
Der Einfall ward bald allgemein –
Es sagten, was der Erste sprach,
Die andern Dichter fleißig nach.
Mich aber dünkt, das Gleichniß paßt nicht ganz;
Denn einer schönen Rose Glanz
Bewachen tausend Dornen, scharf und spiz:
Und ach! wie selten hat Verstand und Wiz
Bey einem schönen Mädchen Siz!

Ein Stückchen aus der Pädagogik

Monsieur, fieng Herr von Schlendrian
Zu seinem neuen Mentor[180] an,
Sie müssen ja die Kinderchen nicht treiben,
Wenn sie nicht lesen oder schreiben. –
Herr Veit sah stumm zur Erde hin,
Ein stummer Bückling sprach für ihn. –
Den Tag noch fuhr der Herr spazieren

---

179 „Ambrosia“: Nektar und Ambrosia waren die Nahrung der Götter in der griechischen Mythologie.

180 „Mentor“ = Hauslehrer.

Und Veit erbat sich das Kutschieren.
Im Anfang gieng es herrlich fort,
Durch Lenkseil, Peitschenhieb und Wort.
Doch jezt ließ er das Lenkseil los,
Und legt die Peitsche in den Schoos.
Nun wichen aus dem schmalen Wege
Die Pferd' ins Korn, ins Dorngehäge.
Bald schlich der Wagen wie ein Sarg,
Bald zogen sie ihn gar zu arg.
Und eh sichs Schlendrian versah,
War er dem tiefsten Abgrund nah.
Er bog zum Schlage sich heraus,
Und schrie: Wo denkt der Herr hinaus?
Gleich lenkte Veit die Pferde schläg –
Und hui! giengs auf den rechten Weg.
Dann schnell in Dorf, wohin sein Herr gedachte,
In dem er oft sich lustig machte.
Da schaffte Schlendrian gleich Wein
Und schenkte volle Gläser ein.
Vom edlen Rheinwein aufgeheitert,
Sprach er: Bald wären sie gescheitert,
Mein lieber Veit! – O nein rief der,
Das kam gar nicht von ungefähr!
Ich hielt sie nicht genug im Zwang,
Drum kamen Sie so aus dem Gang.
Darinn sind Pferde Kindern gleich!

Sir Schlendrian ward roth und bleich –
Sah dann den jungen Mentor an:
Ey ey! Sie sind ein loser Mann!
Doch Unrecht mögen sie nicht haben –
Erziehn sie, wie sie wollen, meine Knaben!

Der Muff. 1778[181]

Armer Muff, bist ledig[182] ausgegangen!
Und den Fächer hab' ich so gelobt.
Bist so gut als er – er kühlt die Wangen;
Und du wärmst, wann Wind und Kälte tobt.

---

[181] Vgl. zu diesem Text das Fächergedicht aus der ersten Sammlung. Der Fächer steht für vornehme Geselligkeit , der Muff für alltägliche Bequemlichkeit.

[182] „ledig" = leer.

Mehr dienst du der Andacht, als der Fächer,
Dessen Lob mein erstes Büchlein spricht.
Oft verrieth‘ er was, der lose Schächer;
Schlöß‘ ich weißlich meine Augen nicht.

Du bist häuslich. Trägst, so treu als Taschen,
Strickzeug, Nähzeug; oder auch ein Buch.
Im Spaziergang kann ich Aepfel naschen,
Die ich, weichgebraten, in dir trug.

Drängt sich Neugier, wenn ich eilig gehe,
Wohl fünf Mann hoch, an ein Fenster an:
So bedeckst du mich, daß ich kaum sehe;
Und so leicht mich keines kennen kann.

Hilft der Fächer, weiß mich zu erhalten,
Wann ich ohne Hut und Schleyer bin:
So ersparst du meinen Lippen Spalten,
Reißt ein Schlitten mich durch Eisluft hin. –

Der, mit weißem Atlaß[183] überzogen,
Hat fürwahr mir Müh genug gemacht.
Viele Stunden hab‘ ich – ungelogen –
Mit dem Blumen malen zugebracht.

Doch was thut‘s! und wären ihrer hundert! –
Kenner würdigten ihn ihres Blicks!
Mancher Mund hat meinen Muff bewundert!
Ich veracht‘ ihn dann, mit einem Knicks.

Jene dort, mit Thierfell überzogen,
Haben, unbewundert, innern Werth.
Oft beregnet, oft von Schnee umflogen;
Blieb ihr Wohlstand doch noch unzerstört.

Der prangt in Besuch und Assembleen,[184]
In der Kirche, bey Concert und Ball.
Doch du Brauner sollst jezt mit mir gehen –
Sey fein warm, denn kalt ists auf dem Wall.[185]

---

183 „Atlaß“ = Atlas, feines Seidengewebe.
184 „Assembleen“ = Versammlungen.
185 Der Göttinger Wall war 1765 zu einer Promenade umgestaltet worden.

An Lotte[186]. 1779

Die Freundschaft nimmt an allen kleinen Leiden
Und Freuden theil;
Und wer vergleicht an Freundschaft sich uns beyden?
Drum hör in Eil!

Mein Zahnfleisch schwoll – nach kleiner Kinder Weise –
Wußt‘ nicht warum.
Kaum konnt‘ ich kauen, warf die weichste Speise
Im Mund herum.

Und gestern kam ein Zahn Dir angestochen,
Gar listiglich.
Halb ist er schon durchs Zahnfleisch durchgekrochen –
Wie freu ich mich!

Denn hör nur Lotte, das ist dir kein schlechter
Gemeiner Zahn;
Es ist – mir dünkt ich höre Dein Gelächter –
Der Weisheitszahn!

Ich konnte Dir die Freude nicht verheelen,
Denn das ist wahr;
Er soll oft physisch und moralisch fehlen,
Bey grauem Haar!

Ich bin ein Ding von zwey und zwanzig Jahren,
Und er erschien?
Nun mag der Himmel mich für Stolz bewahren!
Noch floh ich ihn.

O könnt ich Dir den Weisheitsbringer zeigen!
Wann siehst Du mich? – – –
Hier flieht der Scherz – Die Trennung macht mich schweigen
Wann seh ich dich!

186 Die bedeutende Briefautorin Charlotte von Einem (1756–1833) war von 1776 an eine enge Freundin Philippines.

Mädchenklage. 1779[187]

Oft hab ich mit Thränen,
Und innigem Sehnen,
Verwünschet mein Geschlecht!
Es fesselt fast immer
Mich Arme ins Zimmer –
Wie frey gehn die Männer! selbst Knabe und Knecht.

Weit um sich zu schauen,
Ist Mädchen und Frauen
Vom Schicksal vergällt.
Als Diener, als Lehrer,
Als Held, als Bekehrer,
Als Kaufmann, durchreisen die Männer die Welt.

Dann forschen sie Länder,
Durchschauen behender
Das menschliche Herz.
Sehn Kronenbeehrte,
Und grosse Gelehrte
Und glückliche Völker, auch Völker voll Schmerz.

Sehn glänzende Heere –
Und brausende Meere,
Mit Schiffen bepflanzt.
Sehn fruchtbare Felder,
Und schauernde Wälder;
Und Klippen von silbernen Quellen umtanzt.

Sie klettern auf Höhen,
In Wolken zu stehen,
Auf ewigem Eis.
Sie fahren in Schachten
Das Erz zu betrachten;
Zu sehen des Bergknappen frölichen Fleiß.

[187] Dieses Gedicht lässt sich thematisch mit Annette von Droste-Hülshoffs „Am Turme" vergleichen. Es wurde in den USA in eine einflussreiche Anthologie aufgenommen (Bitter Healing. German Women Writers 1700–1830, hg. von Jeannine Blackwell und Susanne Zantop, Nebraska 1990) und gehört deshalb mittlerweile zum Lektürekanon amerikanischer Germanisten. Vgl. Stummann-Bowert, S. 43. Abdruck des Gedichtes dort S. 109f.

Und vielerley Sitten,
Paläste und Hütten,
Erblicken sie dann; –
Ich traure fast immer
Im einsamen Zimmer:
O wär ich ein freyer und frölicher Mann!

Wenn strahlende Seen
In Heiden nur stehen:
Was spiegeln sie wohl?[188]
O könnt es mir glücken,
Die Welt zu erblicken,
So säng ich oft hoher Begeisterung voll!

Zwar könnt ich entfliehen,
Und Länder durchziehen,
Im männlichen Kleid;
Doch Weisheit und Feuer
Erkauft ich zu theuer,
Denn weh mir! – Die Sittsamkeit hätt' ich entweiht!

Wie Stürme die Wellen,
So thürmen, so schwellen
Oft Leiden mein Herz.
Verlösche, mein Leben!
Dann dort werd ich schweben
Auf Flügeln des Windes – und Traum wird mein Schmerz!

Im Garten zu R. 1780[189]

Schon wieder hier,
Im Ort, wohin ich fliehe,
Trübt sich aufs neu – troz aller meiner Mühe –
Des Lebens Himmel über mir.

---

[188] Die Seen stehen für das weibliche Bewusstsein, die karge Landschaft der Heide für die anregungsarme Umgebung des Frauenalltags. Hier wird ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass der weibliche Intellekt nur durch äußere Umstände daran gehindert wird, die gleichen Leistungen zu erbringen wie der männliche.

[189] Gemeint ist wie in dem gleichnamigen Gedicht von 1778 der Garten der Pfarrersfamilie Frank in Rosdorf bei Göttingen. Philippine hat sich inzwischen in den russischen Fürsten Meschersky verliebt, doch dieser ist von Kaiserin Katharina in seine Heimat zurückgerufen worden.

Der Abend war
So schön, drum gieng ich gestern,
Ich Glückliche vor allen meinen Schwestern!
Hierher mit meinem trauten Paar.

Sanft schien der Mond. –
Ich sank in süße Träume –
Derselbe Mond scheint durch die fernen Bäume,
Wo meiner Seele Liebling wohnt.

Auf Spiegelfluth,
Da schwamm sein Bild so helle.
Am Wasserfall erschien in mancher Welle
Gebrochen seine reine Gluth.

Ich gieng vergnügt –
Allein mit matten Schritten –
In's liebe Dorf voll lichterhellter Hütten,
Das ruhig zwischen Bäumen liegt.

Und federleicht
Sind heute meine Glieder!
Es drückt nicht mehr sie bange Schwermuth nieder,
Und Schmerzen sind daraus verscheucht!

Mein Lebenslauf – –
Lang wär' er schon zu Ende,
Ach, frischten dieses lieben Paares Hände
Nicht oft die trockne Lampe auf!

Dieß Gärtchen, wo
Mich Weste sanft umspielen,
Mir Düfte bringen, meine Wangen kühlen;
Auch dieses hilft und macht mich froh.

Der Rosenstrauch
Ist schon geschmückt mit vollen
Gespaltnen Knospen, die sich öfnen wollen.
Ha! eine Wurmzernagte auch!

Herab mit dir!
Denn wenn auch Sonn und Regen

Dich Arme künftig noch so liebreich pflegen,
Dieß Unglück merkt man stets an dir.

An meine Brust
Komm her, du arme Blume!
Wie dir, giengs meinem Leben, meinem Ruhme,
Ach aller meiner Lieblingslust!

Und Du, mein Freund,
Willst dich mit mir vereinen?
Oft zwang ein hartes Schicksal mich zum Weinen,
Geh, such ein Mädchen, das nicht weint,

Mir droht das Grab!
Zwar hab ich Herzensgüte –
Doch meiner Jugend schönste frische Blüthe
Fras früh geheimer Kummer ab.

Nach der Trauung. Den 23. Nov. 1780[190]

Es ist geschehen! Er ist mein!
Der Tod nur soll uns scheiden!
Gern will ich immer um ihn seyn,
In Freuden und in Leiden.

Im Tempelchen ward ich getraut[191]
Wo ich oft Tröstung hörte;
Wann mich – von Red‘ und Sang erbaut –
Kein eitler Städter störte.

Oft wünschte meines Freundes Blick
Und Wort mir frohes Leben –
Jezt hat er selbst mir Lust und Glück
Im Gatten übergeben.

---

[190] Abgedruckt auch bei Stummann-Bowert, S. 182, Komm. S. 232.

[191] „Tempelchen“ = die kleine Johanniskirche in Rosdorf, wo der befreundete Pfarrer Frank sie traute. In der Gedichtausgabe findet sich hier eine Anmerkung der Autorin: *In dem oft erwähnten R... bei Göttingen.*

Zwar hört' ich Fluch für Weib und Mann –
Und bebt' – und schwamm in Zähren!
Doch faßt' ich mich, denn Tugend kann
Auch hier uns Trost gewähren!

Drückt saure Arbeit meinen Mann
Mit Zentnerschwere nieder,
So scherz ich mit ihm, lach' ihn an –
Und sieh – er lächelt wieder.

Mein Fluch war Unterwürfigkeit[192] –
Zwar will er's nie begehren –
Auch würde seine Billigkeit
Mir nie dieß Loos erschweren.

Und Schmerz, der uns zu Müttern macht,
Den will ich gern ertragen.
Wann erst das Kind am Busen lacht –
Vergißt man Angst und Plagen.

Nur das Geheimnis dieser Nacht! –
Die Augen gehn mir über!
Das ist es was mich angstvoll macht –
Ach wär' sie doch vorüber!![193]

Als sie ihre Niederkunft erwartete. Den 9. October 1781[194]

Liebes Kind! ich wart' auf dich vergebens,
Schon so manchen Tag, so manche Nacht.
Komm, und sey die Wonne meines Lebens,
Dafür, daß du lang es trüb gemacht.

Deine kleine Garderob' ist fertig –
Mütterchen hat viel für dich genäht –
Wieg' und Wärterin sind dein gewärtig;
Warum kömmst du Närrchen denn so späth?

---

[192] „war" = wäre. Sie geht davon aus, dass ihr Mann nie „Unterwürfigkeit" von ihr verlangen wird.

[193] Eine bemerkenswert offene Anspielung auf die Angst der jungfräulichen Braut vor der ersten sexuellen Erfahrung.

[194] Das Gedicht ist auch abgedruckt bei Stummann-Bowert S. 186f., Komm. S. 232f. In der Gedichtausgabe findet sich hier eine Anmerkung der Autorin: *Die Niederkunft erfolgte endlich den 25. Oct. mit einem Mädchen*. Gemeint ist Philippines erste Tochter Caroline.

Mehr als Fürstenkinder dieser Erden
Soll mein kleiner Liebling glücklich seyn:
Denn selbst will ich deine Amme werden,
Und mit Pfleg‘ und Nahrung dich erfreun.[195]

Brauchen auch auf Spielwerk nicht zu denken,
Magst nun Bübchen oder Mädchen seyn.
Küch und Puppen will dir Tante schenken,
Denn bald ist dergleichen ihr zu klein.

Und aus deines Vaters Kinderzeiten,
Ach, was trifst Du da für Sachen an!
Reuter, die auf hohen Pferden reiten;
Und viel Fußvolk, das marschieren kann!

Komm mein Kind, und fülle Arm und Wiege,
O er schreckt mich nicht, der schwerste Schritt.
Aber bring des besten Vaters Züge,
Seine lieben sanften Züge mit!

An‘s Kind in ihrem Arm. Den 18. Februar 1782[196]

Schließ die lieben Augen zu,
Hast noch keine Sorgen.
O sie lassen Dir ja Ruh,
Heute so wie morgen.

Noch schlägt dieses Herzchen nur
Leben Dir zu geben;
Hast noch, fast wie eine Uhr,
Nur mechanisch Leben.

Noch schafft keine Seelenqual
Seufzer Dir und Thräne.
Selten weinst Du nur einmal
Um versteckte Zähne.

Doch kennst auch die Freuden nicht,
Welche Gott uns schenket.

---

[195] Der Vorsatz des Selbst-Stillens geht auf die entsprechende Empfehlung Rousseaus zurück.
[196] Das Gedicht, das Caroline, dem ersten Kind der Dichterin gewidmet ist, findet sich auch abgedruckt bei Stummann-Bowert S. 188f.

Kennst noch selbst die Mutter nicht,
Deren Brust Dich tränket.

Aber nein, du lachst mich an
Und es lallt dein Mündchen.
Schlaf doch, daß ich nähen kan!
Kleine, schlaf ein Stündchen![197] –

Ach Du schläfst – noch schlaffer sind
Jezt die kleinen Züge.
Leise leg ich jezt, mein Kind,
Dich in Deine Wiege.

Mädchen, bist so weiß und rund,
Wie von Wachs gegossen!
Träumend lacht Dein kleiner Mund
Roth und halb geschlossen.

Ach einst kann die zarte Haut
Blatterngift zerwühlen![198]
Diese Glieder schön gebaut
Leiden unterm Spielen!

Krankheit und Gefahren treib
Gott, dem ichs empfehle,
Von ihr ab – schüz ihren Leib –
Mehr noch ihre Seele.

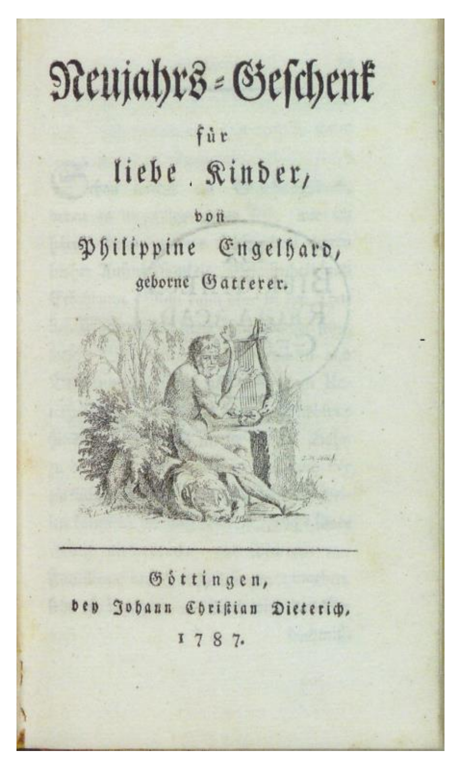
Kleine Engelchen, die Ihr
Sollt um Kinder stehen,
Schüzt dieß süße Mädchen hier,
Ich muß von ihr gehen.

---

[197] Diese Strophe fehlt im Text der Ausgabe von 1782. Sie ist unter dem Titel „Zusaz" im Anschluss an das Verzeichnis der Gedichte auf der letzten Seite eingedruckt. Zur Erläuterung heißt es dort: „Zur S. 256 ganz oben vor der ersten Strophe *Ach du schläfst etc.* gehört noch folgende Strophe, die dort aus Versehen ausgelassen worden ist". Offensichtlich fiel der Autorin der Fehler erst auf, als der Text bereits gesetzt war. Dass sie dennoch auf der Hinzufügung der Strophe bestand und dies auch erreichen konnte, zeugt nicht nur von Philippines Sorgfalt und ihrem Selbstbewusstsein als Autorin, sondern auch von ihrer Durchsetzungsfähigkeit.

[198] Die Säuglings- und Kindersterblichkeit im 18. Jahrhundert war hoch. Besonders gefürchtet waren die Blattern (Pocken). Vgl. dazu unsere Einleitung.

Gedichte aus der Sammlung „Neujahrs-Geschenk für liebe Kinder“ 1787[199]


Neujahrs-Geschenk
für
liebe Kinder,
von
Philippine Engelhard,
geborne Gatterer.

Göttingen,
bey Johann Christian Dieterich,
1787.

Abb. 10: Titelblatt der Gedichtsammlung

Prolog

Schon wieder ein Erziehungsbuch, deren es unzählige geben soll, wie ich höre; denn m e i n e Hülfsmittel waren bisher Aufmerksamkeit, Gelassenheit und Erfahrung. Man kann aber in der That bey Kindern nicht ganz ohne Bücher seyn, welche Gelegenheit zu Erklärungen und Belehrungen geben; und auch dann Unterhaltung, wenn uns etwan Mislaune hindert, selbst etwas für sie auf die Bahn zu bringen. Ein Fall, in den auch der zärtlichste Kinderfreund und Lehrer zuweilen kommt; der aber Vätern, welche saure Arbeit niederdrückt, und Müttern mit Fa-

[199] „Neujahrs=Geschenk für liebe Kinder“, von Philippine Engehard, geborne Gatterer, Göttingen 1787.

milien- und Haushaltsorgen umgeben, sehr oft begegnet. – Auch wird das Gedächtniß, wie die Erfahrung bestätigt, durch Auswendiglernen kleiner Lieder gestärkt; und lautes Hersagen derselben – mit rechter Art – gibt süße Melodie der Stimme und eine deutliche Aussprache. Zwey Dinge von empfehlendem Gewichte in der menschlichen Gesellschaft.

Als ich die Liedchen machte, richtete ich sie nach den Geisteskräften meiner Kinder ein: da diese aber nie überspannt wurden, so können mit Erklärung der wenigen unbekannten Dinge und Worte alle Kinder solches Alters dieselben verstehen.[200]

Nun ein Wort zu rechter Zeit an die gutmeynenden Aeltern, die – noch am alten Vorurtheil klebend – sich vielleicht ärgern, daß eine oder die andre Stelle meines Büchleins den Kindern sagt, daß ihre Mutter sie mit Schmerz und Lebensgefahr gebohren hat. Lieben Leute! sehen nicht die alles bemerkenden Kinder, daß alle Thiere Junge gebähren, und doch überredet ihr sie (auf eine sehr kurze Zeit) aus falscher Sittsamkeit: Just den Herrn der Schöpfung brächte als ein kleines Kind ein Storch im Schnabel angeschleppt – man wisse nicht woher. Oder man fischte Kinder nach Gefallen aus einem Teiche oder Brunnen. Was für, falschen Aberglauben lehrende, und Gottes Allmacht und den Menschenverstand entehrende Geschwätze sind das! Nein! sagt früh den Kindern mit feyerlicher Zärtlichkeit, daß kein gebährendes Wesen so viel ausstehen müsse, als die menschliche Mutter; und hauptsächlich sagt ihnen früh, daß aus weisen Gründen, kein junges Thier so lange und mühsame Pflege erfodere als der junge Mensch. Ein sanftes Band von kluger Erkenntlichkeit und Liebe wird hierdurch die Kinder an euch fesseln; deren unbegrenztes Vertrauen zu euch, das sicherste Mittel ist, ihre Tugend und ihr Glück zu bauen.[201]

Dagegen verbergt aber, so lange als möglich, die Quellen tausendfachen Jammers, Wollust und Liebe vor ihren reinen Seelen. Diejenigen unter Aeltern und Vorgesetzten, die etwan in freundschaftlichen Zirkeln nicht recht froh seyn können, ohne ärgerliche Geschichtchen oder ersumliche[202] Anspielungen vorzubringen, müssen wenigstens die Kinder vorher entfernen, deren weiche Seele jeden Eindruck begierig aufnimmt.

Laßt ferner in großen Schulen und in Kindergesellschaft, die Jugend nie ganz allein zusammen. Auch vergönnt ihnen nicht leise zu reden. Kinder, die schon vom Bösen der Welt reden hörten: oder die, ihnen lang versteckten, Naturgeheimnisse listig ausforschten, theilen sich ihre Entdeckungen oft auf solche Art

[200] Bei Erscheinen des Buches war Caroline 6 Jahre alt, Johanna 4 und Wilhelm 2.

[201] Eine im Vergleich zu den zeitgenössischen Konventionen ungewöhnlich offene Stellungnahme zur Sexualaufklärung (vgl. dazu unsere Einleitung). Sie steht aus heutiger Sicht freilich im Gegensatz zu den folgenden Mahnungen, die Gesprächsthemen der Kinder streng zu kontrollieren.

[202] „ersumliche Anspielungen“ = sinnliche Anspielungen.

mit, daß ihre Gesundheit und Seelenruhe, durch zu schlechte Bewachung ihrer Kinderzeit, auf immer verlohren gehen kann!

Da zwischen dem Entschlusse, diese Lieder zu drucken und der Ausführung des Vorsatzes, nur einige Wochen waren, so habe ich doppelt Ursache für die Menge Subscribenten[203] zu danken, welche den Druck dieser kleinen Schrift unterstützten. Mit inniger Rührung dank ich vorzüglich meinen Mitbürgern für das Vertrauen, welches sie in meine Bemühung setzten. Liebe zum Guten, und Verlangen nach Geistesfreuden, brachten hier, wie einst im Himmel, Menschen aus allen Ständen in eine Gesellschaft. – Aus einigen fremden Städten sehe ich noch Subscribenten voraus, welche nun aber nicht mehr können vorgedruckt werden. Ich bitte dieserhalb um Verzeihung; wie auch deswegen, daß einige Lieder ganz wegbleiben mußten, weil das Buch sonst gar zu spät fertig geworden wäre. Ich habe auch seinen Namen verändert, indem es erst nach Weyhnachten erscheint.

Erinnerung bey der zweyten Auflage.
Da durch Zufall diese erste Sammlung so klein ausfiel, so sollen bey einer künftigen zweyten Sammlung die ersten Pränumeranten[204] schadlos gehalten werden.

Morgenlied

Der Tag weckt mich zur Freude wieder!
Leicht und gesund sind meine Glieder!
Hell kann ich aus den Augen sehn,
Und hurtig auf den Füßen gehn.

Zum Spielen hab‘ ich schöne Sachen,
Und Brüderchen und Schwester lachen;
Und der Papa und die Mama
Sind auch gesund und freundlich da.

Bald wird mich Milch und Semmel laben,
Und Mittags wird‘ ich Speise haben.
Ach, wie viel Kinder leiden Noth,
Und haben weder Kleid noch Brod!

[203] „Subscribenten“: Leser, die sich verpflichten, ein noch nicht erschienenes Druckerzeugnis zum Zeitpunkt des Erscheinens anzukaufen. Häufig wurde das Subskribenten-Verzeichnis als Zeichen eines prestigeträchtigen Buchprojekts vorne mit abgedruckt.

[204] „Pränumeranten“ = Vorauszahlende.

Da Gott mich doppelt glücklich machte,
Und nicht zu armen Eltern brachte;
So will ich stets mich artig freun,
Und auch ein wenig fleißig seyn.

Ich will das Sprüchlein nicht vergessen:
Wer nicht arbeitet, soll nicht essen.
Mama sagt mir den Spruch genug,
Er steht in Gottes heil'gem Buch.

Die Beule

Du armes Hannchen[205] fielst aus Eile
Schon wieder hin,
Und schlugst dir eine blut'ge Beule
Ans kleine Kinn.

Doch mußt so ungestüm nicht weinen,
Wer kann dafür?
Steh fest auf deinen kleinen Beinen,
Geh nicht zur Thür.

Es giebt viel Eltern, die befehlen
Dem Kind, das fiel,
Die stärksten Schmerzen zu verheelen,
Ganz mäuschenstill.

Zwar dein Mamachen will erlauben
Ein bischen schreyn;
Weil auch viel große Leute glauben
Das lindre Pein;

Doch weil du reden kannst, so schlage
Die Thränchen ab[206],
Und sage mir mit sanfter Klage,
Wo's Schaden gab.

Du wirst die Augen recht verderben,
Weinst du zu viel;
Und Schläge obendrein erwerben —

[205] Hannchen = Johanna, geb. 1783.
[206] „abschlagen" = abwischen.

Komm, und sey still![207]

Der große Hund[208]

Du willst das kleine Hannchen schelten,
Weil es dir Spielzeug nahm?
Wenn sie dich schlägt, es ihr vergelten?
Das machte mir ja Gram!

Du mußt nicht selbst dich an ihr rächen,
Wofür wär‘ ich denn da?
Sey artig Hannchen, mußt du sprechen,
Sonst straft dich die Mama.

Du warst ja lang vor ihr lebendig,
Bist jezt schon groß und klug.
Sie ist noch klein und unverständig;
Hat noch kein Lesebuch.

Räumt sie dir Spielwerk aus dem Wege,
Laß ihr‘s, du hast ja mehr.
Wenn ihr euch zankt, dann giebt es Schläge,
Du weißt, sie schmerzen sehr. –

Komm schnell ans Fenster, liebe Kleine!
Sieh da, den großen Hund:
Ein Kleiner schnappt ihm nach dem Beine –
Er öffnet nicht den Mund.

Den kleinen, schwachen Hund zu beißen,
Das würd‘ ihm Schande seyn:
Nicht wahr, willst nicht mehr Hannchen schmeißen?
Die ist auch schwach und klein.

[207] Trotz der im Prolog vorgestellten toleranten pädagogischen Grundsätze ist die Prügelstrafe ein selbstverständlicher Bestandteil der Erziehung.

[208] Der Text ist offensichtlich an Caroline gerichtet, die ihre zwei Jahre jüngere Schwester Johanna mit mehr Geduld behandeln soll.

Das Bettelmädchen mit dem verbrannten Arm

Komm Mädchen, ich kann diese Binde,
So hart und so schmutzig nicht sehn!
Hier, Baumöhl[209] und Bleyweiß,[210] das winde
Herum, denn das kühlet gar schön.

Siehst du wohl, mein Hannchen, die Wunden?
Da waren erst Blasen gebrannt.
Das Kind riß vor wenigen Stunden
Sich kochende Milch auf die Hand.

Auch du bist oft hastig, und rennest
Am Heerd und am Tisch in die Höh.
Hör, wenn du dich einmal verbrennest,
So kriegst du auch so ein Weh Weh!

Ein Griff auf den Tisch kann euch schütten
Was heißes ins Auge hinein;
Dann hülfe kein Jammern, kein Bitten;
Das Auge verlöre den Schein!

Schon manches Kind ließ sich nicht bänd'gen,
Und steckt auch am Lichte sich an.
Schenkt diesem hier was in sein Händchen,
Und nehmt ein Exempel daran.

Die harte Nuß

Was hast du im Backen da?
Zeig mir's, unverholen.
Linchen, gleichst dem Affen ja,
Wenn er was gestohlen.

„Eine Nuß, lang biß ich drauf."
Bring sie, arme Kleine;
Dieses Keulchen schlägt dir auf
Nüsse, hart wie Steine.

[209] „Baumöhl" = Olivenöl.
[210] „Bleyweiß" = basisches Bleikarbonat; bis ins 18. Jahrhundert als Bestandteil von Schminke verwendet, bis die Giftigkeit von Blei bekannt wurde.

Da, nun ist der Zahn geschont,
Hier der Kern vom Nüßchen.
Nun werd‘ ich doch auch belohnt
Durch ein freundlich Küßchen? – –

Sonst verglich man Wissenschaft
Mit so harten Nüssen;
Die der Kinder eigne Kraft
Oft eröffnen müssen.

Manches ward auch krank und hohl
Von dem schweren Lernen.
Doch jezt wissen Lehrer wohl
Alle Qual zu fernen.

Jezt kann selbst der Mütter Hand
Euch zur Weisheit lenken.
Weil uns täglich Stadt und Land
Kinderbücher schenken.

Freundlich soll die Wissenschaft
Euren Geist erfreuen.
Nie soll harter Arme Kraft
Kenntniß in euch bläuen.[211]

An Linchens viertem Geburtstage. Den 25sten October 1785

Hier, Linchen, ist ein buntbekränzter Kuchen,
Und ach, vier Lichter drauf gesteckt.
Laß alle Leute nun davon versuchen,
Weil dir‘s hernach viel besser schmeckt.

Du weißt, die Kinder wachsen aus der Mutter,[212]
Wie Aepfel aus dem Apfelbaum.
Heut‘ vor vier Jahren nahmst du noch kein Futter;
Da warst du erst geboren kaum.

---

[211] Ein Bekenntnis zu damals hochaktuellen Positionen der Pädagogik im Sinne Pestalozzis und anderer zeitgenössischer Theoretiker.

[212] Das Gedicht formuliert die ersten Schritte einer vorsichtigen Sexualaufklärung und setzt damit die im Prolog der Sammlung formulierten Ziele um.

Wie freut‘ ich mich, als ich dich nun erblickte,
Du lagest wie ein Püppchen da;
Als ich dir Händchen und Gesichtchen drückte,
Und gar nicht satt mich an dir sah.

Doch vorher war ich, heute vor vier Jahren,
Recht krank, du weißt ja, liebes Kind,
Wie unsre Vögel krank beym Legen waren,
Und dreye gar gestorben sind.

Viel kränker sind die Thiere mit vier Füßen;
Auch schmerzt das erste Säugen sehr.
Am kränksten sind die Frauen – doch versüßen
Die Kinder das, war es gleich schwer.

Weißt du noch, wie du neulich bey mir schliefest,
Wie oft uns Wilhelm aufgeweckt.
Er schrie aus Durst. Weißt du noch, daß du riefest:
Der Junge hat mich so erschreckt!

Sagt‘ ich da nicht: du nahmst mir auch oft Nächte,
Als ich dich noch in Windeln wand.
Da strecktest du zu mir die kleine Rechte,
Und batest: Gieb mir doch die Hand!

Und küßtest sie mit solchem Dank und Liebe –
Ich fühlte süße Himmelslust.
Ach Gott! dacht ich, wenn doch dies Herz so bliebe!
Fromm schlägt es in der kleinen Brust. –

Gott lasse dich mit jedem neuen Tage
Gesünder, frömmer, klüger seyn.
Er wolle dich für jeder Erdenplage
Behüten, oder bald befreyn.

Du siehst, ich suche stets euch froh zu machen,
Sing‘ euch viel‘ hübsche Lieder vor.
Ihr dürfet springen, spielen, lachen —
Gellt[213] gleich zuweilen mir das Ohr.

[213] „gellt“ = hallt.

Da hab‘ ich dir, wie Jakob Joseph lohnte[214],
Ein schönes buntes Kleid gemacht.
Ich trug es lang, doch siehst du, daß ichs schonte;
Es war noch meine Jungferntracht.[215]

Die langen grünen Ermeln sind erhöhet
Mit rothem Taft; mußt reinlich seyn.
Und Hannchen hab ich auch so eins genehet,
Nun könnt ihr euch zusammen freun.

Nicht wahr, mein Kind, es ist so schön zu sehen,
Wenn jemand sich mit uns erfreut.
So magst du denn zum neuen Spielwerk gehen –
O freut euch eurer Kinderzeit!

Die Katze

O nicht zu heftig weine,
Biß gleich dich, arme Kleine!
Die böse Katze die.
Zwar tropft das Blut vom Finger,
Doch schmerzt‘s ja nicht geringer,
Und weinst du auch bis morgen früh.

Fremd kam sie — schien zu suchen —
Da theiltest du den Kuchen
Aus Mitleid gleich mit ihr.
Sie biß — ich seh‘s mit Schmerzen —
Doch freut mich das im Herzen:
Mein Linchen schlug sie nicht dafür.

Du gabst ihr doch noch Speise,
Und sagtest schluchzend, leise:
Aus Hunger biß das Thier. —
Doch eine Viertelstunde
Zu weinen? diese Wunde
Heil ich in wenig Tagen dir.

[214] Jakob ließ seinem Lieblingssohn Joseph ein Festtagsgewand schneidern (1. Mose 37).
[215] Jungferntracht: Kleidungsstück, das vor der Hochzeit getragen wurde.

Sey klug, laß dir erzählen,
Mein Kind, auch Menschen quälen
Oft eins, das alle liebt.
Und mit zerrißnem Herzen
Zuckt man zurück, voll Schmerzen,
Ob Großmuth gleich Verzeihung übt.

Mußt künftig auch nicht streiten
Mit bösen schlechten Leuten!
Sieh duldend auf sie hin.
An dieses Kätzchen denke,
Die kleine Wunde schenke
Auf Lebenslang dir edlen Sinn!

Als der einäugichte Knabe weggegangen war

Warum dem armen Knaben
Das eine Auge fehlt?
Ach Kind, die Blattern[216] haben
Ihn allzusehr gequält!
Saht ihr die tiefen Narben
Auf Nas' und Backen wohl?
Weil sie ihn so verdarben,
War er wohl allzuvoll.

Es freut mich, meine Lieben,
Daß ihr mich l e i s e frugt;
Weil ihr ihn zu betrüben
Mit Recht Bedenken trugt.
Gut, wenn ihr stets so denket:
Den haßt die ganze Stadt,
Der das durch Spott noch kränket,
Das ein Gebrechen hat.

Ihr werdet Menschen sehen,
So krumm als mancher Baum.
Der – kann nur hinkend gehen –
Den – tragen Krücken kaum.
Ein andrer kann nicht hören,
Drum spricht er oft verkehrt;
Doch der wird sich entehren

[216] „Blattern“ = Pocken (heute ausgerottet, doch im 18. Jahrhundert noch weit verbreitet).

Der‘s lachend sieht und hört.

Ach, Gott und Menschen lieben
Die, welche fromm und schön
Ein freundlich Wohlthun üben
an jedem Leidenden.
Gott gab uns die Gestalten,
Lenkt Glück, theilt Freud‘ und Schmerz;
Soll er euch lieb behalten,
So habt ein liebend Herz!

Der Jude[217]

Wie kannst du wohl so thöricht fragen —
Das ist ein Mann wie andre sind.[218]
Sie mußten lange Bärte tragen
In ihrem Land, mein gutes Kind.
Sie könnten vielen Zwang vermissen,
Den aus dem Land sie mitgebracht;
Drum Kluge sie bedauren müssen,
Wenn Dummheit hönisch sie verlacht.

Zum Beyspiel: Ihre Fraun verstecken
Mit Spitzenrand ihr schönes Haar.
Kein Judenmund darf Butter schmecken,
Wenn eben Fleisch im Magen war.
Vom Schwein ißt keiner was, bey Strafe!
Auch Hasen, Aal und Krebse nicht.
Die Hinterhälft‘ vom Rind und Schafe
Auch nicht — das kräftigste Gericht!

Gott hatte das in jenem Lande
Verboten; hier nützt es nichts mehr.
Doch tragen ängstlich sie die Bande
Des Zwangs – sie fühlen selbst, wie schwer!
Doch wer wird wohl darüber lachen?
An ihnen üben seinen Spott,

[217] Die Haltung des 18. Jahrhunderts gegenüber Juden, die auch in diesem Gedicht zum Ausdruck kommt, schwankte zwischen aufgeklärter Toleranz und dem Konservieren alter Vorurteile. Vgl. Friedrich Battenberg: Die Juden in Deutschland vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Enzyklopädie deutscher Geschichte Bd. 60, München 2001, S. 120–127.

[218] Der Text erläutert behutsam einige Merkmale des jüdischen Glaubens. Doch die dargestellte Toleranz hält sich in Grenzen. Es handelt sich eher um leicht herablassendes Mitgefühl.

Weil sie gar viele Last sich machen,
Im Glauben, das gefalle Gott?

Die Welt haßt sie auch, unterrichtet,
Daß ihre Väter einst voll Wuth
Und Irrthum Jesum hingerichtet;
Ihr wißt, er war so fromm, so gut!
Zu schwer sind euch noch solche Dinge —
Denkt nur; das sind nicht diese hier.
Seht, wenn der Vater sich vergienge,
Was könnt ihr Kinder wohl dafür?

Laßt euch noch ein Geschichtchen sagen:
Es wohnte neben unserm Haus
Ein Knabe; einen Hund zu jagen
Lief er zur Hausthür einst hinaus.
Just kam ein Rabbi hergegangen —
Ehrwürdig hieng auf schwarzem Kleid
Ein weißer Bart von holen Wangen —
Da floh das Kind voll Furchtsamkeit,

Und fiel und schrie! Aus gutem Herzen
Kam nun der Rabbi, hob es auf.
Da hemmt' im Knaben Angst und Schmerzen
Und dumme Furcht des Blutes Lauf.
Lang lag er stumm — ich selber habe
Ihn oft besucht, blaß war sein Mund.
Der Arzt entriß ihn zwar dem Grabe;
Doch niemals ward er ganz gesund.

Die Schule

Ich will dich in die Schule schicken.[219]
Warum, Mama?
Mein Linchen, beten, lesen stricken,
Das lernst du da.

[219] Seit dem Generallandschulreglement Friedrichs des Großen von 1763 machte die Entwicklung des staatlichen Schulwesens in Deutschland große Fortschritte. Zwar gab es noch keine verbindliche allgemeine Schulpflicht, doch wuchs das allgemeine Bewusstsein für die Notwendigkeit einer öffentlichen Grundschulausbildung für beide Geschlechter.

Das sollt ich von dir selbst ja lernen, –
Nun ichs bald kann,
Willst du mich noch von dir entfernen?
Kind, hör mich an:

Die Mütter haben viele Sorgen,
Und viel im Sinn.
Du siehst, wie Abend, Nacht und Morgen
Ich fleißig bin.

Wenn ich nun stets mit Lob und Tadel
Dich lehren soll,
So spührt es die sonst schnelle Nadel
Und Feder wohl.

Was würde wohl ein Mann verdienen,
Der immerdar
Ein Lämmchen hüten wollt‘ im Grünen,
Bang vor Gefahr.

Nein, er entzieht sich der Beschwerde,
Und bringt es gleich
Zu eines frommen Hirten Heerde,
An Lämmchen reich.

Am Abend kommts dann von der Weide
Zu seinem Herrn.
Und er hat nach der Arbeit Freude,
Und pflegt es gern.

Ich seh dich, kleine Lose, lachen,
Die mich versteht.
Wie dieser Mann will ich es machen,
Weil‘s so nicht geht.

Bey guten, sanften Lehrerinnen
Führ‘ ich dich ein.
Doch du mußt auch auf‘s Lernen sinnen,
Und fleißig seyn.

Denn wer nicht folgt, wie Lamm und Schafe –
Die Lehrer plagt,

Dem hat der liebe Gott viel Strafe
Fest zugesagt.

Die Lehrer sollen bey ihm glänzen,
Wie Sternenglanz.
Wo Gott die Frommen selbst wird kränzen,
Mit einem Kranz.

Du must dich, siehst du Unart, grämen
Ins Herz hinein.
An Fleißigen ein Beyspiel nehmen,
Noch besser seyn.

Noch einen Nutzen laß dir sagen
Vom Schulengehn.
Ein Kind lernt Schnee und Regen tragen,
Und Windeswehn.

Oft werden Mädchen so als Bube
Ganz krank und schwach;
Die brüten mußten in der Stube
Mit Weh und Ach!

Drum geh, mein Kind, und küss‘ die Hände
Froh der Mamsell.
Und strick‘ und nähe bald behende,
Und lerne schnell!

Die Frühlingssonne

Seht, meine lieben Kleinen!
Die schöne Sonne scheinen,
Sie bringt uns Frühlingszeit.
Bald werden Nachtigallen,
Und Kukuksruf erschallen;
Da jetzo nur der Rabe schreyt.

Bald werden Buch und Weiden
Die Blätter wieder kleiden,
Bald wird der Obstbaum blühn.
Bald wird das Gräschen grünen,
Bald werden kleine Bienen
Lautsumsend um die Veilchen fliehn.

Dann will ich viel euch zeigen,
An Büsch und Bäume Zweigen,
In Gärten, Wies und Feld.
Auch, wie auf dieser Erde
Stets viel aus einem werde;
Und Gott das all in Ordnung hält!

Als Linchen sagte: O das ist ja nur ein Bürgersmann[220]

Wer setzt euch in den Kopf, ihr Kleinen,
Den Unterschied des Ranges schon?
Wärst du schon groß, so müßt ich weinen,
Denn Hochmuth ist der Dummheit Sohn.

O hab‘ ich euch nur erst erkläret,
Was Reichthum ist, und Stand und Ehr.
Und ach! Wie kurz das Leben währet,
Dann spricht so keines von euch mehr.

Ihr wißt, ich kann ganz nah nur sehen,
Fern grüß‘ ich Hoh‘ und Niedre nicht.[221]
Doch laß ich Bürger vor mir stehen?
Hörst du, daß Mutter so was spricht?

Die Männer, die die Häuser bauen, –
Wer Tisch‘ und Stühl‘ und Betten macht –
Die, welche mahlen, backen, brauen –
Wer Leder gerbt – wer Eisen kracht –

Wer Schiffe macht – wer Brücken bauet –
Wer spinnt und webt – wer Gärten pflanzt –
Kurz, wem vor Arbeitsschweiß nicht grauet,
Ist mehr, als wer sich heiß nur tanzt.

[220] Das Gedicht ist auch abgedruckt bei Stummann-Bowert (S. 207f., Komm. S. 236). Die klassische Definition des Bürgertums als Mittelglied zwischen Adel und Bauernstand, wie sie im „Allgemeinen Landrecht für die preußischen Staaten“ von 1794 formuliert ist, greift hier etwas zu kurz. Gemeint sind mit „Bürgern“ in diesem Gedicht vorwiegend Handwerker, sodass Caroline Engelhard als Tochter eines nichtadeligen Juristen in Versuchung geraten kann, sich hochnäsig von einem „Bürgersmann“ abzugrenzen. Dafür erhält sie einen scharfen Verweis von ihrer Mutter.

[221] Anspielung auf eine Kurzsichtigkeit des lyrischen Ich – sonst bei Philippine nicht belegt.

Glaubt ihr, man könne eher missen
Den Bürger und den Bauersmann,
Als einen, der auf seidnen Küssen[222]
Sich wälzt, und nur sich mästen kann?

Mehr gilt des Bürgerweibes Name,
Die kocht und stickt, und Mutter ist,
Vor Gott, als eine hohe Dame,
Wenn sie der Frömmigkeit vergißt. –

Als ich noch klein war, schlich ich immer
Mich gern in jede Werkstatt ein.
Es konnte nie des Putzes Schimmer
Mich so als Handwerksarbeit freun.

Da lernt' ich Werkzeug Namen nennen,
Versuchte jeder Arbeit Müh.
Auch lernt' ich dadurch Menschen kennen;
Und das nützt mir noch spät und früh. –

Es giebt ein Land auf dieser Erden,
Die schöne Schweiz, gar weit entfernt!
Da kann kein Mann ein Rathsherr werden,
Wenn er nicht erst ein Handwerk lernt. –

Nun geh, und schäme dich ein Weilchen,
Denn Hochmuth macht ganz dumm und blind.
Dann komm, und hole dir ein Mäulchen,[223]
Und sey, wie sonst, ein gutes Kind.

Die Fürsten

Mama! ich soll nach allem fragen,
So mußt du denn auch gleich mir sagen,
Was Fürsten sind; du weißt's genug.
Ach liebes Kind! das zu erzählen
Würd' Athem mir – Geduld dir – fehlen;
Bald sagt dir's manches kluge Buch.

[222] „Küssen" = Kissen.
[223] „Mäulchen" = Küsschen.

Allein, was sie nach Gottes Willen
Seyn sollen, sag‘ ich dir im stillen;
Doch mußt du auch recht ernsthaft seyn.
Sag mir, läßt man in schönen Stuben,
Wohl wilde Mädchen, tolle Buben,
Je ohne Aufsicht ganz allein?

Sie würden schönes Zeug verüben!
So gieng‘s auf Erden, meine Lieben,
Als es noch nicht Regenten gab.[224]
Da lernt‘ ein Mann an wilden Thieren
Die Kunst, auch Menschen zu regieren
und zwang sie unter‘n Königsstab.[225]

Allein es erbten viele Fürsten
Des Anherrn Sinn! Nach Blute dürsten
Sah man sie, Menschenjägern gleich.
Das will Gott nicht! Es soll mit Freuden
Ein Fürst, wie Heerden, Menschen weiden
In dem ihm anvertrauten Reich.[226]

Der Hirt muß von den Schafen leben,
Die Lämmer, Milch und Wolle geben:
Er führt sie auch ins Kräutergras;
Hält Hunde, die die Schafe schützen,
Und läßt den Stab von fern schon blitzen,
Merkt er von Wölf‘ und Dieben was.

Doch wenn die Hirten oft sie schören,
Daß todt die armen Dinger frören;
Und schränkten sie nicht zärtlich ein;
Und hielten zuviel Hundewachten,
Und wollten öfters Lämmer schlachten;
Wo würde bald die Heerde seyn?

---

[224] Die Parallelisierung von Untertanen und Kindern war bis ins 19. Jahrhundert ein beliebtes Legitimierungsmuster für die Monarchie.

[225] Hier befindet sich in der Originalausgabe eine Anmerkung der Autorin: *Nimrod, der gewaltige Jäger, war der erste König auf Erden.* – Vgl. dazu 1. Mose 8–10.

[226] In diesem zweiten Schritt der Argumentation wird die Machtbefugnis der Fürsten im Sinne des aufgeklärten Absolutismus eingeschränkt und mit der Forderung nach verantwortungsvoller Amtsausübung verbunden.

Wer einem Fürsten nun gehöret,
Der Kunst und Nahrung nicht erschweret,
Nicht zu viel Geld von Bürgern zieht:
Der bitte Gott, ihn zu erhalten,
Und lass‘ ihn stets in allem walten,
Der, wie ein guter Hirt, sich müht –

„Sehn Fürsten aus wie andre Leute?“
O Kind! wie närrisch fragst du heute!
Es sind ja Menschen, so wie wir.
Sonst starrten sie von Gold und Seide,
mit sammenen Mänteln über‘m Kleide. –
Jezt gehn sie leicht, als Officier.

„Hast du den Landgraf schon gesehen?“
Ich sah ihn allzufern nur gehen,
Kennt‘ ihn nicht, trät‘ er jezt herein!
Doch unbekannt muß man ihn lieben,
Denn schwere Mühen muß er üben;
Und soll doch jedem freundlich seyn.

Doch unsre gute Fürstinn wollte
Mich sprechen. Als ich zu ihr sollte
War ich erst bang – doch das verschwand.
Sie fragte viel nach euch, ihr Kleinen,
So freundlich, ach, fast mußt‘ ich weinen,
Und scheidend küßt‘ ich ihr die Hand.

Noch eine Fürstinn möcht‘ ich sehen!
Zu Fuß wär‘ ich im Stand zu gehen
Zu Rußlands großer Kaiserinn![227]
Ich küßt‘ ihr Bildnis, schon in Tagen
Wo Kinder sonst nach Ruhm nichts fragen;
Und sehnte laut zu ihr mich hin!

Schon alle Wissenschaften blühen
Um sie, zu der die Weisen ziehen.
Ein halber Welttheil reist durch sie,
Die Menschen pflanzt, wie Blum‘ und Bäume.

[227] Katharina II. (genannt Katharina die Große), geboren als deutsche Prinzessin, war eine Vertreterin des aufgeklärten Absolutismus. Sie galt als Reformerin und als Unterstützerin von Wissenschaft und Kunst.

O sie zu sehn! – doch das sind Träume –
Ich sehe die Erfüllung nie!

Das kleine Bäumchen

Wie dies Bäumchen in dem Garten,
Das die liebe Tante hegt;
So seh ich als Kind mich warten,
Werde liebreich stets gepflegt.

Doch du Baum hast keine Seele.
Kannst nicht denken, so wie ich!
Nur daß dich kein Thierchen quäle
Sorgt man, düngt und tränket dich.

Mich muß man zur Weisheit führen,
Bald vergeht der Kindheit Traum,
Dann soll kluger Fleiß mich zieren,
Wie die Früchte diesen Baum

Noch ein kleines Tischgebet

Gott laß die Nahrung uns gedeyen,
Die hier vor unserm Blick erscheint.
Ach! uns wird Speis und Trank erfreuen,
Da manches Kind jezt hungrig weint.

O wenn sie traurig zu uns treten,
So laß uns milde Geber seyn.
Dann können wir mit Freuden beten;
Und einst nimmt uns der Himmel ein.

Karolinens fünfter Geburtstag. Am 26. Oktober 1786

Wie hurtig doch das Jahr vergieng!
Der Tag ist wieder da,
Wo ich zuerst, dich, kleines Ding,
In meinen Armen sah.

Fünf Jahre! keine Kleinigkeit!
Ein Ziel, schon weit entfernt!
Ach Kind, du hast für diese Zeit
Gar wenig noch gelernt.

Schlecht schreiben – buchstabiren nur –
Und Puppenlümpchen nehn.
Gestrickt – Kaum zwey Paar Strümpfe nur.[228]
O das muß besser gehn! – –

Wenn man im Feld spazieren geht,
So sieht man wohl sich um,
Wie's mit dem künft'gen Wege steht;
Dreht sich zum Alten um.

So blickt man am Geburtstag auch
Auf seine Lebensbahn.
Und dankt Gott, nach der Frommen Brauch,
Was er an uns gethan.

Und dankt den guten Menschen, die
Uns diesen Weg geführt.
Ein Kind vor allen, das sich wie
Ein Wandrer, leicht verliert.

Beschließt bey sich: Was ich nur seh,
Das gut ist, lern ich ab.
Daß ich nicht wie einThier nur geh
Und weide – bis ins Grab.

Dank' heut dem Eltern-Paar, das dich
Zum Guten führen will.
Sey in der Schule ordentlich,
Und aufmerksam und still.

Küß' Großmama hier in der Stadt,
Die dich im Herzen hegt,
Wie sie vor dreyßig Jahren hat
Dein Väterchen gepflegt.

Erfüll am sechsten Jahres-Schluß
Ja meiner Wünsche Ziel,
Daß dann ein jeder sagen muß:
Die Kleine kann schon viel!

---

[228] Von einem fünfjährigen Mädchen wurde offenbar schon erhebliche Geschicklichkeit beim Handarbeiten erwartet.

Neujahrs-Gedanken an die lieben Kinder. 1786

Das alte Jahr ist nun vergangen
O bessert stets im Neuen euch!
Seyd – Lob und Beyfall zu erlangen –
An Fleis und gutem Willen reich.

Gott lässt euch jezt wie Bäumchen blühen,
Auf welche man voll Hoffnung sieht.
Leicht kann der Tod uns Eins entziehen;[229]
Das dann in Gottes Pflege blüht.

Ich wünsch‘ Euch nichts, ihr lieben Kleinen,
Als fleißig und gesund zu seyn.
Es geht euch nicht wie Unser Einen,
Weil wir von Sorgen euch befreyn.

Lest ernsthaft diese kleinen Lieder,
Die euch das neue Jahr geschenkt.
Mich freut‘s – legt ihr das Büchlein nieder –
Wenn ihr an das Gelesne denkt.

[229] Die hohe Kindersterblichkeit gehörte im 18. Jahrhundert zum Alltag praktisch jeder Familie. Die Engelhards, die alle zehn Kinder bis ins Erwachsenenalter brachten, stellten eine seltene Ausnahme dar.

Gedichte aus der dritten Gedichtsammlung 1821[230]

Epistel[231] an den Professor C.[232]. Den 8. December 1796[233]

Das Mädchen, das Dein Lied besang,
Als sie des Ehstands Band umschlang,
Traf nicht umsonst des Pfarrers Segen;
Die Fruchtbarkeit kam ihr entgegen.
Ihr gehts wie dem Orangenbaum.
Da lächeln zwei – sind Knospen kaum;
Und reif und grün, und groß und klein,
Schön und gesund, sind alle mein!
Auch schmeichelt oft mein Gatte sich
Es blüh' der Baum noch jugendlich.
Doch fehlt ihm Regen oft und Licht;
Allein die Dornen fehlen nicht,
Die uns mein Freund einst prophezeiht,
Als er uns segnend eingeweiht.
Uns armen deutschen Dichterlingen
Ist gar nicht leicht Fortuna hold.
Freund Lichtwehr[234] meint ja gar wir singen
Weit besser bei geringem Sold.
Ich lern' in diesen Ehetagen
Laut über schlechte Zeiten klagen!
Acht Kinder! Mann und Frau dazu –
Das kostet Nahrung, Kleid und Schuh!
Da hängt im Schrank das Gallakleid[235]
Und harrt der künftig bessern Zeit.
Statt Schauspiel, Ball und Assembleen,
Muß ich in Küch' und Garten gehen.

[230] Neue Gedichte von Philippine Engelhard gebohrne Gatterer. Dritte Sammlung. Mit 2. Kupfern. Nürnberg 1821.

[231] „Epistel" = Brief.

[232] „Professor C.": Es handelt sich um den Hofdichter, Übersetzer und Herausgeber Johann Christian Gustav Casparson (1729–1802). Zur Philippines Heirat hatte er ein Gedicht geschrieben.

[233] Das Gedicht ist auch abgedruckt bei Stummann-Bowert, S. 198f., Komm. S. 234f.

[234] Der Fabeldichter Magnus Gottfried Lichtwer (1719–1783) vertrat angeblich die Meinung, dass man bei geringem Sold eine bessere literarische Qualität erreiche.Vgl. Stummann-Bowert, S. 235.

[235] „Gallakleid" = Galakleid, Festkleid.

Oft drängt der Winter uns zusammen,
Zu sparen Licht und Ofenflammen,
So wie die Biber in dem Bau.
Der gute Mann sitzt bei der Frau.
Von Akten – mit und ohne Sinn –
Blickt er oft auf das Völkchen hin,
Das, weil man‘s gütig ihm vergönnt,
Bald spielt, bald wild im Stübchen rennt.
Der dicke Säugling leise knarrt –
Der Töchter Spinnrad schafft und schnarrt.
Der Sohn frägt oft: Wie und warum?
Beim schweren Exercitium[236]
Doch heißt‘s nicht oft: Silentium![237]
(...)

Anstalten zur Geburtstagsfeier des lieben Mannes.[238] **Am 21. Januar 1798**

Linchen[239], bind‘ die Schürze vor,
Back‘ uns einen Kuchen.
Sie gerathen Dir ja gut;
Sey jetzt doppelt auf der Huth;
Denn es gilt Besuchen.

Holt vom krausen braunen Kohl,
Den ich selber pflanzte.
Als das Abendroth schon schwand,
Pflanzt‘ ich Reihen noch ums Land;
Froh als wenn ich tanzte!

Bringt ein halbes Dutzend her
Von den frischen Würsten.
Schafft ein Fläschchen süßen Wein,
Da schenkt man ein Gläschen ein,
Nach dem ersten Dürsten.

In des Tisches Mitte soll
Dampfen ein Pastetchen.
Blank und zierlich ausgeschnitzt;

[236] „Exercitium“ = Übung, schriftliche Hausarbeit.
[237] „Silentium“ = Ruhe, Stillschweigen.
[238] Philippine berichtet über die Vorbereitungen zu Johann Philipp Engelhards 55stem Geburtstag.
[239] Caroline, die älteste Tochter, geb. 1781.

Wie die reichste Jungfer sitzt
In dem kleinsten Städtchen.

Schön bekränz‘ ich jetzt den Kopf
Von dem wilden Schweine.
Seiner grimmig schwarzen Haut
Und der Ohren spottet laut
Hier die muntre Kleine.

Dieser Wildpretsrücken soll
Allen wohl behagen.
Und dazu soll dieß und das,
Süß und sauer, ihnen baß[240]
Kitzeln Gaum und Magen. – – –

Und den Tisch – der Sparsamkeit
Sonst so streng geweihet –
Was macht heut‘ ihn ausgedehnt,
Und mit manchem Gast verschönt,
Der sich mit uns freuet?

Dieser Tag – o liebes Fest!
Hat den Mann gebohren,
Der vor siebzehn Jahren sich
Ach so unvermuthet mich
Liebend auserkohren!

Wer wird nicht dem guten Stamm
Wünschen alt zu werden?
Seht um ihn die Pflänzchen all;
Schrecklich schlüge sie sein Fall
Alle mit zur Erden!

Drum ein trauter Zirkel soll
Mit den Gläsern klingen.
Lange lebe Engelhard!
Noch viel Glück sey ihm gespart –
Zukunft müß‘ es bringen!

[240] „baß“ = besser.

Der Geldbeutel. Ein Geschenk am Geburtstag des lieben Mannes. Am 21. Januar 1805[241]

So gehts in der Welt:
Der Eine hat den Beutel, der Andere das Geld!
Die niedlichste seidne Börse ist mein,
Doch kommen nur selten Bewohner hinein.
Und des Geldeinnehmers Hochwohlgeboren
Haben die Börse – zerrissen – verlohren –
Und brauchen fürwahr jetzt das Geld aus den Taschen,
Wie Knaben Rosinen und Nüsse naschen.
Wie leicht entfällt‘s nun dem Kleidungstück?
Wie leicht bleibt ein Stück wenn Du‘s ausleerst, zurück?
Drum höre das Verstreuen auf
Am ersten Tag vom Lebenslauf.
Da hingegen ein Feiertag
Von Kaiser es verstreuen mag.
Hier kommt ein Beutel fest und grün,
Der Hoffnung Farb und Verse drinn.
Aus Vorsorg‘ ist er groß gekauft;
Glück, mach daß er bald überlauft!
Denn mehrt sich Deines Gehaltes Nummer;
So drückt uns Glückliche ja kein Kummer!

Die schwarze Farbe. 1808

Die schwarze Farbe sangt ihr nicht?
Der es nicht an Verdienst gebricht.
So will denn ich sie jetzt besingen,
Das Lied – o möcht es lieblich klingen.

Lockt Euch ein voller Kirschenbaum,
So blickt Ihr nach den Rothen kaum.
Ihr pflückt die Schwarzen von den Zweigen,
Müßt Ihr auch bis zum Wipfel steigen.

Und wird der jungen Mädchen Preis
Mit schwarzem Aug und roth und weiß,
In schwarzem Kleid am Schneehals, gehn,
Wie mögt Ihr nach dem Mädchen sehn!

---

[241] Dieses typische Gelegenheitsgedicht wurde wahrscheinlich tatsächlich mit einem Geldbeutel zusammen an Johann Philipp Engelhard überreicht. Das Motiv der Geldnot taucht in vielen späten Gedichten und Briefen der Dichterin auf.

Die junge Wittwe welche weint,
Wenn sie in schwarzem Flor erscheint,
Wie hell der Mond aus Wolken blicket;
Wird oft durch Lieb‘ auf‘s neu beglücket.

Das Schwarze trotzt der Sonnengluth
Als Kleid, als Hausgeräth, als Huth.
Geschäftigkeit beschmutzt uns leider;
Verdirbt nicht leicht die schwarzen Kleider.

Tritt keck ein junges Brautpaar an,
Fühlt‘s Ehrfurcht vor dem schwarzen Mann;
Kann sich der Rührung nicht erwehren,
Und horcht – und folgt den frommen Lehren.

Der armen Waisen schwarzes Kleid
Weckt Beistand oft durch Traurigkeit.
Ein schwarzer Leichenzug schafft Zähren,
Die des Verblichnen Leben ehren. – –

Ihr maltet helle Farben nur,
Bunt wie am Frühlingstag die Flur.
Ich sang Euch hier der Schwarzen Rechte,
So feierlich als Sternennächte.

Der Herbsttag. Am 13. September 1815

Schien wohl je die Sonne heller
In der schönsten Maienzeit?
O nun füllet bald die Keller
Frucht voll Kraft und Süßigkeit.
Winzer prüfen schon die Fässer –
Feldesfrucht kommt trocken heim,
Fische raubt man dem Gewässer,
Bienen ihren Honigseim.

Frühlingsdürre machte schmachten
Wies‘ und Gärten weit umher,
Und des Sommers Gluten brachten
Oft Gewitter, schwarz und schwer.
Doch der Herbst ist mild gekommen,
Liefert Wein und Obst und Brod.

Das wird uns im Winter frommen[242] –
Ueberfluß statt Sorg‘ und Noth.

Du, der diese schöne Erde
Still regiert und wunderbar.
Mischest so Lust und Beschwerde
Deiner ganzen Menschenschaar.
War denn auch verwelkend Sehnen
Einst mein Loos in Jugendzeit;
War mein Sommer oft voll Thränen,
Arbeit, Sorg‘ und Schmerz geweiht:

Ach so wuchsen doch wie Saaten
Mir zehn Kinder, sanft gepflegt.
Alle sind sie wohl gerathen!
Keins das leere Halmen trägt!
Meinem Herbst ward frohe Fülle –
Kraft durchglüht noch Leib und Geist!
Guter Gott! Gieb Winterstille
Bis der Psyche Hülle reißt!

---

[242] „frommen“ = nutzen.

Der Spaziergang durch den Berggarten in die Aue, nach langer Regenzeit. Mitte Junius 1817

Noch träufeln die Bäume – Am Abhang herab
Am steilen – wie gleit ich – kein Führer, kein Stab!
Doch frisch in die Stapfen die Füßchen hinein;
Oft hemmt sie auch Rasen und kleines Gestein.

So wär‘ ich denn unten! Das Wagstück gelang.
Doch siehe, nun wird mir noch einmal so bang!
Auf Rasen voll Blumen die Wasserfluth trat;
Droht links mir, und rechts auf dem schlüpfrigen Pfad.

Jetzt gleit ich – jetzt fall ich – mich schwindelt so sehr!
Doch trabt da nicht vor mir ein Bäuerlein her?
Gern halt‘ ich am triefenden Kittel mich an –
Nun bin ich auf Sandweg. Wie dank ich dem Mann.

O Bild meines Lebens! So wand sich der Pfad
Den selten ganz eben ich Arme betrat.
Doch Klugheit und Arbeit, sie helfen mit Gott,
Und Hülfe erschien oft in äußerster Noth!

O herrlich! Der Bogen voll farbige Pracht,
Er wölbt sich vom Himmel zur grünenden Nacht.
Auch kündigt in Westen ein goldiger Schein
Daß endlich die Sonne wird Herrscherin seyn.

So lieblich vermischt sich in schmeichelnder Luft
Von Geisblatt, Jasminen und Flieder der Duft.
Die Vögel – aus klugen Verstecken hervor –
Sie flattern, sie singen im wechselnden Chor.

Da find‘ ich fünf schreiende Kleine im Nest,
Sie kommt schon die Mutter die hungern nicht läßt.
Wie schmettert von ferne der Wachtel Gesang.
Die Bachstelz begleitet der Wallenden Gang.

Der Stieglitz, der Aemmrig[243] mit güldener Pracht
In hellen Schmaragden[244] des Laubes mir lacht.

[243] „Aemmrig“ = vermutlich Goldammer.

Die Finken, die Spechte, sie fliegen vorbey;
Auch lärmende Amseln mit buntem Geschrey.

Du lustiger Vogel, gleichst leichtem Gemüth,
Das wenigen Schatten, viel Helles nur sieht.
Dort ruft auch der Kuckuck. Schweig prahlender Geist,
Der immer langweilig sich selber nur preißt.

Und horch – eh sie scheidet – wie stöhnet so bang
Der göttlichen Nachtigall Wundergesang!
Sie naht mir – o zieht dich ein ahnend Gefühl?
Ich Sängerin – wahrlich ich gleiche dir viel!

Du bautest so mühsam den Jungen das Nest;
Die Stürme umheultens und hielten dich fest.
Die Lage erschwerte das Füttern oft lang –
Dann fandest du Tröstung im edlen Gesang.

Doch ruhtest Du Nachts. Ach dann säugt ich so mild
Die Kindlein – der Tag war mit Arbeit erfüllt.
Zehn trefliche Wesen belohnten die Mühn;
Das letzte schon sah ich zur Jungfrau erblüh'n.

Nur Beifall vermißt ich! Dich hob man zum Rang
Der Fürstin von Garten- und Waldsgesang.
Doch zieht Dichs nach Süden. Im frostigen Land
Fühlst Du Dich Begeisterte kläglich verbannt!

Am drohenden Felsen – von Haide umglüht –
Sang ich nur für blühende Fernen mein Lied.
Was ward mir für Ehre? Was ward mir für Lohn?
Oft sehnt ich mich auch wie das Vöglein davon!

Doch fliehen? Ich Arme, das konnt' ich ja nicht!
Mich fesselte Sitte, mich fesselte Pflicht.
Drum brich nur mein Herz! O Du schlägst nicht mehr lang,
Dann mischt sich mein Lied in der Engel Gesang![245]

[244] „Schmaragden" = Smaragden.
[245] Das Klagemotiv und die Vorahnung eines nahen Todes wiederholt sich in der späten Lyrik. Doch Philippine überlebte dieses Gedicht um 14 Jahre.

Nachtrag[246]

Der letzte Zahn. Geschrieben auf einer Reise, in Nürnberg, am 7. Juni 1823

Der ersten Zähne Gluth und Schmerzen
Fühlt‘ ich in dir, du gute Stadt[247];
Wo man, durch süße Kost und Scherzen
Gewiß das Kind getröstet hat.

In weiter Fern‘, in Jugendtagen,
Kam dann der erste Weisheitszahn.
Es kündete ein Lied voll Klagen
Sein Kommen einer Freundin an.[248]

Weil damals man den Perlenreihen
Und Rosen meinen Mund verglich,
Warb schwach Geschwätz und Spöttereien
Der armen Männer Beifall sich.

O Zeit voll Wechsel! Schnell entwichen,
Weit über‘s halbe Säculum[249];
Der Mund jetzt zahnlos und verblichen,
Gern schweigt er jungem Publikum.

Doch horchte diesem alten Munde,
Der Kenntniß und Erfahrung hat,
In geistverwandten Zirkels Runde
Manch edles Wesen dieser Stadt!

Allein bei jeder Freudenscene
Ward ich oft grämlich oder stumm;
Denn ach, der letzte meiner Zähne
Ging ganz rebellisch mit mir um.

---

[246] Dieser Text wurde erst nach der dritten Gedichtsammlung von 1821 geschrieben. Er findet sich auf einem gedruckten Blatt unbekannter Herkunft, das in einer Ausgabe der zweiten Gedichtsammlung von 1782 am Ende mit eingebunden wurde (Göttingen, SUB: 8 P GERM IV, 1675:2). Auch eine kurze Biographie, die bis zum Tod der Dichterin 1831 reicht und ein zweites Gedicht „Der Frühling. Heidelberg, am 5. Mai 1823“ wurde hier eingefügt. Aufgrund des Stils und des Kontextes gehen wir davon aus, dass die Gedichte tatsächlich von Philippine Gatterer stammen.

[247] Philippine wurde in Nürnberg geboren.

[248] Vgl. „An Lotte“ 1779.

[249] „Säculum“ = Jahrhundert.

Jetzt hat ihn sanfter Zwang genommen,
Den Schlimmen, der mir weh gethan.
Wo ich die Ersten einst bekommen,
Verlor ich auch den letzten Zahn.

Caroline Michaelis



Abb. 11: Caroline Schlegel, geb. Michaelis (1798)

Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling, geb. Michaelis

Kurzbiographie

Am 2. September 1763 wurde Dorothea Caroline Albertine Michaelis als Tochter des Orientalistik-Professors und Theologen Johann David Michaelis (1717–1791) in Göttingen geboren.[250] Die Mutter, Louise Philippine Antoinette Schröder, war die Tochter des Oberpostmeisters in Göttingen und Michaelis zweite Frau. Die erste Frau war verstorben und hinterließ einen Sohn: Christian Friedrich, genannt Fritz (1754–1814). Fritz, Carolines bewunderter Lieblingsbruder, studierte Medizin und musste später als Militärarzt mit den hessischen Truppen nach Amerika ziehen. Insgesamt gebar Carolines Mutter neun Kinder, von denen jedoch nur vier das Erwachsenenalter erreichten. Außer Caroline waren das Charlotte, genannt Lotte (1766–1793), bis zu ihrem frühen Tod das leichtsinnige Sorgenkind der Familie, Philipp (1768–1811), der wie Fritz Mediziner wurde und Luise (1770–1846), in späteren Jahren eine bevorzugte Briefpartnerin Carolines.

Weder humor- noch geistvoll und von geringer Herzlichkeit soll Carolines Mutter gewesen sein; anders der Vater: Er war sehr angesehen, empfing in seinem Haus Berühmtheiten wie Johann Wolfgang Goethe, Gotthold Ephraim Lessing, Benjamin Franklin und Alexander von Humboldt. In unmittelbarer Nähe des prächtigen Wohnhauses der Michaelis wohnten auch andere Professorenfamilien, zum Beispiel die Familien der anderen Universitätsmamsellen Heyne, Gatterer und Schlözer.

Über Carolines Kindheit ist wenig bekannt. Die Jahre 1774–76 verbrachte sie in einem Internat in Gotha. Zur wichtigen Bezugsperson wurde dort für sie die Pensionsmutter Sarah Elisabeth Schläger, der sie noch Jahre später in ihren Briefen Grüße ausrichten ließ. Auch Luise Stieler, die Tochter des amtierenden Bürgermeisters von Gotha, lernte Caroline in dieser Zeit kennen. Sie wurde ihre lebenslange Freundin. Luise heiratete später Friedrich Wilhelm Gotter (1746–1797), der Schriftsteller und Dramatiker am Gothaer Hoftheater war.

[250] Zur Biographie vgl. vor allem Sigrid Damm: Caroline Schlegel-Schelling. Ein Lebensbild in Briefen, Frankfurt am Main und Leipzig 2009, Brigitte Roßbeck: Zum Trotz glücklich. Caroline Schelling und die romantische Lebenskunst, München 2008 und Eckart Kleßmann: Caroline. Das Leben der Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling 1763–1809. München 1979, Volker Ebersbach: „Schelling, Dorothea Albertina von, geborene Michaelis 1784–96 Böhmer, 1796–1803 Schlegel, seit 1803 Schelling“ in: Neue Deutsche Biographie 22 (2005), S. 655–656 (Online Fassung).

Johann David Michaelis förderte die geistige Entwicklung seiner Tochter, indem er sie Texte lesen, schreiben und übersetzen ließ. Sie las außerordentlich viel, insbesondere deutsche Literatur der Gegenwart, beherrschte die französische und englische, später auch die italienische Sprache. Sehr gern besuchte sie Theateraufführungen.

Ihren Freundinnen schrieb sie in jener Zeit Briefe, in denen sie sich gelegentlich recht spitzzüngig über die anderen Universitätsmamsellen äußerte, zum Beispiel über Philippine, die „göttingsche Muse Mlle. Gatterer".[251] In einem anderen Brief an Luise Gotter bemerkte sie über Schlözer: "Du hast Schlözer und seine Tochter kennen gelernt. Was sagst Du zu dieser Reise und zu der sonderbaren Erziehung?"[252]. Später berichtete sie jedoch begeistert von dem Erlebnis, gemeinsam mit Frau Schlözer Dorothea und ihren Vater in Kassel abzuholen.

Die den Frauen zugedachte Beschränkung auf Heirat und Kindererziehung lehnte Caroline als junges Mädchen kategorisch ab. So schrieb sie am 1. November 1781 an Luise Gotter: „Ich würde, wenn ich ganz mein eigner Herr wäre, und außerdem in einer anständigen und angenehmen Lage leben könte, weit lieber gar nicht heyrathen, und auf andre Art der Welt zu nuzen suchen."[253]

Ihr Vater und auch ihr Lieblingsbruder Fritz waren aber anderer Meinung und verheirateten sie am 15. Juni 1784 mit einem jungen Mann aus der Nachbarschaft, Fritz bestem Freund Johann Franz Wilhelm Böhmer (1753 – 1788), der Medizin studiert hatte und in diesem Jahr als Berg- und Stadt-Medicus nach Clausthal berufen wurde. Innerlich widerstrebend ging Caroline mit ihm. Nicht bereit, sich der Clausthaler Gesellschaftsordnung anzupassen, litt sie dort alsbald an Langeweile und Heimweh.

1785 brachte sie ihr erstes Kind, Auguste, zur Welt, 1787 ein zweites Mädchen, Therese. Mit einem dritten Kind schwanger traf sie im Frühjahr 1788 das Schicksal hart. Ihr Ehemann starb am 4. Februar an einer Wundinfektion, die er sich bei der Betreuung seiner Patienten zugezogen hatte. Wohl aus finanziellen Erwägungen ging Caroline daraufhin nach Göttingen ins Elternhaus zurück. Dort gebar sie im Juli einen Sohn, der aber nach nur zwei Monaten starb.

Eine Verbindung zu dem Erzieher der englischen Prinzen, Georg Ernst Tatter, brachte ihr ebenso wenig Erfüllung wie die Kontakte zu Gottfried August Bürger und Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer.[254] Auch eine vorübergehende Liai-

[251] Brief Nr. 18 an Luise Gotter vom 8. September 1780.

[252] Brief Nr. 27 an Luise Gotter von Ende Oktober 1781. Nach Auskunft von Luise Michaelis, die mit Dorothea Schlözer eng befreundet war, hatte Schlözer ursprünglich vorgeschlagen, Caroline mit auf die Reise nach Italien zu nehmen. Vgl. Roßbeck S. 37.

[253] Brief Nr. 28.

[254] Zu Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1758–1840) vgl. unser Personenverzeichnis. Er war Bibliothekar, Kritiker und Verfasser von Dramen und Schauspielen. Der gutaussehende Dandy und weitgereiste Weltmann galt in der Göttinger Gesellschaft als Herzensbrecher. Fast alle Universitätsmamsellen und auch Carolines jüngere Schwestern waren von ihm fasziniert. Caroline richtet zahlreiche Briefe an ihn.

son mit dem jungen August Wilhelm Schlegel[255] ist belegt, der aber erst später ihr zweiter Ehemann werden sollte.

Carolines Mutter war mit dem Lebenswandel ihrer Tochter in Göttingen nicht besonders einverstanden, doch diese wollte ihre neue Freiheit nicht so schnell wieder aufgeben. Sie zog daher 1789 zu Bruder Fritz nach Marburg, der inzwischen Professor der Medizin geworden war. Dort in Marburg starb am 17. Dezember desselben Jahres, kaum dreijährig, die Tochter Therese an einer Lungenentzündung. Als im Frühsommer 1791 Carolines Vater im Sterben lag, kehrte sie nach Göttingen zurück, um der Mutter zur Seite zu stehen. Nach dem Tod des Vaters und dem Verkauf des elterlichen Hauses, von dem wenig Erbe übrig geblieben war, kehrte sie Göttingen endgültig den Rücken.

Im Sommer 1790 war sie für vier Wochen in Mainz Gast im Haus der „Universitätsmamsell" Therese Heyne-Forster gewesen, einer teils geliebten, teils misstrauisch betrachteten Freundin. Um den Forsters zu folgen, siedelte Caroline nun 1792 mit ihrer Tochter Auguste nach Mainz über in eine kleine, bezahlbare Wohnung, die nur fünf Minuten vom Haus der Freunde entfernt lag.

Die turbulenten Monate der Mainzer Republik nahmen ihren Lauf. Georg Böhmer, Carolines Schwager, der sich auf die Seite der Revolutionäre gestellt hatte, kam als Sekretär des französischen Generals Custine in die Stadt. Trotz anhaltender Geldnot ging sie ihm nach Möglichkeit aus dem Weg. Um die Miete zu teilen nahm sie als Konsequenz eine weitere „Universitätsmamsell" aus Göttingen, nämlich Meta Wedekind-Forkel, bei sich auf, die ihren Ehemann verlassen und erfahren hatte, dass Forster Übersetzer gebrauchen konnte. Meta bot sich für diese Arbeit an, zumal sie auf die Unterstützung ihres Bruders zählen konnte, der in Mainz als Leibarzt des Fürstbischofs lebte. So bildete sich eine Art „Göttinger Kolonie" in der Stadt. Häufig traf man sich im Haus der Forsters zum gemeinsamen Arbeiten.

Die Ehe von Therese und Georg Forster war seit längerem zerrüttet, Therese hatte sich sehr bald in Mainz in Ludwig Ferdinand Huber verliebt, einen Freund der Familie. Als Therese mit ihren Kindern unter Vorwand Mainz verlassen hatte und in die Schweiz gezogen war, wo sie sich mit Huber traf, kümmerte sich Caroline um den Haushalt und um Georg Forster. Es scheint aber keine Liebesbezie-

[255] August Wilhelm Schlegel (1767–1845), war ein bedeutender Kritiker, Dichter, Sprachwissenschaftler, Indologe und Übersetzer und wurde während seiner Ehe mit Caroline zusammen mit seinem Bruder Friedrich zur programmatischen Leitfigur des Jenaer Dichterkreises und somit zum Mitbegründer der Romantik. Schlegel studierte ab 1786 in Göttingen Theologie und Philologie, wobei er von Gottfried August Bürger gefördert wurde und der Familie Michaelis begegnete. Obwohl es zunächst nicht zu einer dauerhaften Beziehung zu Caroline kam, blieb er mit ihr in Briefkontakt, bis er sie 1796 heiratete und mit ihr nach Jena ging. Nach der Scheidung 1803 wurde er zunächst Sekretär von Madame de Stael, später Professor für indische Philosophie in Bonn. Vgl. Johannes John: "Schlegel, August Wilhelm von" in: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 38–40 (Onlinefassung).

hung gewesen zu sein, wie später – besonders von Therese und ihrer Familie – häufig behauptet wurde. Vielmehr ging sie in dieser Zeit eine kurze, leidenschaftliche Beziehung zu einem mit Forster befreundeten 19-jährigen Leutnant der Revolutionsarmee, Jean-Baptiste Dubois de Crancé, ein.

Als Forster am 25. März 1793 im Auftrag der Revolution nach Paris aufbrach, um den Anschluss des rheinisch-deutschen Freistaates an die Republik zu fordern, verließ auch Caroline mit ihrer Tochter die Stadt, gemeinsam mit Meta Forkel und deren Mutter, denn sie mussten befürchten, dass die preußischen Armeen das Gebiet zurückerobern und die Sympathisanten der Revolution verfolgen würden. Sie kamen jedoch nicht weit, wurden von preußischen Vorposten bei Oppenheim festgenommen und auf die Festung Königstein (Taunus) gebracht. In der Haft musste Caroline feststellen, dass ihre Affaire mit Dubois de Crancé nicht ohne Folgen geblieben war, sie war schwanger.[256] Für eine Frau ihrer Zeit eine unmögliche Situation. In verzweifelten Briefen an Gotter[257], Meyer, Tatter und andere bat sie um Hilfe. Sie befürchtete die Entdeckung ihrer Schwangerschaft und war entschlossen, sich in diesem Fall das Leben zu nehmen.[258]

August Wilhelm Schlegel, den sie schon seit seiner Studienzeit in Göttingen kannte, reiste mit dem erforderlichen Notfallgift zu ihr und setzte sich für ihre Freilassung ein. Nach Bittbriefen einiger Göttinger Professoren war es schließlich gelungen, Caroline von der Festung Königstein in Hausarrest nach Kronberg zu verbringen. Aber erst eine Bittschrift ihres Bruders an den König von Preußen bewirkte am 5. Juli 1793 ihre Freilassung. August Wilhelm Schlegel brachte sie zunächst nach Leipzig und wenig später in den kleinen Ort Lucka, wo sich sein Bruder Friedrich um Caroline kümmerte. Unter falschem Namen brachte sie dort einen Sohn zur Welt. Die Geburt des Kindes teilte sie dem Vater, Jean-Baptiste Dubois de Crancé, mit, der ihr anbot sie zu heiraten oder das Kind zu adoptieren. Beides lehnte sie jedoch ab und brachte das Kind stattdessen bei Pflegeeltern unter, wo es aber schon 1795 starb, ohne dass Carolines Bekanntenkreis von seiner Existenz erfahren hatte. Crancé fiel während der Kriegswirren beim Rheinübergang am 28. April 1800.[259]

Lucka verlassend, kam Caroline zunächst bei ihren Freunden in Gotha unter. Sie dachte dort über ihren weiteren Lebensweg nach und erwog sogar ernsthaft eine Auswanderung nach Amerika.[260]

Im Lauf dieser Zeit hatte sich zwischen Friedrich Schlegel und Caroline eine verlässliche Freundschaft gebildet. Ihm gefielen Carolines politische Anschauungen, ihre Auffassungen von Liebe und Freundschaft, ihr Verhältnis zum Kind und zum Recht auf Selbstbestimmung. In Friedrich Schlegels Roman „Lucinde“, der in

[256] Siehe Briefe aus Mainz an Meyer (118, 119) und Luise Gotter und ihren Ehemann (119, 120).
[257] Briefe Nr. 122 bis127 von der Festung Königstein.
[258] Vgl. Roßbeck, S. 102–104.
[259] Vgl. Damm, Lebensbild, S. 42.
[260] Vgl. Roßbeck, S. 121.

diesen Jahren entstand, lassen sich Gedanken und Korrekturen der Freundin wiederfinden. Schlegel versuchte darin, eine neue Moral auf der Grundlage der Gleichberechtigung zu gründen, was dazu führte, dass nach dem Erscheinen des Romans 1799 die Zensurbehörde der Universität Hannover an den Prorektor der Universität Göttingen verfügte, dass Friedrich wegen „sittenverderblicher Schriften" und Caroline wegen ihrer politischen Vergangenheit die Stadt Göttingen nicht mehr betreten durften.[261] So sehr Friedrich Caroline in dieser Zeit auch bewunderte – so sehr kühlte sich das Verhältnis in späteren Jahren ab.

Caroline heiratete 1796 August Wilhelm Schlegel und zog mit ihm nach Jena. Diese Jahre des Zusammenlebens mit Caroline waren für August Wilhelm wohl die fruchtbarsten und produktivsten seines Lebens.[262] Das Jenaer Heim des Ehepaars wurde Mittelpunkt sowohl des gesellschaftlichen wie auch des literarischen Lebens, ein Sammelpunkt der Frühromantiker. Dort wurden lebhafte Debatten über Politik und Literatur geführt. Goethe, Fichte und Novalis waren diesem Kreis verbunden, zu dem nicht nur Dichter, sondern auch Maler, Bildhauer und Naturwissenschaftler gehörten.[263] Man philosophierte und kritisierte gemeinsam und spottete heftig über Schillers „Glocke",[264] was zum Bruch der Freundschaft mit dem Dichter führte. Im Hause Schiller nannte man Caroline nur noch „Dame Luzifer" oder „Das Übel".

August Wilhelm Schlegel fertigte seine bis heute hochgeschätzten Shakespeare-Übersetzungen an, Caroline unterstützte ihn bei dieser Arbeit. Die beiden Brüder Schlegel befassten sich zudem mit der Herausgabe der Zeitschrift „Athenäum", die von Caroline redigiert wurde.[265] Nachdem 1798 August Wilhelm Schlegel als Professor an die Jenaer Universität berufen wurde, fiel der Kreis der Frühromantiker nach und nach wohl wegen alltäglicher Sorgen und Streitigkeiten auseinander.

---

[261] Vgl. Damm, Lebensbild, S. 46–49.

[262] Vgl. Damm, Sigrid: Caroline Schlegel-Schelling „Lieber Freund, ich komme weit her schon an diesem frühen Morgen". Briefe. Darmstadt 1980, S. 43.

[263] Vgl. Damm, Lebensbild, S. 56–57.

[264] Vgl. Roßbeck, S. 153.

[265] Vgl. Damm, „Lieber Freund", S. 48.



Abb. 12: Auguste Böhmer (1797)

Einem langgehegten Wunsch folgend, reiste Caroline im Mai 1798 mit ihrer Tochter Auguste nach Dresden, wo sie den zwölf Jahre jüngeren, hochbegabten Philosophen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling[266] kennen lernte, der alsbald in Jena ein Universitätslehramt übernehmen sollte. Caroline lud ihn in ihr Haus ein, wo er bald ihr ständiger Gast bei Tisch werden sollte und sie verliebten sich ineinander. Die daraus folgenden Zerwürfnisse innerhalb der Familie – auch August Wilhelm hatte verschiedene Liebschaften – und der zahlreiche Besuch von Familie und Freunden im Hause Schlegel zermürbten Carolines Gesundheit. Eine Badekur im fränkischen Bocklet im Sommer 1800 sollte ihr und Tochter Auguste gut tun und ihre Gesundheit wieder herstellen.

Nach kurzem Aufenthalt mit Schelling in Bamberg verbrachten sie Wochen der Erholung in dem kleinen Badeort. Dort erkrankte Auguste dann unheilbar an der Ruhr und verstarb 15-jährig am 12. Juli als letztes von Carolines Kindern. Dieser erneute Schicksalsschlag stürzte Caroline in eine schwere Krise.

[266] Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1812) war ein Zögling des Tübinger Stifts und studierte Theologie und Philosophie. Dann arbeitete er als Hofmeister, bis er 1798 auf Betreiben Goethes eine Philosophie-Professur in Jena erhielt. 1803 heiratete er Caroline und zog mit ihr nach Würzburg und später nach München. Seine späteren Jahre verbrachte er als hochgeschätzter und einflussreicher Philosophieprofessor an verschiedenen bayerischen Universitäten. Vgl. Jörg Jantzen: "Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph Ritter von" in: Neue Deutsche Biographie 22 (2005), S. 652–655 (Onlinefassung).

Im Jahr 1802 beschlossen Caroline und August Wilhelm Schlegel, sich scheiden zu lassen.[267] Unmittelbar danach erfolgte Carolines Eheschließung mit Schelling. Sie zogen nach Würzburg, wo Schelling an die Universität berufen wurde und Philosophie lehrte. Aber auch dort fühlte sie sich nicht wohl. Caroline kam mit der Würzburger Gesellschaft – wie einst in Clausthal – nicht gut zurecht und Schellings Lehre wurde alsbald an Höheren Schulen sogar verboten. Daraufhin verließ das Ehepaar Würzburg und ging nach München, wo Schelling Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Nach mehreren Wohnungswechseln innerhalb der Stadt entschlossen sie sich im August 1809 zu einem Erholungsurlaub in Maulbronn, während dessen Caroline am 7. September wie ihre Tochter an der Ruhr verstarb.

Die Faszination der Persönlichkeit Carolines beruht im Wesentlichen auf der ungeheuren Willenskraft, mit der sie die dramatischen Wendungen ihres Schicksals bewältigt. Ihre Briefe – in dieser Literaturform drückt sie sich meisterhaft aus – zeugen von sprühender Intelligenz, Sprachgewandtheit und Witz. Diese Eigenschaften münden mitunter in recht scharfzüngigen Spott über ihre Zeitgenossen. Schiller und andere Geistesgrößen werden ebenso wenig verschont wie die übrigen Mitglieder des Universitätsmamsellen-Zirkels.

Nach Carolines Auffassung sollten Frauen und auch Kinder ein selbstbestimmtes Leben führen dürfen. Das versuchte sie auch in der Beziehung zu ihrer Tochter in die Tat umzusetzen. Oft wurde ihr nahegelegt, sich selbst literarisch zu betätigen, doch lehnte sie dieses Ansinnen ab. Sie half Schlegel entscheidend bei der Übersetzung von Shakespeare-Dramen, wirkte beim „Athenäum" mit und verfasste auch einige Rezensionen.

Da die Originale der Briefe verschollen und die erhaltenen Texte in verschiedenen modernen Ausgaben leicht zugänglich sind, haben wir uns im Fall von Carolines Werk zu einer etwas knapperen Auswahl entschieden als bei den übrigen Mamsellen. Dafür versuchen wir, durch eine ausführliche Kommentierung, die gewählten Texte in ihrem sozialen und kulturellen Zusammenhang verständlich zu machen.

[267] Brief von A.W. Schlegel und Caroline, Gesuch um Scheidung.

Briefe

18 An Luise Gotter[268]

Göttingen d. 8. September 1780

(...) Du kenst doch gewiß, Dank seys der Göttin des Ruhms! unsre göttingische Muse Mlle Gatterer, und ihre Gedichte. Wie wahr ist doch das Sprichwort: Kein Prophet gilt in seinen Vaterlande, und wie sehr recht hat Miss G., wenn sie sagt, man weiß mich hier nicht zu schäzen. Hier redt man nicht von ihr, man bewundert sie nicht, ohngeachtet ihres lebhaften Verstands, ihres feurigen Wizes, der lezte hat im Gegentheil [sie] schon manchen Unannehmlichkeiten bloß gestellt, und kaum läst sie sich auswärts blicken, so ist alles voll von ihr. Sie hat kürzlich eine Reise nach Caßel gemacht, und hat so viel Beyfall gefunden, daß man fürchtet, sie werde ganz betäubt davon werden. Tischbein hat sie gemahlt als Muse in einem himmelblauen Gewand, auf die Leyer gestüzt und einen Kranz von Lorbeern und Rosen im Haar. Ein Bild hat er ihr im schönen Rahmen hieher geschickt, das zweyte hat er behalten, das dritte ist in der Caßelschen Bilder Gallerie aufgestellt worden. Sie ist nichts wenger als schön, das Portrait soll ähnlich seyn und doch hübsch. Das ist das schöne der Kunst. Aber was würde nicht Tischbeins Pinsel verschönern?

(...) Kurz ihr ist so viel Ehre wiederfahren, daß es kein Wunder ist, wenn ihr der Kopf schwindelt. Vor den Leipziger Almanach wird sie in Kupfer gestochen werden.

Zu diesem allen sezt nun noch die leidige Medisance[269] so sehr viel zu, waß sie alles von sich selbst bey diesen Gelegenheiten gesagt haben soll, daß ichs nicht wiederholen will, weil vermuthlich der gröste Theil falsch ist. Wenn die Gatterer aber mehr Bescheidenheit hätte, so würde sie noch sehr viel liebenswürdiger. Ihr Herz ist gewiß gut, ihr Verstand untadelhaft, aber für ein Frauenzimmer hat sie zu viel Muth, denkt und redt zu frey, hat überhaupt so wenig vom sanften weiblichen Charakter, als daß sie aus dem Gesichtspunkt betrachtet gefallen würde. Ich habe Briefe von ihr, denn ich habe hier mit ihr correspondirt, die ihr immer Ehre machen.

---

[268] Quelle: Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. Zwei Bände, Leipzig 1913 (Hier: Bd. 1, S. 31f.). Die Zählung der Briefe folgt dieser Ausgabe. Sämtliche dokumentierten Auslassungen und Ergänzungen wurden durch Schmidt vorgenommen. Für unsere Kommentierung der Briefe wurden die Anmerkungen von Schmidt herangezogen, außerdem Sigrid Damm (Hg.): Caroline Schlegel-Schelling: „Lieber Freund, ich komme weit her schon an diesem frühen Morgen". Briefe. Darmstadt 1980. Von besonderem Wert waren die Materialien, die Douglas W. Stott unter www.carolineschelling.com digital zur Verfügung stellt.
Adressatin: Luise Stieler (1760–1826), eine Jugendfreundin Carolines, hatte im März 1780 den Gothaer Theaterdirektor Friedrich Wilhelm Gotter geheiratet. Vgl. Kurzbiographie.

[269] „Medisance" = Boshafte Bemerkung, Klatsch, Tratsch.

21. An Luise Gotter[270]

Göttingen d. 12. Januar 1781

(...) Daß doch die alten Onkels und Tanten immer und ewig alles Unheil stiften müßen. Ich wolte, sie ließen endlich einmal die liebe Jugend in Frieden die mühselige Lebensbahn durchwandern, quälten die Leute nicht mehr und begäben sich zur Ruhe. Stell Dir vor, da hat der arme Link[271] so einen alten Abscheu von Onkel, der unglücklicher weise sein Vormund seyn muß, und noch überdies sein zeitliches Glück so ziemlich in Händen hat, denn er ist reich. Der läst sich einfallen, alle Briefe von Links Freund aus Göttingen aufzufangen, und entblödet sich nicht allein sie zurückzuhalten, sondern möchte ihm auch gar zu gern mit eigner hoher Hand eine liebe Frau geben. Wahrhaftig es ist unausstehlich! Ist je ein solcher Frevel erfunden worden? (...) Was wird draus werden? Nächstens werd ich Euch ein Avertissement[272] eines Romans, betitelt: Der alte Onkel, schicken, den ich auf Subscription[273] und Praenumeration[274] herauszugeben gedenke, troz Herr Wezels Gefahren der Empfindsamkeit[275]! Ich lache wohl drüber, aber freylich wie einer der mit Thränen in den Augen den Mund zum Lächeln zieht. Du frugst mich, liebe Louise, ob ich an Linken geschrieben hätte.

Nein, das würde weder mit meiner Pflicht, noch mit meinen Grundsäzen bestehn können. L. correspondirt blos mit seinem Freund, der ihm wohl Nachricht von mir giebt, aber dem ich weder etwas an ihn, noch er etwas an mich aufträgt. Weiter werde ich mich nicht einlaßen. Ich bin nicht so romanhaft gesint, daß ich dächte, L. oder keinen, und da ich das nicht bin, so würd ich schlecht zu handeln glauben, wenn ich weiter ginge. Beste theure Louise, ich will nicht meine guten Eltern, meinen geliebten Bruder betrüben, nicht meiner Schwester Fehler durch mein Beyspiel rechtfertigen, nicht meiner Louise Freundschaft unwerth handeln, und wäre die Stimme der Leidenschaft auch noch so stark, so würd ich mich dennoch besiegen, denn die Redlichkeit meiner Gesinnungen und gutes Herz sind mir mehr wehrt als zeitliches Glück. So denk ich jezt, und Gott erhöre mein ernstliches Gebet, daß ich immer so denken möge. – In Gotha[276] habe ich Link kaum

[270] Schmidt I, S. 34–39.

[271] Wilhelm Link, ein Heidelberger Jurist, machte Caroline seit 1777 schüchtern den Hof, wobei er von dieser mehr oder weniger unverbindlich ermutigt wurde. Vgl. Brigitte Roßbeck: Zum Trotz glücklich. Caroline Schlegel-Schelling und die romantische Lebenskunst. München 2008, S. 33.

[272] „Avertissement“ = kurzes Vorwort.

[273] „Subscription“ = verbindliche Vorbestellung eines Buches.

[274] „Praenumeration“ = besonder Form der Subscription, bei der das Werk zusätzlich im Voraus bezahlt werden muss.

[275] Johann Carl Wezel: Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit, Dessau 1782. Caroline ist bereits vor dem offiziellen Erscheinungstermin mit dem Roman vertraut, der vor übersteigerten Emotionen warnt.

[276] In Gotha war Caroline im Oktober 1780 bei Luise Gotter zu Besuch; anschließend ihre Schwester Lotte.

genant, ich wollte, mochte nicht mich meinen Ideen zu sehr überlaßen, auch bitt ich Dich, antworte mir lieber nicht hierauf, denn es erneuert nur immer ein Andenken, daß ich, wo nicht ganz unterdrücken, doch nicht zu lebhaft werden laßen sollte. Also auf lange lange Zeit leb wohl, Lieb! Du warst gut und liebenswürdig, und Dein Schicksaal müße glücklich seyn!

(...) Jeder neue Brief von Lotten[277] macht sie mir immer lieber. Ich kan das nicht beschreiben, welche Freude ich über ihre Beßrung empfinde, sie belohnt mich beynah für die trüben Stunden deren mir das arme irrende Mädchen so viel gemacht hat. Wenn sie will, so kan sie sehr gut werden. Heute habe ich einen Brief von Therese Heyne gelesen, der mich beynah wieder mit ihr ausgesöhnt hat. Er war an Lotten, sie werden immer offen in unser Haus geschickt, nachdem meine Mutter Mad. Heyne ihre Besorgniß mitgetheilt hat, daß durch ihre Töchter, die ganz auf Hockels Seite sind, Lotte etwas von diesen erfahren möchte. Vielleicht bekömst Du ihn auch zu lesen, denn ich weiß eben durch die Briefe von Theresen, daß Dein Mann welche davon gesehn hat. Er wird Deinen Beyfall haben, so wie er den meinigen ganz hatte. Das war eben die Seite, durch welche Therese mich blendete. Sie hat auch wirklich diese Grundsäze, das glaub ich immer behaupten zu können. Aber jezt wird sie zu sehr vom Wirbel fortgerißen, als daß sie sie so wie sonst ausüben könte. Man verzeiht ihr nur ihr sehr freyes Wesen eher, weil es in ihren Temperament zu liegen scheint. Sie spricht unaufhörlich und immer wizig, daher wird sie einigen unerträglich und blendet manche. Im Ganzen ist man ihr nicht gut, aber sie hat verschiedne declarirte Anbeter. Heimliche Schritte wird man ihr aber nicht Schuld geben können, doch würde ihr Ruf auch nicht sich so erhalten haben, wenn sie das Ansehn ihrer Mutter nicht schüzte, da diese die Tochter eines Mannes[278] ist, von dem beynah die Universität abhängt, in Hannover viel Freunde hat und überdem eine würdige Frau ist. Mit Damens[279] hat die Heynen so wenig wie die Blumenbach[280] Umgang, aber sie sind bey allen möglichen öffentlichen Belustigungen und versäumen sie nie, Heynens sind jedesmal die ersten, die dabey genant werden. Sie haben also blos mit Herrens[281] Umgang, die auch meistentheils in ihr Haus freyen Zutritt haben. Das verleitet, fürchte ich, Theresen Schritte zu thun, die sich nicht mit ihren ehemaligen Reden reimen. Aber bey allen ihren guten Grundsäzen, hat sie viel Falschheit und – ich will nicht

---

[277] Carolines jüngere Schwester Charlotte Wilhelmine, genannt Lotte (1766–1793) galt in der Familie als leichtsinnig und unberechenbar. Sie hatte sich als Dreizehnjährige mit dem portugiesischen Juristen Pedro Hockel eingelassen, der im Haus ihres Vaters wohnte. Zur Empörung Carolines ergriff Therese Heyne die Partei des Liebespaars.Vgl. Roßbeck, S. 27f.

[278] Georg Friedrich Brandes, 1709–1791, deutscher Jurist, Universitätsreferent der Hannoverschen Regierung, Bücher- und Kunstsammler.

[279] „Damens" = Damen.

[280] Louise Amalie (1752–1837), die Frau von Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840), einem bedeutenden Göttinger Medizinprofessor, Anthropologen und Zoologen; Schwester von Georgine Brandes, der Stiefmutter von Therese Heyne.

[281] „Herrens" = Herren.

so streng seyn zu sagen, ein böses Herz, aber doch auch nicht die geringste Gutherzigkeit. Da ich noch so vertraut mit ihr war, warnte mich mancher vor sie, man bat mich so oft ihr nicht zu trauen, aber Du weist, wie ich bin, ich vertheidigte sie immer mit dem grösten Feuer, man konte mich nicht bittrer kränken, als wenn man mir übel von ihr redte. Hätt ich nur gefolgt. Sie hat mich nunmehr Mistrauen gelehrt, aber die Erfahrung ist mir sehr sehr theuer zu stehn gekommen. Sie brach mit mir plözlich unter dem unbedeutendsten Vorwand, ich war untröstlich, und ob ich gleich auf meine Unschuld hätte stolz seyn können, so gab ich ihr doch die besten Worte. Umsonst, sie antwortete mir mit der bittersten Verachtung! Da erhob sich das Gefühl meiner selbst, ich ward aufgebracht. Und nun lockte sie mich wieder durch Freundlichkeit, um mich wieder zurückzustoßen. Das geschah vor einem Jahr. Seitdem kamen wir gar nicht zusammen, sie wählte sich eine andere Vertraute, und ich hätte sie vergeßen, wenn ich nicht aufeinmal, durch Lottens Brief an Hockel, den wir fanden, entdeckt hätte, waß sie gegen mich im Sinn hatte. Sie war mit dieser nachgrade bekanter worden, und da sonst Lotte nicht einmal mit mir zu Heynens gehn durfte, weil sie Verführung für die jüngere Tochter Marianne befürchteten, so ward sie nun der Gegenstand der Zuneigung, weil sie, da ich unmöglich ihres Betragens wegen auf ihrer Seite seyn konte, auch nicht auf der meinigen war. Lotte bekam also den Auftrag aus meinen Papieren Theresens Briefe zu suchen, und wenn sie sie zurückhätte und nicht eine ähnliche Rache befürchten dürfe, so wolte sie die meinigen an sie auszubreiten suchen, Hockel war mit in dieser Verschwörung. Ich sank nieder, wie ich den Brief las – o meine Louise, wie gern dankte ich dir in diesen Augenblick, daß Du fern von Falsch meine wahre Freundinn bist, ich kans nicht, glaub aber nur, daß mein Herz ihn fühlt. –

Denselben Tag schrieb sie mir ein Billet und forderte ihre Briefe zurück, denn da sie alle verbrannt waren, hatte Lotte keine finden können. Meine Mutter antwortete für mich, daß ich keine mehr hätte. Nun brach das ganze Ungewitter auf mich los. Therese und Hockel mit seinen Anhängern suchten mich auf alle ersinnliche Weise zu stürzen und aufs empfindlichste zu kränken. Ach es gelang ihnen nur zu gut! Wenn gleich nicht das erste, aber das lezte ganz. Ich habe alles gelitten, was nur eine jugendliche Seele leiden konte.

Es zerrüttete meinen ganzen Körper. Ich unterlag bald meinen Schmerz, aber O Religion, Du Trösterinn der Allertrostlosesten! Dir dank (ich)s daß ich nicht verzweifelte, und nun wieder zu einen Grad von Ruhe gelangt bin. Gott beßerte mein Herz und zog mich zu sich.

Dazu kam noch die ewige Besorgniß wegen Lotten, und die unnenbaren Arten, durch die sie mich täglich kränkte, die im Grund Kleinigkeiten sind, aber ein fühlbarers Herz tief rühren. Denk Dir also meine entsezliche Lage, ach liebe Louise, wie manche Nacht hab ich durchweint, wie oft erblickte ich das Licht des Tages ohn ein Auge geschloßen zu haben. Die Reise zu Dir gab mir wieder neues Leben, und befreyte mich zugleich von einen Theil meines Kummers. Ich will auch nun nicht mehr klagen, ich habe doch viel Freunde in Familien, und da ich

nicht mehr im rauschenden Zirkel von Göttingen bin, und nicht den mindesten Anlaß geben kan übel von mir zu reden, so wird Meiner Feinde Rache von selbst unkräftig werden. Ich habe nie von Theresen übel gesprochen, und werde es nie thun, aber ich weiß, daß sie sogar im Gespräch mit Studenten meinen Nahmen aufs bitterste schmäht. Äußerlich ist sie, wenn wir von ohngefähr wo zusamen kommen, sehr freundlich. Wie oft fält mir dann Leisewizens Schildrung einer solchen Lage in Guidos von Tarent Munde[282] ein. Sie hat nun wieder neben Lotten eine neue Freundinn; die nach mir folgte, ist schon wieder vergeßen. Über Blumenbach und seine Frau[283] spottete sie sonst, auch wo keine Ursach war, jezt ist sie mit Leib und Seele die ihrige. Friedericke Böhmer[284] ist zu sehr meine Freundinn, überdem ist der Contrast was Schönheit betrift zu groß, als daß sie ihr gut seyn könte, denn das Therese häßlich ist, das ist die allgemeine Stimme.

Wer war nun Anstifter alles des Unheils? Link war der unschuldige Urheber, er, der sein Leben gegeben hätte mir zu dienen. Es war gut, daß er bey allen diesen Scenen nicht mehr hier war, er wäre rasend geworden, und um sich zu rächen hätte er uns beyde unglücklich gemacht. Sie glaubte, er mache ihr die Cour, weil er sich mit ihren Wiz amüsirte, das schrieb sie mir so deutlich, wie ichs Dir hier sage. Sie fand sich nachher betrogen und war ihm gut – –

Ich möchte ihm wohl gram drum seyn, wenn ich nur könte. Bey dem allen glaube ich, daß Therese, ohne diese unselige Anlage zur Falschheit, mit etwas Dämpfung ihrer zu großen Lebhaftigkeit ein vorzügliches Mädchen seyn würde. Sie hat ihr Gefühl für Religion, so lang ich sie kante, nie verläugnet, aber wozu kan nicht verschmähte Neigung und Mangel an Gutherzigkeit verbunden, fähig machen. Ich werde nicht unversöhnlich seyn, aber ich fürchte sie ists, denn wer beleidigt hat, verzeiht dem andern Theil eignes Unrecht schwerer, als der Beleidigte jenem das seinige . . .

27 An Luise Gotter[285]

[Göttingen Ende Oktober 1781]

[Anfang fehlt]

(...) Du hast Schlözer und seine Tochter kennen gelernt. Was sagst Du zu dieser Reise, und zu der sonderbaren Erziehung?[286] Ich wundre mich, daß ein Mann mit

[282] Johann Anton Leisewitz, dt. Schriftsteller und Jurist (1752–1806): Julius von Tarent. Ein Trauerspiel. Leipzig 1776. Guido von Tarent wird in dem Stück zum Mörder seines Bruders. Gemeint ist hier wohl der vieldeutige Dialog zwischen den Brüdern (3. Aufzug, 3. Auftritt).

[283] Vgl. oben Anm. 280.

[284] Friederike Böhmer war die Schwester von Carolines späterem Ehemann Johann Franz Wilhelm Böhmer.

[285] Schmidt I, S. 55–57.

so viel feinen, durchdringenden, umfaßenden Verstand, zuweilen mit so wenig Vernunft handelt. Es ist wahr, Dortchen[287] hat unendlich viel Talent und Geist, aber zu ihren Unglück, denn mit diesen Anlagen und den bizarren Projecten des Vaters, die sie zu der höchsten Eitelkeit reizen werden, kan sie weder wahres Glück noch Achtung erwarten. Man schäzt ein Frauenzimmer nur nach dem, was sie als Frauenzimmer ist. Ein redendes Beyspiel davon habe ich an der Prinzeßin von Gallizin[288], die hier war, gesehen, sie war eine Fürstinn, hatte viel Gelehrsamkeit und Kentniße, und war mit alledem der Gegenstand des Spotts, und nichts weniger wie geehrt. Dortchen wird eine andre Gallizin werden. Zumal da der Vater sehr reich ist, und alle seine Absichten durchsezen kan. Und nun diese Reise, die Vater und Tochter den dringendsten Gefahren aussezt; nach einem Lande, wie Italien ist, ein junges Mädchen, solte sie auch noch ein Kind seyn, ohne weibliche Aufsicht! Und der Vater, da die Reise durch Länder geht, wo er von der Rache der Jesuiten, denen er durch sein Journal wesentlichen Schaden gethan hat, alles befürchten muß, wenn ich alles andre nicht rechnen will[289]; und durch die Schweiz darf er gar nicht einmal reisen, das weis er auch wohl. Er hat im lezten Heft von Lichtenbergs Magazin etwas eingerückt von Wasers Todt[290], das eine Revolte in der Schweiz hervorbringen kan, und unsre hiesigen Schweizer sind so wüthend aufgebracht gegen ihn, daß ich froh bin, daß er schon weg war, wie der Aufsaz erst erschien. Alle seine Freunde, und vorzüglich mein Vater, thun ihm oft genug Vorstellungen, aber er ist taub, sein Wiz, sein beißender treffender Wiz verleitet ihn, er kan keinen satyrischen Gedanken unterdrücken, und wär er noch so bitter. Und doch hat er gewiß einen guten Charakter. – Nikolai[291] war denn auch hier,

---

[286] Gemeint ist Schlözers Italienreise mit seiner elfjährigen Tochter Dorothea 1781/82. Vgl. dazu Dorotheas Bericht „Reise über den Mont Cenis" in diesem Band. Carolines Vater äußerte sich dem Kollegen gegenüber kritisch über das Projekt. Vgl. Bärbel und Horst Kern: Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung. München 1990, S. 66.

[287] „Dortchen": Spitzname für Dorothea.

[288] „Prinzessin von Gallizin": Amalie von Gallitzin (1748–1806), die hochgebildete und selbstbewusste Frau eines russischen Fürsten, hielt sich im September 1781 in Göttingen auf, was Caroline Anlass gab, sich brieflich über die abweichenden Modevorstellungen (kurze Haare und flache Schuhe) und über die liberalen Erziehungsgrundsätze der Fürstin zu mokieren. Vgl. Eckart Kleßmann: Caroline. Das Leben der Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling 1763–1809. München 1975, S. 47–49.

[289] Schlözer war bekannt für freimütige Kritik an politischen Zuständen im In- und Ausland. Die Jesuiten wurden im 18. Jahrhundert gerne für Machtverschwörungen jeder Art verantwortlich gemacht.

[290] Johnn Heinrich Waser (1742–1780), Schweizer Pfarrer, Statistiker u. Aufklärer; wurde 1780 wegen Geheimnisverrats (er hatte Zahlenmaterial und Dokumente nach Göttingen weitergegeben) zum Schafott verurteilt. Das Urteil war umstritten und wurde in weiten Teilen Europas als Justizskandal gewertet. Entsprechend äußerte sich auch Schlözer 1781 im Göttinger Magazin der Wissenschaften und Kultur, das von Lichtenberg herausgegeben wurde.

[291] Friedrich Nicolai (1733–1811), Schriftsteller, Buchhändler und Historiker, hatte in seinem satirischen Roman „Leben und Meinungen des Herrn Sebaldus Nothanker" den Vater von Caroline

und was [wars?] freylich selbst der mir sagte, daß er einen Tag länger geblieben wäre um Dich spielen zu sehn. Sein Aeußerliches gefält mir sehr gut, aber ich halte mehr von seinem Verstande wie von seinem Herzen, der Sohn gefiel mir ganz wohl. Sie soupirten bey uns.

Der Auszug vom Göthischen Stück[292], für den ich Dir sehr danke, macht mich sehr begierig die Ausführung zu sehn, die aber freylich interreßanter seyn muß wie der simple Plan, wenn sie die Ehre haben soll mir zu gefallen. Wär Dirs nicht möglich mir etwas davon zu schicken, denn Deine Rolle hast Du doch wohl. Schade daß Göthe, der so ganz herrlich, so hinreißend schön schreibt, so sonderbare Gegenstände wählt; und doch kan ich weder seinen Werther, noch Stella, noch die Geschwister unnatürlich nennen, es ist so romanhaft, und liegt doch auch so ganz in der Natur, wenn man sich nur mit ein bischen Einbildungskraft hineinphantasirt. – Sag doch Deinem lieben Mann, daß Meyer[293] hier den Graf Eßex[294] über alle Beschreibung schön gespielt hat, er ist vergöttert worden und man wuste ihm nicht genug Bewundrung zu bezeugen, es ist aber auch ganz seine Rolle, tausendmal hätte ich Deinen Mann hergewünscht. Zweytens sag ihm, daß ich mich neulich sehr über die Entdeckung gefreut habe, daß er einen gewißen Grafen Lichnovsky[295] und Hrn. von Berg[296], beyde die besten unverdorbensten Seelen kent. Berg ist auf Reisen gegangen. Man glaubte nicht, daß er sein Vaterland wieder sehn würde, aber seine Gesundheit stärkt sich. Der arme Graf, der mir seines ofnen, unbefangnen Charakters, und seines kunstloosen, gar nicht pretension machenden Verstands [wegen] vorzüglich interreßant ist, ist so schwächlich, daß man sehr um ihn besorgt ist. Er schäzt Deinen lieben Mann ganz außerordentlich, so kurze Zeit er ihn gesehn hat, und wünscht sehr Gotha noch einmal zu sehn. (...)

verspottet, was aber offenbar nicht zu einem Zerwürfnis der Familien führte. Sein Sohn war der Buchhändler Karl August.

[292] Gemeint ist wohl Goethes noch ungedrucktes Stück „Die Geschwister" von 1776.

[293] Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1758–1840), seit 1785 außerordentlicher Professor und Kustos der Bibliothek in Göttingen. Der Laienschauspieler, Bühnenschriftsteller, Dandy und weitgereiste Weltmann galt in der Göttinger Gesellschaft als Herzensbrecher. Auch Carolines jüngere Schwester Lotte war von ihm fasziniert. Vgl. zu weiteren Einzelheiten unser Personenverzeichnis.

[294] Gemeint ist das Drama „Graf von Essex" (Leipzig 1777), die Übersetzung eines Stücks von John Banks aus dem Jahr 1682 durch Johann Gottfried Dyck.

[295] Graf Lichnowsky aus Wien, Göttinger Jurastudent, immatrikuliert 1780.

[296] Jakob Georg von Berg aus Reval, Göttinger Jurastudent, immatrikuliert 1779.

28 An Luise Gotter[297]

Göttingen den 1. November 1781
(...) Vielleicht sind auch meine Begriffe von Freundschaft zu ausgedehnt, und ich begreife die Liebe mit drunter, doch wirklich verlieben werde ich mich gewiß nie (denn was ich bisher dafür hielt, war nur Täuschung meiner selbst, ich entsagte diesen Hirngespinsten mit so weniger Mühe;) aber wenn ich heirathen sollte, so würde ich für meinen Mann die höchste Freundschaft, und doch vielleicht nicht so viel, wie für meinen Bruder hegen. – Soll ich Dir noch eins sagen, das auch wohl Folge einer kleinen Sonderbarkeit ist, ich würde, wenn ich ganz mein eigner Herr wäre, und außerdem in einer anständigen und angenehmen Lage leben könte, weit lieber gar nicht heyrathen, und auf andre Art der Welt zu nuzen suchen. (...)

29 An Luise Gotter[298]

Göttingen den 22. Dec. 1781

(...) Hr. Schlözer giebt Euch zwar in seinem Reise Journal ein günstigers Urtheil wie ehedem Wieland. Er schreibts zwar nicht selbst, sondern einer seiner Reisegefährten, Hr. von Widow [Widau][299], aber vermuthlich wird Schlözers Urtheil das seinige leiten. Der Name Deines Mannes wird auch genannt, und sehr viel Gutes von Gotha überhaupt gesagt. Jezt ist er in Venedig, und bald wird Dortchen Sr. päbstlichen Heiligkeit sich zu Füßen legen.

(...) In der Abschildrung, die Mad. Schlaeger[300] von ihr macht, erkenn ich Lotten[301], wie sie ehedem war und wie sie immer seyn wird. Die Zusammensezung ihres Charakters ist Eitelkeit, halb affectirte Empfindsamkeit, Leichtsinn, und Liebe zum Müßiggange, und zu allem, was Roman heist und im gemeinen Leben dem ähnlich sieht. Welch eine äußerst gefährliche Mischung, für ein junges Mädchen, das nicht ohne Schönheit ist. Und wie wenig dem Bilde einer Freundinn ähnlich, mit der ich leben möchte, und wie ich sie mir aus meiner Schwester zu machen wünschte. Bey dem allen glaubt sie gut zu seyn, weil sie im Grunde kein böses Herz, aber nicht Verstand genug hat, um einzusehn, wie viel dazu gehört es wirklich zu seyn. Ich will indeßen nicht aufhören zu hoffen, ich kan vielleicht viel bey ihr thun, und was ich zu thun im Stande bin, soll zuverläßig geschehn. Sollten meine Bemühungen unbelohnt bleiben, so belohnt mich der Beyfall meines Her-

[297] Schmidt I, S. 57.
[298] Schmidt I, S. 57–59.
[299] Melchior von Widau, ein reicher junger Livländer, der zusammen mit seinem Hofmeister an der Reise teilnahm.
[300] Sarah Elisabeth Schläger (1722–1803), Leiterin des Mädchenpensionats in Gotha, das zuerst Caroline, dann von Ende 1780 bis April 1782 auch Lotte Michaelis besuchte.
[301] Zu Lotte Michaelis vgl. Anm. 277.

zens. – – Hockel[302] ist endlich vorige Woche nach Lißabon abgereist. Seit Jahren hat er diese Abreise verschoben, und er hat Göttingen äußerst ungern, und mit erweichten Herzen verlaßen. Vielleicht fing er schon [an] das schreckliche der Rolle zu fühlen, die er hier gespielt hat. Er gab Lottens Briefe freywillig zurück. Ich habe sie verbrannt ohn einen einzigen zu lesen, um mich nicht gegen sie zu erbittern. Seine Gesundheit ist so zerrüttet, daß er kaum die Reise unternehmen konte, und wir sehn ihn gewiß nie wieder. Wie er zum leztenmal vorbeyritt, war mir doch der Gedanke erschütternd, ihn, so sehr er Bösewicht war, hier niemals wieder, und vielleicht auch dort nicht wiederzusehn. Wenigstens haße ich ihn nicht mehr, seitdem ich ihn nicht mehr sehe. Möchte Gott ihm Reue, und ewiges Glück geben. Er hätte sehr gut werden könen, wenn er nicht Verführern in die Hände gefallen wäre, er hatte große Anlagen, Fähigkeiten und Talente, aber er ward so böse, als er sonst gut geworden wäre. (...)

31 An Luise Gotter und Wilhelmine Bertuch[303]

Göttingen den 16. (–18.) Aprill 1782

(...) Morgen erwart ich Lotten[304], ich kan nicht läugnen, daß mir das Herz schlägt, wenn ich dran denke; ich habe diese ganze Zeit her nicht so eigentlich dran denken mögen, aber nun muß ich wohl. Wie wird das werden? Wie werde ich mit ihr leben? wie wird sie sich künftig betragen? Von dem allen weis ich noch kein Wort. Ich kenne Lotten nicht mehr, sie ist mir jetzt eine fremde Person, mit der ichs aufs Gerathewohl probiren muß, und doch liegt meiner künftigen Ruhe so viel darann. Du schriebst mir im Vorbeygehn, Wilhelmine, sie hätte Deinen Beyfall nicht, und das ist mir freylich keine gute Vorbedeutung. Bedauert immer meine Lage ein bischen, sie ist nicht die annehmlichste.

Diese Woche ist mir desto annehmlicher verfloßen. Ich habe Caßel gesehn. Mad. Schlözer[305] reiste ihren Mann dahin entgegen, und nahm mich mit. Ich hatte eine gewaltige Freude drüber, die Tage vorher aß, trank und schlief ich nicht, und ich fastete und wachte nicht vergebens, denn es waren ein paar himmlische Tage. Schon die Zusammenkunft der beyden Eheleute wäre der Mühe werth gewesen, aber Caßel zu sehn, was seit so langer Zeit mein Tichten und Trachten gewesen war, das verlohnte sich die Freude wohl. Im Hinweg wohnten wir auch in Münden einem merkwürdigen aber traurigen Schauspiel bey, der Einschiffung der Truppen nach Amerika. Welch eine allgemeine mannichfaltige, grause Abschieds

[302] Zu Pedro Hockel vgl. Anm. 277.
[303] Schmidt I, S. 61–63. Wilhelmine Bertuch (gest. 1817) war eine Freundin Carolines aus Gotha.
[304] Zu Lotte Michaelis vgl. Anm. 277. Sie besuchte von Ende 1780 bis April 1782 das Mädchenpensionat in Gotha, in dem auch Caroline gewesen war.
[305] Caroline Friederike Schlözer, die Mutter Dorotheas, hatte nicht an der Italienreise teilgenommen und begrüßte Ehemann und Tochter in Kassel.

Scene. Was sie mir vorzüglich war, das läst sich begreifen.[306] Die Gegend um Münden ist so romantisch, daß sie zu solch einer Sceene geschaffen zu seyn scheint. Dir, liebe Luise, brauch ich nicht zu sagen, wie mir Caßel gefallen hat, nur machte mich der Gedanke unwillig, daß der Landgraf in Münden Menschen verkaufte, um in Caßel Palläste zu bauen.[307]

Wir logierten auf dem Königsplaz. Die Collonnade, wo ich die Wachparade aufziehen, und auch, mit allen Respect gesprochen, das Vieh den Landgrafen sah, hat mir vorzüglich gefallen. – Schlözer kam mitten in der Nacht. Diese Zusammenkunft zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern nach so langer und gefährlicher Trennung war ein schöner Auftritt, den gesehn zu haben ich um nichts hingeben möchte. Seine Reise ist ohne den geringsten Unglücksfall abgelaufen, nur wir werden ihn wahrscheinlich verlieren, denn der Kayser hat ihm 4000 rh.[308] Besoldung und den Adelsbrief angeboten. –

Unsre Rückreise war äußerst lustig. Es war nichts als Lachen und Jauchzen, Postillons, Bedienten, und alles theilte die Freude. Wir hatten auch verschiedne lächerliche Abendtheuer. Wir zogen endlich gar prächtig in Göttingen ein: 3 zu Pferde vorauf, dann unser Wagen mit 4, die römische Reisegesellschaft mit 6 Pferden, und ein Cabriolet machte den Beschluß.

Unser Gefolge vermehrte sich so, daß beym Absteigen vor dem Schlözerischen Hause über 100 Menschen versammlet, Schlözer fast ins Haus getragen wurde und wir uns mit Mühe durchdrängen musten, und hier erscholl ein freudiges Willkommen! überall. (...)

Wir bekommen jezt die Grosmannische Schauspieler Gesellschaft[309] hieher. Ich freue mich die schöne Frau wiederzusehn. Man schreibt und erzählt mir von Gotha aus Wunderdinge von Ifland[310] und der Räuber Sceene. Ich hätte Deinen Mann dabey sehn mögen, er sah zum Theil sein Werk.

(…) d. 18.April.

Lotte kam gestern Abend ohngeachtet des schrecklichen Wegs und einer fürchterlichen Nacht, in einer wahren und wahrhaftigen Mörder Grube und Räuberhöle

---

[306] Carolines geliebter Halbbruder, Christian Friedrich („Fritz“) Michaelis (1754–1818), diente als Stabsarzt bei den hessischen Truppen, die im britischen Sold gegen die Amerikaner kämpften. Vgl. Kleßmann, Caroline, S. 42.

[307] Friedrich II., Landgraf von Hessen-Kassel 1760–85, schloss 1776 mit seinem Schwager, König Georg III. von Großbritannien einen Vertrag zum „Soldatenhandel“, in dem er 12000 Mann als Söldner vermietete. Die teilweise brutal zwangsrekrutierten Männer wurden in den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg geschickt. Dieses Vorgehen des Landgrafen war zwar nicht völlig ungewöhnlich, wurde aber von vielen Zeitgenossen scharf kritisiert.

[308] Reichsthaler.

[309] Die Theatergruppe von Gustav Friedrich Wilhelm Großmann gastierte häufig in Göttingen.

[310] August Wilhelm Iffland (1759 – 1814), berühmter Schauspieler, Theaterdirektor u. Dramatiker; Mitglied des Gothaer Hoftheaters, spielte den Franz Moor in Schillers 1781 neu erschienenem Drama „Die Räuber“. Gotter war Ifflands freundschaftlicher Ratgeber.

mitten in einem Diebswalde zugebracht, glücklich an. Ihr Äußerliches hat sich gar nicht verändert außer einer gothaischen Sprache, daß wir hier alle Maul und Nase aufsperrn.

40 An Luise Gotter[311]

Göttingen den 3. Aprill [17]84.

(...) Eure Reise in unsre Gegenden[312] ist die leichteste Sache (...) und Dein Mann muß mir das Versprechen halten sie einst mit Dir zu machen. Wir wollen ihm auch ein Hüttchen auf der Spitze des Brocken gegen Aufgang der Sonne bauen. (...) Wir haben ein artiges Haus, insofern wenigstens, daß es äußerst bequem ist und so freundlich, wie sichs thun läßt, ausgeschmückt wird, und wenn ich ein Schild aushängen möchte, so sollte es gewiß der Tempel der Freundschaft seyn, aber ich liebe das affichiren[313] nicht. Beyde Flügelthüren werden aufgemacht, wenn Ihr komt. Wenn Ihr müde seyd darinnen zu verweilen, so kan ich Euch außer demselben manches angenehme zeigen. Führe Dich, außer Bergwerke und Gruben, in das Haus des Generalsuperintendent Dahme[314] ein, deßen Frau eine Engländerin und meine Cousine ist. Eine Familie, die durch englische Einrichtung und englische Liebenswürdigkeit der Gegenstand der Bewundrung eines jeden und der Neugierde der Fremden ist. (...) Alsdann siehst Du schöne Gegenden; in Ermanglung der Schweizer. Man nent ja den Harz die Schweiz im kleinen, und Lichtenberg versichert, Clausthal habe die gröste Ähnlichkeit auf den ersten Blick mit **Bath** in England (...) dann lernst Du meinen Böhmer kennen, und ich möchte so gern aus Deinen Munde Beyfall hören. Er ist, wie mir buchstäblich so gesagt ist, der Liebling des Harzes, und was wirst Du Dir für eine Idee von ihm machen, wenn ihn eine gewiße ansehnliche dicke Madam, die sich ihm mit ihren ganzen Gewicht wiedersezte, jetzt unwiederstehlich nent? Das bahnt mir den Weg zum Wohlwollen meiner künftigen Mitbürger, und so der Himmel sein Gedeihn dazu giebt, will ich ihn, so viel ich kan, gehn. (...)

Die Spittlern[315] traf ich nicht, aber morgen will [ich] ihr danken und zugleich von ihr Abschied nehmen, denn sie geht auf ein halbes Jahr nach Schwaben in ihr Vaterland, und ich sehe sie nicht wieder. Wenn Du die liebenswürdige Frau kentest, so würde Dirs sehr natürlich vorkommen, daß mir bey dem Gedanken Thränen in den Augen stehn. Sieh! sie ist das Ideal der Frau, die ich meinem Bruder wünschte, und würde das seinige erfüllen. So viel Verstand und Naiveté, frohen

---

[311] Schmidt I, S. 77–88.

[312] Caroline schreibt zwar aus Göttingen, spricht aber von einem Besuch in Clausthal, wo sie nach ihrer Heirat mit dem Mediziner Wilhelm Böhmer im Juni 1784 leben wird.

[313] „affichieren“ = (Plakate) ankleben, aushängen; plakatieren. In der Schweiz noch gebräuchlich.

[314] Georg Christoph Dahme (1737–1803) war Pastor und Generalsuperintendent in Clausthal.

[315] Louise Christiane Friderica von Spittler (1761–nach 1820), Ehefrau des bedeutenden Göttinger Historikers Ludwig von Spittler.

Sinn, Güte des Herzens und Selbständigkeit habe ich kaum beysammen gesehn, und in ihrer Figur liegt das alles mit der grösten Anmuth gezeichnet. Ein schönes schwarzes Auge und ein schlanker Wuchs sind das hervorstechende. Doch ich komme ins Beschreiben, und da hat der Erzähler und der Hörer so wenig Genugthuung von, sonst müst ich Dir noch viel von ihrem Mann sagen, der sie übermäßig liebt. Der feinste, beynah spizfindige Kenner des menschlichen Herzens, aber menschenfreundlich, voll Wißenschaft und Wiz, das mag genug seyn. Ich bin so glücklich, daß mir beyde sehr gut sind. Sie und ich kamen in dem ersten Augenblick unsrer Bekantschaft zusammen; sie ist nur zwey Jahre älter wie ich, und gefiel sich im Mädchenzirkel, den sie eben verlaßen hatte. Spittler verlangt, ich sollte einen Nachmittag ganz allein hinkommen, eh er weggieng, weil er mir ein Collegium über den Ehestand lesen wollte. Ich hab es aber versäumt und muß nun unvorbereitet in den verfänglichsten aller Stände treten. Hab ich viel verlohren oder komt man mit guten Glück am besten fort? Er komt ganz gewiß mit seiner Frau nach Clausthal mich zu besuchen, und zu horchen, wies steht. Denn unter uns, er ist der Meinung der **Gemahlinn** des Grafen Lindenhall in der unversehnen Wette, die Dich Dein Mann so übermüthiger oder unvorsichtiger weise einst spielen lies.[316] Er behauptet, jede gute Frau beherrscht ihren Mann auf erlaubte weise. Ich habe ihn gebeten ganz davon zu schweigen, weil ich mich so klein dabey dünkte beherrschen zu wollen, und er meint, das sey sehr fein philosophirt.

Vor einigen Wochen habe ich bey Therese Heyne mit Meyer[317] und Fr[iederike] Böhmer[318] dejeunirt, und wenn wir einmal zusammen kommen, so kans freylich laut genug werden. Wir besahen Meyers Portefeuille[319], eine Sammlung von Gemählden der besten Künstler, die er auf seinen Reisen antraf.

Angelica Kaufmann[320] ist auch dabey. Eine ähnliche Merkwürdigkeit habe ich eben in Lenardo und Blandine vom Baron Göz[321] radirt gesehn. Hat man es schon in Gotha? Gotter wird sich daran erquicken. Wenn die Zeichnung nur nicht so unrichtig wäre, und statt des Gefühls das Lächerliche zuweilen rege machte. Das Ganze ist herrlich und ein uniquer Einfall. Durch Hofrath Schlözer und Meyer habe ich sehr viel vom Baron von Götz gehört. Er soll im guten und bösen Verstande das gröste Genie seyn. Aus seinem Werk sieht man eine schaffende Einbil-

---

[316] „Die unversehne Wette": Komödie, die Friedrich Wilhelm Gotter, der Ehemann von Luise, 1780 nach einem französischen Vorbild für das neue Gothaer Amateurtheater verfasste. Die Gräfin Lindenhall – in der Uraufführung offenbar dargestellt von Luise Gotter – spielt ihrem Ehemann einen frivolen Streich, indem sie einen harmlosen Besucher als ihren Geliebten ausgibt.

[317] Zu Meyer vgl. Anm. 293 und unser Personenverzeichnis.

[318] Friederike ist die Schwester von Carolines künftigem Ehemann Wilhelm Böhmer.

[319] „Portefeuille" = Mappe.

[320] Angelica Kaufmann (1741–1807), Schweizer Malerin.

[321] Joseph Franz von Götz (1754–1815), Regensburger Kupferstecher und Karikaturist, der Gottfried August Bürgers Gedicht „Leonardo und Blandine" in eine Serie von Radierungen umsetzte.

dungskraft hervorleuchten, wie sie in ganz Europa nicht mehr existiren muß. Therese und ich, wir geben uns dann zuweilen ein Rendésvous im Geist, denn was der eine merkwürdiges kluges oder besonders Dummes ließt, wird sogleich zum andern geschickt. Sie strickt mir jetzt ein paar Strümpfe, weil ich in dem Stück nicht so fleißig gewesen war wie Madam Louischen[322], und zum Abzeichen komt der Cameelskopf aus le diable amoureux oder Biondetta[323] hinein, damit ich, wie ich ihr gesagt habe, sie erkennen, und wißen kan, was es bedeutet, wenn mir das Tanzen in die Füße kömt. Wir haben uns sehr wizige Billetchen über dies Sujet geschrieben (...)

Sag mir doch, ist eine gewiße Charteke[324]: Schattenriße teutscher Frauenzimmer genant, schon zu Euch gekommen?[325] Es ist freylich unter aller Critik und der Verfaßer aller möglichen Verachtung werth. Aber es bleibt immer für Frauenzimmer, die nur unbekant ihr eigenthümliches Verdienst behalten, und nur im häuslichen Zirkel zu leben begehren, höchst ärgerlich von einem seichten Kopf fürs Publikum hingestellt zu werden; sich bis zur Satyre loben, und auf die plumpeste Weise tadeln zu laßen. Ein gewißer Müller[326], ehedem Informator beym Hauptmann Schroeder in Lüneburg, ist der Verfaßer und hat die Damen allerseits nicht weiter gekant, als wie man gewöhnlich mit jemand, den man bey Tisch am dritten Ort sieht, Bekanntschaft macht. Er schreibt jezt ums Brod in Dresden. Mich deucht, es wird überhaupt Mode, daß solche Leute Privatpersonen zur Schau ausstellen, um die angebohrne Neugier, die uns für alles, was um und neben uns in Nachbarhäusern vorgeht, interreßirt, zu locken. Böhmer brachte mir das Buch in einer Gesellschaft, wo die Meiners[327] war, ich muste vorlesen, und wir kamen nicht aus dem Lachen. Das Apollonische Haar ist zum Sprichwort geworden; und da er ihre Schönheit in den Göttinnenrang erhebt, kanst Du Dir vorstel-

[322] Luise Gotter, die Adressatin des Briefes.

[323] Die Novelle „Le Diable Amoureux" (Der verliebte Teufel) wurde von Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer 1780 unter dem Namen „Biondetta" ins Deutsche übersetzt. Der Teufel tritt in der Geschichte unter anderem als hübsches Mädchen verkleidet auf, in seiner wahren Gestalt aber zeigt er sich als Kamelkopf. Dieser ist in der französischen Originalausgabe auf einer Abbildung zu sehen.

[324] „Charteke" = Scharteke, abwertende Bezeichnung für ein altes, wertloses Buch oder Schriftstück.

[325] Das anonym veröffentlichte Bändchen „Schattenrisse edler teutscher Frauenzimmer oder offenherzige und unparteyische Nachrichten von jetztlebenden — berühmten — schönen und biedern Damen. Aufgesetzt von einem ihrer Verehrer und Freunde", Halle 1784, wurde im folgenden Jahr durch eine Fortsetzung ergänzt. Es enthielt unter anderem „Schattenrisse niedersächsischer Damen", zum Beispiel von Philippine Gatterer und der Mutter Therese Heynes. Die Abbildungen sind jeweils begleitet von teils schmeichlerischen, teils gönnerhaften Beurteilungen.

[326] Gemeint ist möglicherweise Johann Georg Heinrich Müller (1759–1819), der später ein Buch mit Schattenrissen von Nürnberger Professoren veröffentlichte.

[327] Luise Friederike Meiners, Ehefrau des Göttinger Geschichtsprofessors Christoph Meiners, war in den „Schattenrissen" porträtiert worden. Eine der besonderen Schönheiten, so hieß es dort, „die diesem Gesichtchen einen besonderen Vorzug geben", sei „ein Appollonisches Haar". Was genau hier mit dem Bezug auf Apollo gemeint ist, bleibt unklar und gibt der Göttinger Damenrunde Anlass zu Spott.

len, wie es mit den andern steht. (...) Hofrath Heyne wolte seiner Frau eine Galanterie machen und legte es auf ihren Schreibtisch, der in seiner Stube steht, und horchte hoch auf, wie sie beym Durchblättern ganz leise für sich hin le coquin![328] sagte (…) Jedermann fürchtet sich vor dem nächsten Theil.

Von unsern Koppe[329] habe ich noch gar [nicht] mit Dir geredet. Wir verlieren und ihr gewint einen herrlichen Prediger, der aussieht wie der Jünger Johannes. Ich würde mich nicht drüber trösten, wenn ich hier bliebe.[330] Sie ist eine artige kleine Frau mit dem besten Anstand und einen allerliebsten Phantasie Gesichtchen. Du wirst Dich wundern, wie sie grade eben so niedlich und klein ist wie – verneigen Sie sich, Madam Louischen – wie Du.

Liebe Freudinn, hast Du mir wirklich die ganze Zeit über ruhig zugehört ohne mich zu unterbrechen? Kein Wörtchen Gegenrede? Ach Du schläfst! Nun so ruh sanft. Geschwind will ich Dich noch einmal küßen, und mich dann leise von Dir schleichen. Adieu, in der Thüre werf ich Dir noch einen Kuß zu.
Caroline Michaelis

118 An Meyer[331]

M[ainz] d. 27. Oct. [17]92

Wenn Sie etwa glauben, daß man nicht mit Sicherheit hieher schreiben kan, so irren Sie sich – es sey dann, daß in Berlin ein Brief nach Mainz jezt für high treason gerechnet würde.[332] Mir wird die Zeit lang zu wißen, wie Ihr gerechter Zorn wieder in Sanftmuth übergegangen ist.[333] Ich hoffe, so leicht wie wir in Feindes Hand – wenn wir unsre höflichen wackren Gäste anders Feinde nennen können.[334] – Welch ein Wechsel seit 8 Tagen – General Custine[335] wohnt im

---

[328] „le coquin“ (frz.) = der Halunke.

[329] Johann Benjamin Koppe (1750–91). Göttinger Theologe, der 1784 mit seiner Frau Charlotte nach Gotha wechselte.

[330] Caroline wird aus Göttingen nach Clausthal ziehen.

[331] Schmidt I, S. 274–76; Adressat: Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1758–1840); vgl. Anm. 293 und unser Personenverzeichnis.

[332] Caroline hält sich mittlerweile in Mainz auf, wo im Gefolge der Französischen Revolution in diesem Winter die erste (kurzlebige) Republik auf deutschem Boden gegründet wird. Vgl. unsere Einleitung.

[333] Caroline hatte Meyer fälschlicherweise verdächtigt, der Verfasser eines satirischen Gedichtes über Ludwig Ferdinand Huber und Therese Heyne zu sein. (Brief 115; nicht in unserer Auswahl enthalten).

[334] Am 21. Oktober, also wenige Tage vor dem Datum des Briefes, war die Stadt Mainz kampflos an die französischen Truppen übergeben worden. Die Besetzung brachte zwar für die Stadt hygienische und logistische Probleme mit sich (schließlich mussten 20.000 Soldaten versorgt werden), doch zunächst ließ die Disziplin und Zahlungsmoral der Franzosen nichts zu wünschen übrig, sodass sich der Protest in der Bevölkerung in Grenzen hielt (Vgl. Dumont, S. 25–27).

[335] Adam Philippe de Custine (1740–1793) führte als französischer General die Besetzung von Speyer, Mainz und Worms an, wich später aber vor den preußischen Truppen zurück und wurde deshalb als Verräter 1793 unter die Guillotine geschickt.

Schloß des Churfürsten von Mainz – in seinem Prachtsaal versammelt sich der Deutsche Jacobiner-Club[336] – die National-Cocarden[337] wimmeln auf den Gaßen. – Die fremden Töne, die der Freiheit fluchten, stimmen vivre libre ou mourir[338] an. Hätte ich nur Geduld zu schreiben und Sie zu lesen, so könt ich Ihnen viel erzählen. – Wir haben über 10000 Mann in der Stadt, und es herrscht Stille und Ordnung. Die Adlichen sind alle geflohn – der Bürger wird aufs äußerste geschont – das ist Politik, aber wenn die Leute des gueux et des miserables[339] wären, wie man sie gern dafür geben wolte – wenn nicht strenge Disciplin statt fänd – wenn nicht der stolze Geist ihrer Sache sie beseelte und sie Grosmuth lehrte, so würds unmöglich seyn, so alle Ausschweifungen, alle Insulten[340] zu vermeiden. Die Leute sehn sehr delabrirt[341] aus, weil sie lang im Feld lagen, aber arm sind sie nicht, und Mann und Pferd wohl genährt. Der Zustand der combinirten Armeen[342] hingegen – Göthe, der den Ausdruck nicht zu übertreiben pflegt, schreibt seiner Mutter – keine Zunge und keine Feder kan die traurige Verfaßung der Armee schildern[343] – und ein preusischer Offizier sagt: la situation imposante de leurs armées, et la déplorable de la notre.[344] – Custinens Schritte sind so berechnet – er findet nirgends Wiederstand – hat nichts zu fürchten – ne vous fiés pas à vos armées mourantes[345], sagte er bey den Unterhandlungen. Frankreich ist geräumt, Longwy und Verdun zurückgegeben – die Belagerung von Lille aufgehoben[346] – Montesquion[347] und Custines ohne Blutvergießen siegreich – und was mich mehr wie alles freut, die Marrats[348] in der Nationalversammlung nach Verdienst gebrandmarkt. Ich glaube jezt **dort** – **hier** kan man sich des Spotts nicht erwehren – man macht Projekte – man haranguirt[349] – gestikulirt nach den 4 Weltgegenden hin –

---

336 Der Jakobinerclub – eine Vereinigung von Mainzer Bürgern, die die französische Revolution unterstützten – wurde bereits wenige Tage nach der Besetzung der Stadt gegründet. Zu führenden Mitgliedern wurden Georg Wedekind, der Bruder von Meta, Georg Forster, der Ehemann von Therese und Georg Wilhelm Böhmer, der Schwager von Caroline.

337 „National-Cocarden" = Blau-weiß-rote kreisförmige Bandschleifen als Abzeichen der Französischen Revolution.

338 „Frei leben oder sterben" – ein beliebter Slogan während der Französischen Revolution, der zum Beispiel auf Uniformknöpfen zu lesen war.

339 „des gueux et des miserables" = Lumpen und Schufte.

340 „Insulten" = Regelverletzungen.

341 „delabrirt" = heruntergekommen.

342 „combinirte Armeen" = die preußisch-österreichische Koalitionsarmee.

343 Goethe hatte im August 1792 das Ehepaar Forster und Caroline in Mainz besucht. Im September hatte er auf Seiten der Koalitionsarmee die Kanonade von Valmy miterlebt.

344 Wie imposant ist eure Armee und wie bedauernswert unsere.

345 Verlasst euch nicht auf eure sterbenden Armeen.

346 Die preußischen Truppen mussten diese Städte bis Oktober 1792 wieder aufgeben.

347 Französischer Heerführer, Identität unklar.

348 Jean Paul Marat (1743–1793), einflussreicher Abgeordneter des französischen Nationalkonvents, galt als Hauptverantwortlicher für die „Septembermorde", die in Deutschland die brutale Seite der Französischen Revolution erkennbar machten. 1793 wurde er selbst hingerichtet.

349 „haranguieren" = eine langweilige, überflüssige Rede halten.

will das Volk aufklären. Ein Werkzeug ist mein Schwager George Böhmer[350], der seine Profeßur in Worms aufgegeben hat, und so was von Secretair bey Custine ist. Mir sank das Herz, wie ich den Menschen sah – o weh – wolt und könt ihr den brauchen? aber wen kan man nicht **brauchen**? Die sich bey solchen Gelegenheiten vordrängen, sind nie die besten.
Ich kan Ihnen Forsters Betragen nicht genug rühmen – noch ist er bey keinem der Institute[351] – er macht seinen bisherigen Gesinnungen Ehre, und wird vielleicht mit der Zeit den Ausschlag zu ihrem Vortheil geben. Der Mittelstand wünscht freilich das Joch abzuschütteln – dem Bürger ist nicht wohl, wenn ers nicht auf dem Nacken fühlt. Wie weit hat er noch bis zu dem Grad von Kentniß und Selbstgefühl des geringsten sansculotte[352] draußen im Lager. Der Erwerb stockt eine Weile, und das ist ihm alles – er regrettirt[353] die sogenannten **Herrschaften**, so viel darunter sind, die in Concurs[354] stehn und die Handwerker unbezahlt ließen. Aber **nur eine** Stimme ist über den Priester[355] – **er** sieht gewiß sein schönes Mainz nicht wieder, wenn es auch, wies wahrlich sehr zweifelhaft ist, seine Thore dem Nachfolger öffnete. Custine bevestigt sich, und schwört den Schlüßel zu Deutschland nicht aus den Händen zu laßen, wenn ihn kein Friede zwingt. Kaum 4 Monate sinds, wie sich das Concert des puissances[356] versammelte um Frankreichs Untergang zu beschließen hier – wo nun auf dem Comödienzettel steht: mit Erlaubniß des Bürgers Custine.[357]

Ich habe eine Hausgenoßin, lieber M., seit 8 Tagen – eine Landsmännin – die Forkel. Man hat sie mir nicht aufgedrungen – ich habe selbst die erste Idee gehabt. Sie wißen vielleicht, daß sie unter Protektion[358] des Forsterschen Hauses steht. Ich

---

[350] Georg Böhmer, der Bruder von Carolines inzwischen verstorbenem Ehemann, galt als führender Mainzer Jakobiner. Caroline hielt sich gewöhnlich von ihm fern.

[351] Forster trat erst im November 1792 dem Jakobinerclub bei.

[352] „sansculotte" = Mann ohne Kniebundhose. So wurden in der Revolutionszeit zunächst die französischen Kleinbürger genannt, weil sie lange Hosen und nicht die Tracht des Adels trugen. Später verwendete man das Wort allgemein zur Bezeichnung von Revolutionsanhängern.

[353] „regrettirt" = vermisst. Die konservativen Mainzer Bürger wünschen sich nach Auffassung von Caroline die früheren Zustände zurück, auch wenn die damalige wirtschaftliche Sicherheit nur scheinbar war.

[354] „Concurs" = Konkurs.

[355] „der Priester" = Friedrich Karl Joseph von Erthal (1719–1802), Erzbischof von Mainz, floh mit seinem Gefolge im Oktober 1792 aus der Stadt – nicht ohne vorher das verräterische Wappen von seiner Kutsche abkratzen zu lassen.

[356] „concert des puissances" = Versammlung der Mächtigen. Im Juli 1792 hatten sich der Kaiser und der König von Preußen in Mainz getroffen und den gemeinsamen Feldzug gegen Frankreich beschlossen.

[357] Custine hat nun ironischerweise die Befehlsgewalt gerade in Mainz, also dem Ort, an dem zuvor der Krieg gegen Frankreich geplant wurde.

[358] „Protektion" = Schutz. Meta Forkel – ebenfalls aus Göttingen stammend, daher Carolines „Landsmännin" – arbeitete in Georg Forsters „Übersetzerwerkstatt" und übertrug revolutionsfreundliche Texte aus dem Französischen ins Deutsche. Vgl. die Kurzbiographie zu Meta.

kante sie beynah gar nicht – hab aber keinen Haß gegen Sünder[359], und keine Furcht für mich. Was sagen **Sie** dazu? Sie hat sich hier immer gut aufgeführt – hat sie je ganz ein solches Urtheil verdient wie in Bürgers Brief stand?[360] – Und doch ist mir kaum daran gelegen das zu wißen – das kan mir ja einerley seyn – aber haben Sie sie außer Liebeshändeln falsch und intriguant gefunden? Das könte mich inkommodiren[361] – denn ich weiß nicht, ob meine schlichte und ununternehmende Ehrlichkeit hinreicht, da Spize zu bieten. Die Frau gefällt mir bis jezt – ich bin gut mit ihr – da man das seyn kan, ohne sich hinzugeben, so seh ich nicht, warum ich damit nicht den Anfang machen sollte. Sie kennen sie, und können mir mehr Licht geben.

Adieu lieber Meyer. Schreiben Sie doch bald. Wie gefallen Ihnen Forsters Erinnerungen?[362] Reichard hat einen Revolutions-Allmanach geschrieben[363], der künftig Jahr nicht zu gebrauchen seyn wird.

119 An Meyer[364]

[Mainz] 17. Dec. [17]92.

Daß Sie krank wären, fürchtete ich und sah es – Sie hätten sich sonst menschlicher bewiesen. Warum brechen Sie auch ein Bein – warum verderben Sie den Magen, wenn niemand in Ihrer Nähe ist, der Sie warten kan, der Ihre physischen Uebel linderte, und Ihren moralischen Gebrechen den Dolch aus den Händen wände, deßen Spitze Sie gegen sich selbst zukehren. Das ist recht unsinnig schön gesagt, o sieh meine erhabnen Worte nicht an, mein Thun wär drum nicht geringer.

Zweifeln Sie, daß ich für Sie sorgen können möchte und treu sorgen würde? – Ich kenne Sie nicht genug? – Das kan seyn, aber wenn ich mich **sehr** irre, so ist das nicht zu Ihrem Vortheil. Wir wollen uns mit Wohlwollen und Achtung begnügen? – Meinetwegen, wenn ich sie nach meiner Weise empfinden darf – und ich biete Ihnen Troz, daß die Ihrigen nicht ein herabgestimmter Ausdruck seyn sollten, wie sie tausendmal ein heraufgeschrobner[365] seyn mögen. Verstehn Sie das? Ich bin wohl heute nicht sehr deutlich – das wäre dann nicht Kraft des Beyspiels, sondern ein Vermächtniß – wie Sie am Ende dieses Briefs einsehn werden. Sie sind versöhnt, aber meine Etourderie[366] wirkt doch nach. Meyer, ich will mich

---

[359] Meta hatte am 2. Oktober ihren unehelichen Sohn Adalbert zur Welt gebracht.

[360] 1787 hatte Meta eine Affäre mit Gottfried August Bürger, der sie anschließend in Briefen und Spottgedichten verleumdete. Vgl. die Kurzbiographie zu Meta.

[361] „mich inkommodiren“ = mir Unannehmlichkeiten bereiten.

[362] Georg Forster: Erinnerungen aus dem Jahr 1790. Berlin 1793.

[363] Heinrich August Ottokar Reichard: Revolutionsalmanach. Göttingen 1793ff.

[364] Schmidt I, S. 277–80.

[365] „heraufgeschrobner“ = hochgeschraubter.

[366] „Etourderie“ = Leichtsinn.

nicht demüthigen, will meinen Kopf nicht verläumden, allein es ist wahr, daß ich Etourderien begehn kan, die wie Dummheiten aussehn. Mein Verbrechen gegen Sie ist von der Art.[367] Wenn mir dann die Augen aufgegangen sind, begreif ich mich nicht mehr. Sollte man denn das einem Weibe nicht aus vollem Herzen verzeihn können? Weiß ich, was Bajocco Romano[368] für ein Ding ist? Vom Bettler Cabre[369] hab ich einmal gehört und bey einem andern Meyer[370] davon gelesen sogar – (so! den Meyern dank ich also meine Bettlerbekantschaften!). Hab ich seine Sinngedichte **wirklich** gelesen? Und kan ich immer unterscheiden, was Witz und reizlose Späße sind? Bruder, vergieb mir. Wer kan sagen, wie bald mein Haupt eine Kugel trift! Es würde Dich dann gereuen. Wenigstens bitt ich zum leztenmal – ich kan es nicht leiden, über Verdienst belohnt oder gestraft zu werden. – „Nach dem Frieden sprechen wir uns wieder", heist das, ich soll Ihnen nicht schreiben, so lange wir en état de guerre[371] sind? So gehorch ich nicht – ich will schreiben – so wie ichs einrichte, können Sie keinen Nachtheil davon haben – und haben also Vortheil davon.

Daß Sie uns en horreur haben[372], kont ich vermuthen. Wer giebt aber Dir Pillgrim im Jammerthale das Recht zu spotten? Sie sind unter jedem Himmelsstrich frey, unter keinem glücklich. Allein können Sie im Ernst darüber lachen, wenn der arme Bauer, der drey Tage von vieren für seine Herrschaften den Schweiß seines Angesichts vergießt, und es am Abend mit Unwillen trocknet, fühlt, ihm könte, ihm solte beßer seyn?[373] Von diesem einfachen Gesichtspunkt gehen wir aus; der führt auf Abwege – Sie dürfen deswegen aber nicht glauben, daß wir toll sind und andre Propheten hörten, als die wir immer gehört haben, worunter W[edekind] und B[öhmer] nicht gehören.

Therese ist nicht mehr hier. Sie ist mit den zwey Kindern nach Strasburg gegangen – warum – das fragen Sie mich nicht. Menschlichem Ansehn nach, ist es der falscheste Schritt, den sie je gethan hat, und der erste Schritt, den ich ohne Rückhalt misbillige. Sie, die über jeden Flüchtling mit Heftigkeit geschimpft hat[374],

---

[367] Gemeint ist der falsche Verdacht, den Caroline gegen Meyer geäußert hatte, er sei der Verfasser eines boshaft-satirischen Gedichtes, das im Göttinger Musenalmanach unter dem Pseudonym „Baiocco Romano" erschienen war (vgl. oben Anm. 333).

[368] „Bajocco Romano": eigentlich eine Münzbezeichnung, hier ein Pseudonym (s.o.).

[369] „Bettler Cabre": Verschreibung für Benedict Joseph Labré (1748–83), einen bekannten Bettelmönch, der vor einer römischen Kirche tot zusammenbrach und anschließend als Heiliger verehrt wurde.

[370] Friedrich Johann Lorenz Meyer: Darstellungen aus Italien, Potsdam 1792, S. 215–21.

[371] „en état de guerre" = im Kriegszustand.

[372] „uns en horreur haben" = vor uns Schrecken empfinden. Mit „uns" sind die Anhänger der Französischen Revolution in Mainz gemeint.

[373] Caroline verteidigt die sozialen Anliegen der Französischen Revolution, gibt aber zugleich zu, dass diese in der radikalen politischen Entwicklung „auf Abwege" geführt haben.

[374] Gemeint sind die Flüchtlinge, die die Mainzer Republik aus Angst vor den preußischen Truppen verlassen haben.

die sich für die Sache[375] mit Feuereifer interreßierte, geht in einem Augenblick, wo jede Sicherheitsmaasregel Eindruck macht, und die jämmerliche Unentschiedenheit der Menge vermehrt – wo sie ihn[376] mit Geschäften überhäuft zurückläßt – obendrein beladen mit der Sorge für die Wirtschaft – zwey Haushaltungen ihn bestreiten läßt[377], zu der Zeit, wo alle Besoldungen zurückgehalten werden. Das fällt in die Augen. Er wollte auch nicht – ich weiß weder, welche geheime Gründe sie hat, noch welche sie ihm geltend machte – sie hats aber durchgesezt. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht diesmal weniger verzeihliche Antriebe als leidenschaftliche sie bestimmten, vielleicht die Begierde nach Wechsel, und eine Rolle dort spielen, wie sies hier nicht konte. Viele vermuthen Trennungsplane – Sie und ich gewiß nicht. Würde sie so gerecht seyn? Sie hören mich zum erstenmal so sprechen – weil ich zum erstenmal so denke – aber dies hat mich auch aufgebracht. Der Ausgang mag auch nicht zu ihrem Nachtheil ausschlagen – das kan mein Urtheil nicht ändern. Eine Entschuldigung hat sie – die Infamien zu Frankfurt[378] hatten ihre Imagination erschüttert – aber das hätte eine andre Wendung genommen, wenn es nicht ihrer Neigung gemäß gewesen wär ihr diese zu geben. Er ist der wunderbarste Mann – ich hab nie jemanden so geliebt, so bewundert und dann wieder so gering geschäzt.[379] Er ging seinen politischen Weg durchaus allein und that wohl daran – Ihr Geist ist nicht für die Sphäre, mehr thätig als würkend darinn. Er geht mit einem Adel – einer Intelligenz – einer Bescheidenheit – einer Uneigennüzigkeit – wär es nur das! aber im Hinterhalt lauscht Schwäche, Bedürfniß ihres Beyfalls, elende Unterdrückung gerechter Forderungen – auffahrendes Durchsezen geringeres.

Er lebt von Attentionen[380] und schmachtet nach Liebe, und kan diesen ewigen Kampf ertragen – und hat nicht die Stärke sich loszureißen, die man auch da, wo man Superiorität anerkennt, haben müßte, wenn es uns mit uns selbst entzweite. Ich haße[381] Egoismus – aber entweder muß man in Einfalt des Herzens Vollkommenheit anbeten – oder die Festigkeit haben sich nie geringer zu achten, als selbst das, was wir über uns erkennen. Dieses Mannes unglückliche Empfänglichkeit, und ihr ungrosmüthiger Eigennuz verdammen ihn zu ewiger Qual. Ich habe wohl gedacht, ob man ihm die Augen öfnen könte – es versteht sich, daß ich nicht mittelbar noch unmittelbar dazu beitragen darf und werde – ich habe gefunden,

---

[375] „die Sache“ = der Aufbau der Mainzer Republik und die Ideale der Französischen Revolution.

[376] „ihn“: Georg Forster, Thereses Mann.

[377] Forster bezahlte nicht nur die Reisekosten für die Flucht seiner Frau (die diese letztlich zu ihrem Geliebten Ferdinand Huber führte), sondern auch die doppelten Lebenshaltungskosten.

[378] Vielleicht eine Anspielung auf schwere Tributzahlungen, die General Custine den Frankfurtern auferlegt hatte.

[379] Viele Zeitgenossen, insbesondere Therese Heyne und ihre Familie, unterstellten Caroline, in der Mainzer Zeit eine Liebesbeziehung zu Forster aufgenommen zu haben. Dieser Brief spricht eher dagegen.

[380] „Attentionen“ = Aufmerksamkeit.

[381] Bei Schmidt (wohl irrtümlich) „heiße“.

man würde seine Liebe tödten können, aber seine Anhänglichkeit nicht. Spricht ihm das nicht sein Urtheil? Sie beschäftigt, sie amüsirt ihn – das kan ihm kein Wesen ersezen – darum ist sie einzig – sie reizt seine Eitelkeit, weil er sieht, daß sie auch andre beschäftigt, und daher nie erfährt, wie nachtheilig die Urtheile sind, die selbst diese von ihr fällen. Wer sie nicht mag, flieht sie – ein neuer Triumph! So hält sie ihn – geht hin, und nuzt seinen Nahmen, und führt ihn mit Stolz. Das ist nicht billig – ach und doch verdient ers. Guter Forster, geh und klag die Götter an. Ich bleibe hier – man gewöhnt sich an alles, auch an die tägliche Aussicht einer Belagerung. Schreiben Sie mir durch Gotha – Sie könnens ja mit aller Sicherheit. Ich muß wißen, ob Sie gesund sind.

120 An Luise Gotter[382]

Mainz d. 24. Jan. [17]93.

Liebe gute Luise – was seyn soll, schickt sich wohl[383]! Halt mir nur ein gutes Gänsebein bereit. Du hast Dich schon freundlich zu dem erboten, warum ich Dich bitten wollte, mich in den ersten Tagen aufzunehmen, bis ich mich arrangirt habe – etwas das ich lieber selbst thun will, weil ich gefunden habe, daß man andern Mühe damit erspaart, und es sich am besten zu Dank macht. Also, bestes Weib – noch einmal unter Dein Dach – wann, weiß ich noch nicht genau. Ich erwarte erst Nachricht aus Frankfurt, ob Huber[384] mich nach Sachsen mitnehmen kan. Dein Mann ist dort – wird er noch lange bleiben? Ich hätte Lust ihm zu schreiben, daß er mich von Mannheim abholen soll, aber er wird wohl seine Reisegeselschaft nicht verlaßen dürfen. Sag ihm zu seiner Beruhigung, daß ich den Mund nicht öfnen werde über Politika, sobald ich über die freye Gränze bin. Auguste[385], die leichtsinnige, die immer rosenfarbne Bilder von den Dingen, die da kommen sollen, vor sich her flattern läßt, und mit der Gegenwart beständig zufrieden ist, schreit vive la nation[386] und erkundigt sich dazwischen nach Deinem kleinen Mädchen[387].
Adieu, Liebe. Grüß Wilhelminen.

---

[382] Schmidt I, S. 280–81.
[383] „schickt sich wohl“ = wird sich fügen. Gemeint ist Carolines Flucht aus Mainz nach Gotha zu Luise.
[384] Ludwig Ferdinand Huber, der Geliebte Thereses, hatte Mainz bereits im Oktober 1792 verlassen.
[385] Carolines Tochter Auguste war zu diesem Zeitpunkt sieben Jahre alt.
[386] „vive la nation“ = Es lebe Frankreich.
[387] Vermutlich Pauline Gotter, ein Jahr jünger als Auguste.

121 An Gotter[388]

Mainz d. 18 März [17]93.

Vor wenig Tagen theilte ich der lieben Mutter Schlaeger[389] meine Reiseanstalten mit – gleich darauf erhielt ich Ihren Brief, der mir die angenehme Aussicht eröfnet, von meinen Freunden nicht übel empfangen zu werden. Ich bedarf so sehr dieses Trostes, um mich von den hiesigen Gegenden zu trennen, daß ich Ihnen mit verdoppelter Wärme dafür danke. Wohl dem, dem ein solcher Zufluchtsort noch wird! Meine Reise hat viel Schwierigkeiten – allein ich hoffe sie dennoch auf dem gradesten Wege zu bestehn. Auf einen Wagen von Gotha aus steht ein großer Theil meiner Hofnung – sollte nicht die Frankfurter Meße[390] dies Projekt erleichtern? – Wenn ich über Mannheim gehn wollte, so wär nichts leichter als einen Paß zu erhalten – ich möchte mir nur gern den Umweg erspaaren. Dazu wär ein Paß von Braunschweig nöthig gewesen – wir müßen nun schon andre Mittel versuchen, und ich erzähl Ihnen dann meine Abendtheuer. Mein Nahme ist proscribirt[391] – das weiß ich – gut, daß ich nicht selbst den Fluch über ihn gebracht, denn ein Fluch ist nicht so ehrenvoll wie der andre.

Im Voraus umarm ich alle meine Freunde, und Euch mit Regungen des herzlichsten Danks. Ich denke nicht lange Ihre Wohnung zu verengern, aber es ist mir ein großer Dienst, daß Ihr mich für den ersten Augenblick aufnehmen wollt.
Caroline B.

122 An Gotter und Luise Gotter[392]

Königstein[393] d. 19 Aprill [17]93.

Ich danke Ihnen, lieber Gotter, für die Maasregel, sich an den Hrn. Coadjutor[394] zu wenden – es war das, warum ich Sie bitten wollte. Es ist doch das härteste, was einem Weibe begegnen kan, in eine so ernstliche Gefangenschaft zu gerathen – ehe sie das verdient, muß sie sich mehr wie Unbesonnenheiten der Denkart vorzuwerfen haben, und Hr. von Dalberg, der die Menschen kent, wird fühlen, daß diese sogar nicht von ihr, sondern von dem Einfluß ihrer Freunde abhangen – **er** kan nicht wollen, daß sie darum zu Grunde gerichtet werden soll, wie ichs durch

[388] Schmidt I, S. 281–82.
[389] Sarah Elisabeth Schläger (1722–1803), Leiterin des Mädchenpensionats in Gotha, das Caroline besucht hatte.
[390] Die Frankfurter Buchmesse fand im April statt.
[391] „proscribirt“ = öffentlich bekanntgemacht, geächtet.
[392] Schmidt I, S. 282–83.
[393] Caroline ist zusammen mit Auguste und Meta Forkel auf der Flucht aus Mainz von preußischen Truppen aufgegriffen und in der Festung Königstein interniert worden.
[394] Karl Theodor von Dalberg (1744–1817), designierter Nachfolger des Erzbischofs von Mainz und enger Freund von Schiller und Humboldt.

eine lange Gefangenschaft unausbleiblich werden würde. Ich bin nicht Verbrecherin, weder mittelbar noch unmittelbar – aber allerdings hab ich Bekanten gehabt, die es sind, und die mich nun verdächtig machen.[395] Ich hatte mich auf ewig von ihnen zu trennen geglaubt, und es hat nie zwischen ihnen und mir eine solche Verbindung statt gefunden, von der ich mich nun als Märtyrerin betrachten könte.

Man hat mir von einem Ausweg gesagt, der mich bald befreyen könte, nehmlich wenn man Caution für mich annehmen wollte. Was halten Sie als Jurist davon? Schrecklich ists, von der Dauer der Belagerung von Mainz abhangen zu sollen – und es heißt doch, daß man nicht eher förmlich untersuchen wird. Können nicht die Franzosen bey dem Mangel an auswärtigen Nachrichten rasend genug **seyn**, sich lange vertheidigen zu wollen?

Liebe Louise, wenn ich doch in dem Zimmerchen säße, was Du so gütig für mich bereitet hattest!

Ich fühle Deine innige Theilnahme – wird es mir wohl so gut werden dir mündlich zu danken? Wird Deine Freundschaft nicht ermüden? Du siehst, ich mache denen, die mich lieben, keine Freude, und werde ihnen vielleicht noch viel Sorgen machen. Gott segne Dich Liebe – freue Dich Deiner Freiheit, und daß Du Deine Kinder selbst spazieren führen kanst. Ich mache mir beynah ein Gewißen daraus Augusten mein Schicksaal theilen zu laßen. Grüß Wilhelmine herzlich.

Dein Mann soll dem Hrn. von Dalberg bezeugen, wie lange ich schon mit ihm wegen meiner Abreise in Unterhandlung gestanden, und ihn, wie er in Frankfurt war, gebeten habe, mir einen Paß vom Herzog von Braunschweig zu verschaffen.

123 An Gotter[396]

[Königstein] 27 Aprill [17]93.

Lieber Gotter – ich weiß nicht gewiß, ob Humbold[397] in Erfurt ist – Amalie[398] wird um seinen jezigen Aufenthalt wißen. Es liegt mir **unendlich** daran, daß dieser Brief gleich befördert wird – er mag sich aufhalten wo er will. Er kennt den Coadjutor genau, und ich konte ihn in alle Verhältniße hineinführen.

---

[395] Gemeint ist hier wohl unter anderem Carolines wenig geliebter Schwager Georg Böhmer, der als Sekretär von General Custine eine führende Rolle in der Mainzer Republik gespielt hatte. Die Verhaftung Carolines beruhte unter anderem auf der Annahme, sie sei die Ehefrau Georg Böhmers.

[396] Schmidt I, S. 283–84. In den Fußnoten (S. 701) vermerkt Schmidt zu diesem Brief: „Zettel; auf der Rücks. von fremder Hand: „aber es darf nicht *directe* an Mad. Böhmer nach Königstein geschrieben, wenigstens dieses empfangnen Briefs auf keine Weise Erwähnung gethan werden.“

[397] Wilhelm von Humboldt (1767–1835), preußischer Gelehrter und Bildungspolitiker, Bruder von Alexander von Humboldt, studierte 1788 in Göttingen und erlebte im folgenden Jahr die Französische Revolution direkt in Paris mit. Er war befreundet unter anderem mit Goethe, Schiller und den Brüdern Schlegel.

[398] Amalie Reichard (1766–1805), eine Freundin Carolines aus Gotha.

124 An Gotter[399]

Königstein d. 28ten [u. 29.] Apr. [17]93.

Wie thätig ist Ihre Freundschaft, lieber Gotter – und wie sind alle Beweise derselben so erquickend für mich! Sie geben mir neues Leben in diesem eintönigen Aufenthalt, sie erwecken die Lust, selbst für mich zu arbeiten, die ich manchen Tag über verliere. Der Herr Coadjutor von Dalberg konte sich wohl noch nicht tiefer einlaßen. Hr. Hofrath von Mörs[400], der den Auftrag hatte, alle hiesigen Gefangnen vorläufig zu verhören, hat uns selbst eröfnet, was wir schon durch eingezogne Erkundigungen eines Freundes erfuhren, daß man uns als Geißeln[401] betrachten will, wie Sie aus einliegenden Aufsaz näher sehn werden.[402] Dies zeigt freylich an, in welchen geringen Grad man uns für strafbar hält – aber mir verschließt es allen Weg auf Hülfe, wenn man dabey bleibt. Ich habe also gegen ihn ganz abgelehnt, die **dahin** gehörigen Schritte zu thun. – Wenn Hr. von Humbold, an den von hieraus ein Bericht von unsrer Verhaftnehmung abgegangen ist, sich nicht in Erfurt befinden sollte, sondern vielleicht auf seinen Gütern bey Berlin, also nicht gleich dem Coadjutor dasjenige mittheilen könte, was uns helfen kan, so bitte ich Sie inständig, nuzen **Sie** diesen meinen Aufsaz bey dem Hrn. Coadjutor, solte es auch persönlich seyn müßen – er wird um so weniger Gottern zurück weisen – **ergänzen** Sie, was ich nur angedeutet habe, und Sie sicher ergänzen können. Hat aber Hr. von Humbold jenen Bericht **sogleich** empfangen können, so ist Ihnen **diese** Mühe für mich erspaart, und **dann** schicken Sie die Einlage meiner Mutter zu.
Ich wag es noch nicht, mich an Sr. Kurfürstlichen Gnaden[403] selbst zu wenden, wie Sie mir rathen – Sie fühlen, wie viel Vorurtheile erst aus dem Weg geräumt werden müßen, ehe ich mich hier gnädiges Gehör versprechen kan – aber dann würd ich, wenn ich auch nicht auf die Gerechtigkeit meiner Sache überhaupt bauen könte, doch alles von seiner Grosmuth erwarten.

Mein **schwesterlicher** Verlust ist **doppelt**.[404] Die Niepern ist auch todt[405] – meines Schwiegervaters[406] liebstes Kind – muß der sonst so glückliche Vater denn

[399] Schmidt I, S. 284–86.
[400] Nicht genauer identifizierbarer Verwaltungsbeamter.
[401] „Geißeln“ = Geiseln. Die Gefangenen sollten gegen Mainzer Bürger ausgetauscht werden, die von den Franzosen nach Straßburg verschleppt worden waren. Es wurde auch daran gedacht, Georg Forster zur Rückkehr aus Paris zu zwingen, indem man als Gegenleistung Carolines Freilassung anbot. Keine dieser Transaktionen fand letztlich statt.
[402] Der Aufsatz ist nicht erhalten.
[403] Friedrich Karl Joseph von Erthal, der Erbischof von Mainz, war während der französischen Besetzung aus der Stadt geflohen (vgl. Anm. 355). Caroline erwartet zu Recht von dieser Seite wenig Mitgefühl.
[404] Lotte Michaelis, Carolines jüngere Schwester, war im April 1793 im Kindbett gestorben.
[405] Charlotte Dorothea Nieper, geborene Böhmer (1756–93), Carolines Schwägerin.

noch alles vor sich hin in den Staub sinken sehn, ehe er die Erde verläßt? Ich kan Ihnen kein Bild meiner Faßung bey so mannigfacher Theilnahme und eignen Leiden geben. – An Muth fehlt es mir nie. – Meine Gesundheit leidet durch den Mangel an Bewegung sehr. – Grüßen Sie Mutter Schläeger[407] – ich umarme Wilhelmine[408] und Louise[409] – die liebe Louise. Augustens[410] Geburtstag ist heut – übers Jahr muß es doch beßer sein.
C.B.

29 Aprill.
Die Unmöglichkeit, alles Detail bey meiner Vorstellung zu vermeiden, hält mich auch davon zurück, mich grade zu mit einer solchen an den Churfürsten zu wenden. Ein jeder kan sagen, ich bin unschuldig, es muß doch etwas dafür angeführt werden, und das erfordert Berührung kleiner Umstände, zumal in einem Fall wie der meinige. Wie die Verhältniße in der Nähe oft so ganz etwas anders sind, als sie in der Ferne scheinen. –
Verzeihn Sie das schlechte Papier – in der Gefangenschaft giebts nichts beßers.
Haben Sie nichts von Meyer[411] in Berlin gehört?

125 An Gotter[412]

[Königstein] 1 Mai [1793]

Wenn Sie mir einen **offnen** Brief schicken, so erwähnen Sie **nicht** deßen an Humbold, den Sie erhalten haben – **der Bericht von hieraus**, auf den ich mich berief, war nicht von mir.[413] Haben Sie mir etwas zu sagen, was beßer für mich allein bleibt, so bestellen Sie nur bey Porsch[414], daß er den Brief zurückbehält, bis ich ihn holen laße. Man läßt von hier weder an Churfürst noch an Minister Vorstellungen abgehn – thun Sie Ihr mögliches. Sie haben mehr Wahrheit gesagt, als Sie glaubten – daß mein Leben durch eine lange Gefangenschaft in Gefahr kömt –

[406] Georg Ludwig Böhmer (1715–1797), Jurist in Göttingen. Sein Sohn Johann Franz Wilhelm, Carolines Ehemann, war ebenfalls bereits 1788 gestorben.
[407] Sarah Elisabeth Schläger, Leiterin des Mädchenpensionats, das Caroline besucht hatte.
[408] Wilhelmine Bertuch, Freundin Carolines aus Gotha.
[409] Louise Gotter, die Ehefrau des Adressaten.
[410] Auguste Böhmer, die sich mit ihrer Mutter in Gefangenschaft befand, wurde am 28. April 8 Jahre alt.
[411] Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (vgl. Anm. 293 und unser Personenverzeichnis), lebte zu dieser Zeit als freier Schriftsteller in Berlin.
[412] Schmidt I, S. 286.
[413] Vgl. dazu die beiden vorangegangenen Briefe.
[414] Franz Porsch (geb. 1768), Schauspieler in Frankfurt, der mehrfach von Caroline als Überbringer von Botschaften eingesetzt wurde.

obgleich in andern Sinn – wie Sie auf jeden Fall von mir erfahren sollen.[415] Theilen Sie dies **niemand** mit.

Schuldig bin ich übrigens gewiß **nicht** – ich theile den ausgezeichnet bittern Haß, den man auf Forster geworfen hat.[416] Man irrt sich in dem, was man über meine Verbindung mit ihm glaubt[417] – um seinetwillen allein will man mich als Geißel betrachten. Wenn das helfen kan, so sprechen Sie von meinem Verhältniß mit einen Teutschen, der aber jezt zu entfernt ist, um mir helfen zu können.[418]

126 An Gotter[419]

[Königstein] 12 May [1793]

Seit Sie mir die Abschrift von Dalbergs Brief[420] schickten, hab ich nichts von Ihnen gehört – lieber Gotter – Möglich ists, daß bey Porsch[421] etwas liegt, das muß ich diesen Abend erhalten.

Ich sandte Ihnen einen Brief für Humbold – einen zweyten öffentlichen – einen dritten, das nur ein paar Zeilen seyn mochten. Haben Sie das alles?

Noch hat sich nichts aufgeklärt. Wir sind von einer hiesigen Gerichtsperson verhört, über die Umstände der Abreise. Dies Verhör hatte blos Bezug auf jenen Clausius[422], der zum zweytenmal arretirt gewesen seyn soll – und in so fern auch wohl auf den Gesichtspunkt der Geißelschaft für uns, den nur dieser alberne Mensch durch sein Geschwäz herbeygezogen haben kan.[423] Das scheint doch, daß Clausius Aufträge von Simon[424] hatte, denn Simon ist vor 3 Wochen oder 14 Tagen mit Reubel[425], dem Comißar der National Convention, beym König[426] im

---

[415] Caroline hat festgestellt, dass sie von einem französischen Leutnant schwanger ist und ist entschlossen, sich im Falle einer Entdeckung das Leben zu nehmen. Vgl. Roßbeck, S. 102–4.

[416] Diese Behauptung ist unwahr – vgl. Brief 118 und 119. Die Distanzierung von Forster dient nur dazu, Carolines Verbindung mit den Anhängern der Französischen Revolution herunterzuspielen.

[417] Diese Anspielung bezieht sich auf die Gerüchte über eine Liebesbeziehung zwischen Caroline und Forster, die insbesondere von Therese Heyne und ihrer Familie in Umlauf gebracht worden waren.

[418] Vielleicht ist diese Behauptung einer anderen Liaison frei erfunden. Vielleicht ist aber auch Georg Ernst Tatter (1757–1805), der Hofmeister der in Göttingen studierenden englischen Prinzen, gemeint. Caroline hatte 1788/89 eine wechselhafte Beziehung mit ihm begonnen.

[419] Schmidt I, S. 286–88.

[420] Vgl. Brief 122.

[421] Vgl. Anm. 414.

[422] Clausius, ein Mitglied des Mainzer Jakobinerklubs, war ebenfalls verhaftet und nach Frankfurt gebracht worden.

[423] Clausius hatte offenbar, um seine eigene Haut zu retten, einen Geiselaustausch von Caroline und ihren Mitgefangenen gegen Mainzer Bürger bzw. Forster ins Gespräch gebracht.

[424] Unidentifiziert.

[425] Jean-Francois Reubell (1747–1807), einflussreicher und sehr radikaler französischer Politiker während der Revolutionszeit.

[426] Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

Lager gewesen, um wegen Mainz zu unterhandeln. Man hat nicht einig werden können, und die Franken vertheidigen sich mit so viel Erfolg und Muth, daß die Stadt noch nicht einmal beschoßen werden kan – alles Canonenfeuer geht auf die Schanzen außerhalb, die von beyden Seiten unermüdet aufgeworfen und zerstört werden. Ich höre hier im Schloßgarten[427] den Donner des Geschüzes, und nur ein etwas naher Berg entzieht mir den vollen Anblick des Schauplazes selbst.

Schrecklich ist bey der völligen Dunkelheit über unsre Sache diese langwierige Belagerung, deren Ende uns doch sicher befreyen würde, da wir jezt nicht wißen, **was** uns befreyen kan, so wenig als was uns hieher bringt.

Unser Loos wurde in so fern leichter, daß der Genuß der freyen Luft in diesem verwüsteten Stück Garten uns zu jeder Zeit zu Gebot stand, und der Commendant menschlich gesinnt war – aber es komt ein andrer und es ist nur zu wahrscheinlich, daß wir dadurch **jeden** Trost einbüßen. –

War ich nicht schon unglücklich genug? – Muß ich nicht sogar fürchten, daß gehäßige Gerüchte meine hülfreichen Freunde von mir abwenden? daß sie an meinem Charakter irre werden, den wüthende Menschen, die nie mich persönlich kannten, darstellen, wie es ihr Gesichtskreis mit sich bringt?

Gotter, Sie wißen die Wahrheit – die Geschichte meines Aufenthalts in Mainz liegt vor Ihnen – **so** ist sie! Könt Ihr, die Ihr in jenem Zirkel mich liebtet, zweifeln – ich werde kein Wort weiter zu meiner Vertheidigung reden als dieses – könt Ihr zweifeln – nun so mag denn das die Hälfte des Tropfens seyn, von dem der Becher überfließt. – –

Ich sagte Ihnen in dem kurzen Blatt, wie **dringend** meine **nahe** Rettung für mich sey[428] – Sie werden gethan haben, was Sie konten. Ich versuche selbst alles, denn Mut und Thätigkeit soll mir nichts rauben.

Kent niemand in Gotha Pauli[429], den Leibarzt des Churfürsten? Er gilt viel. Sollte nicht an ihn zu kommen seyn? Wenn er in Erfurt ist, so sprächen Sie wohl einmal selbst. Es geht nicht, daß ich ihm so abgebrochen schreibe, allein ich wünschte, einen Weg zu ihm zu haben. Er ist Wedekinds[430] Feind – aber wie könt er der meinige seyn? Solte Grimm[431] oder Sulzer[432] ihn kennen? – Leben Sie wohl – ich umarme mit schwererem Herzen wie jemals meine Louise[433].

Vielleicht erhalt ich noch etwas von Ihnen.

---

[427] Caroline hat das Privileg der Gartennutzung erhalten.

[428] Carolines Schwangerschaft wird bald sichtbar werden.

[429] Theodor Pauli (1762–1829), Leibarzt des Mainzer Erzbischofs Friedrich Karl Joseph von Erthal. Er begleitete den Erzbischof auf seiner Flucht während der Mainzer Republik.

[430] Georg Wedekind, Bruder von Meta Forkel, war ein Mitgründer des Mainzer Jakobinerclubs. Caroline war zusammen mit Meta und deren Mutter verhaftet worden, sodass die Verbindung zwischen den Familien kaum zu leugnen war.

[431] Johann Friedrich Karl Grimm (1737–1821), Hofarzt in Gotha und Freund der Gotters.

[432] Friedrich Gabriel Sulzer (1749–1830), Naturwissenschaftler und Arzt aus Gotha, Schwiegervater von Johann Friedrich Karl Grimm (vgl. Anm. 431).

[433] Louise Gotter, die Frau des Adressaten und Freundin Carolines.

Abends, es ist nichts gekommen.

127 An Gotter[434]

[Königstein] 16 May [1793]

Vorgestern kam Ihr Brief und die Einlage von Humbold[435] – der sich doch des hofmännischen Tons nicht enthalten kan – vielleicht weil er glaubte, sein Schreiben käme nicht ungesehn zu mir. Sie sehn, daß der Trost gering ist, den er giebt – und meine Lage wird täglich unleidlicher.

Die wahre Beschaffenheit der Dinge begreift Ihr alle nicht, wies scheint. Hier ist nur von willkührlichen Verfahren, von falschen Gerüchten die Rede. Geißel soll ich seyn **darum:**

Mainzer Bürger sind als Geißeln[436] nach Strasburg geführt – man sucht sie frey zu machen, ehe Mainz übergeht, um nicht da etwa Verbrecher entwischen laßen zu müßen. Man will die Weiber schrecken, denen man genaue Verbindungen, wenn auch nicht avouirte[437], mit Französischen Bürgern zutraut. Mich soll Forster erlösen. – Das **kan** F. nicht, und ich werds nie von ihm fordern – denn wir stehn nicht in diesem Verhältniß.[438]

Nachher wird man auf Chicanen[439] zurückkommen – das nimt Zeit weg – und indeßen schmacht ich hier, in der nahen Abhängigkeit elender Menschen, denen jede Gefälligkeit mit Geld abgekauft werden muß. – Wir haben unsern braven Commendanten[440] verlohren, und auf der Stelle die Wirkung davon empfunden.

Ich hoffe dennoch jezt auf eine günstige Wendung und nahe Befreyung. Hoff ich zu viel – so ists auch gut.

Es versteht sich, daß ich in keinem Verhör fremde Dinge einmischen werde noch eingemischt habe. Glauben Sie mir, wir benehmen uns männlicher, wie unglückliche Weiber gewöhnlich thun. Meine Ideen über dies ganze Wesen sind ziemlich klar. – Könt ich nur ein zarteres Gefühl in mir betäuben, und über die

---

[434] Schmidt I, S. 288–90

[435] Vgl. Brief 123–125.

[436] „Geißeln" = Geiseln. Die Preußen wollten die Mainzer Geiseln, die in Straßburg festgehalten wurden (und den bekennenden Revolutionsfreund Forster) im Austausch gegen Caroline und ihre Reisegesellschaft aus Frankreich nach Deutschland zurückholen, um nach der erhofften Rückeroberung von Mainz „freie Hand" bei der Verfolgung der dortigen Revolutionsanhänger zu haben.

[437] „Avouiren" = eingestehen, anerkennen.

[438] Caroline beharrt auf der Aussage, keine enge Beziehung zu Forster zu haben, sodass dieser sich nicht ihr zuliebe den Preußen ausliefern wird.

[439] „Chicanen" = Schikanen, Verschärfungen der Haftbedingungen.

[440] Vgl. Brief 126.

Entweihung meines Nahmens hinweg gehn[441]! Hätt ich die Rolle gespielt, die man mir schuld giebt, so würd ich dazu vermuthlich Stirn genug haben.

Ich habe eine große Begierde Meyers[442] Schriften zu lesen – könte Ettinger[443] sie nicht frey nach Frankfurt spediren, an Varrentrap[p] und We[n]ner[444] nehmlich Ihr Exemplar – ich wills Ihnen wieder bringen! Ich weiß nicht, wie ich sie soll aus Frankfurt bekommen, da ich den Titel nicht weiß, ihn auch im Meßkatalog nicht finde. Meyer wird mich seit diesem Abentheuer detestiren[445] – er hätte recht, wenn ich mirs zugezogen hätte.[446] – Von Schillers Freund[447] hab ich Briefe und schrieb an ihn. Adieu, lieber Gotter und Louise.

(**Nachschrift)**: Lieber Gotter – sie sagen, man wolle mich **auf Bedingungen** frey geben, das ist vermuthlich Caution, eine hübsche Freyheit hab ich da zu erwarten – jezt an eisernen, dann an goldenen Ketten. Noch weiß ich nichts officielles.

Expediren[448] Sie doch die Briefe. Man muß nun in Frankreich um mein Schicksaal wißen – im Moniteur steht ja, qu'on a mené à la forteresse de K. la veuve Böh. amie du Citoyen Forster.[449] – Das ist tröstlich, ich bin seine Freundinn, aber nicht im französischen Sinn des Worts.

---

[441] Diese Anspielung bezieht sich auf die Behauptung, sie sei die Geliebte Forsters gewesen.

[442] Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (vgl. Anm. 293 und unser Personenverzeichnis) hatte zwei Sammlungen kleinerer Schriften veröffentlicht.

[443] Carl Wilhelm Ettinger, Buchhändler aus Gotha.

[444] Friedrich Varrentrapp und Franz Wenner, Buchhändler aus Frankfurt.

[445] „Detestiren“ = verabscheuen.

[446] Caroline beharrt auf ihrer Unschuld und behauptet weiterhin, Distanz zu den revolutionären Vorgängen in Mainz gehalten zu haben – was unter anderem darauf zurückzuführen sein dürfte, dass der Brief in falsche Hände geraten konnte.

[447] Ludwig Ferdinand Huber, der Geliebte und künftige Ehemann von Therese Heyne. Er war allerdings mittlerweile mit Schiller zerstritten.

[448] „Expediren“ = weiterleiten.

[449] „Dass man die Witwe Böhmer, die Freundin des Bürgers Forster, in die Festung Königstein gebracht hat“.

441 An Luise Wiedemann[450]

[München 17 ten März 1809][451]

Unsre Briefe sind sich begegnet, liebe Luise, und es kann wiederum der Fall seyn, aber ich mag jetzt mit dem Schreiben nicht säumen, da man nicht wissen kann, wie bald die Wege versperrt werden. Vielleicht geht es auch ohne dergleichen ab; wir sind darüber noch in einer solchen Ungewißheit in der Nähe, wie man in der Ferne sichs schwerlich vorstellt. Alle äußersten Anzeichen des Krieges[452] sind da; der französische Gesandte hat Wien verlassen, der hiesige östereichische Gesandte, Graf Stadion[453], der in Göttingen einst studirte, ist von hier abgereiset, die Truppen sammeln sich; es heißt, daß am 20sten Franzosen hier einrücken werden. Anfangs glaubte man, die aus eurer Gegend unter Pontecorvo, es scheint aber, es werden die unter Davoust seyn. Bei Hof ist von einer Abreise nach Mannheim die Rede, auch wird die Gemälde-Gallerie wieder eingepackt. Bei unsrer Nachbarschaft mit Oesterreich muß man sich freilich wohl auf die Möglichkeit gefaßt halten, daß der Feind einmal vordringt, so ruhig man über den Ausgang überhaupt seyn kann. Übrigens gestehe ich gern, daß mir nicht wohl zu Muthe ist bei dem nächsten Detail, ich bin zu unbekannt mit dieser Kriegesnoth, denn seltsamer weise waren wir so situirt, daß ich im langen Laufe dieses Krieges nur in Würzburg einmal zwei ehrliche Baiern zu bewirthen gehabt habe und ein paar Böhmen, die so unschuldig waren beim Abschiede zu fragen was sie schuldig wären. Hier kann die Last ernstlicher werden, die Ausgaben beträchtlich; wir können dazu in den Fall kommen eine Zeit lang nicht bezahlt zu werden. Ich habe auch Phil[ipp][454] geschrieben, daß er mir ja für Geld sorgt, welches ich in diesem Augenblick am nöthigsten unter euch brauche. Daß bei diesen Umständen wieder nicht an die südliche Reise zu denken ist, siehst Du wohl; ich habe große Sorge, mir wird es wie Moses gehn. Wie gern möcht ich Dich einladen, wenn ich hoffen könnte, daß es nicht leere Worte blieben. Du bist eingeladen sobald Du kannst und willst, beherbergen kann ich euch alle, so wie wir jetzt wohnen. Es wäre denn doch keine Unmöglichkeit von eurer Seite; ihr habt am Ende mehr Mittel zu solchen Ausflügen als wir und kühnere Entschlüsse.

Wir hatten hier den Frühling schon einmal, jetzt liegt wieder Schnee, und trägt nicht dazu bei unsere nächsten Aussichten freundlicher zu machen. Krankheiten herrschen in Menge. Diese Woche starb das schönste Mädchen in der Stadt und das einzige Kind ihrer Eltern, die ihr Herz von ihrer ersten Jugend an an sie ge-

---

[450] Schmidt II, S. 550–67. Adressatin: Luise Wiedemann geb. Michaelis (1770–1846), Carolines jüngere Schwester.

[451] So der Poststempel. Caroline lebt inzwischen mit Schelling in München. Dies ist einer ihrer letzten Briefe; sie starb am 7. September 1809.

[452] Fünfter Koalisationskrieg; östereichisch französischer Krieg.

[453] Johann Philipp Graf Stadion (1763–1824).

[454] Identität unklar.

hängt hatten, denen sie oft der einzige Trost gewesen, die sich in allen Bedürfnissen eingeschränkt hatten um sie zu erziehn; sie sind selbst noch nicht bejahrt, die Tochter war 17 Jahr. Es hat mir die Brust schmerzlich zusammengedrückt ihrer Verzweiflung zu denken, die durch kein übrigbleibendes Interresse des Geistes und Herzens, so wie sie übrigens beschaffen sind, gelindert werden kann. Es sind Emigrés[455], obwohl beide von deutscher Abkunft, ihre Umstände sind oft kümmerlich gewesen, aber ihre Lage war jetzt gut, und durch die Tochter hingen sie mit dem glänzendsten Theil der hiesigen Welt zusammen. Der Stolz, der sich in die Liebe mischte, war verzeihlich. Bei dem Vater fand eine wahre Anbetung der Tochter statt, so daß er auch gar nicht strebte sie zu verheirathen. Das Mädchen war wirklich sehr schön und sittsam. Eine freudenlosere unnützere Existenz wie die dieser armen Eltern läßt sich nicht ersinnen, zumal da die Mutter mit dem noch sehr raschen Vater nur durch das Kind noch zusammenhing, und an Trost von oben herab auch nicht wohl bei ihnen zu denken ist.

Bey Tieks[456] ist noch alles krank. Ich meine Dir letzhin schon über sie das Gehörige geschrieben zu haben. Ob sie katholisch geworden oder nicht, kann ich nicht bestimmt beantworten, ist aber auch nicht nöthig, was den förmlichen Uebertritt betrifft. So viel ist gewiß, daß sie ein förmliches Commerce[457] damit getrieben haben[458], indem dem päbstlichen General Vicar der Antrag von ihnen geschah, sie wollten für eine Pension alle deutschen Künstler in Rom zum Übertritt bewegen; die Pension sey nehmlich deswegen nöthig, damit sie ein Haus damit machen und die Leute an sich locken könnten. Der Pabst hatte aber andre Sorgen. Tiek ist sehr miserabel, indeß es ist unmöglich reines Mitleid zu hegen, sein Gesicht, das nun alles Wohlseyns und geselligen Freundlichkeit entkleidet ist, bringt selbst geheime Tücke und Wuth an den Tag. Der Bildhauer bleibt noch aus[459], auch Knorring[460]. Der Krieg kann diese Menschen hier noch sehr bedrängen, indem sie von allen Geldressourcen abgeschnitten werden. Freilich wenn die

---

455 „Emigrés" = Emigranten.

456 Gemeint sind die Geschwister Tieck: Der Schriftsteller Ludwig (1773–1853), der Bildhauer Friedrich (1776–1851) und die Schriftstellerin Sophie (1775–1833) Bernhardi, später von Knorring. Sophie hatte 1802 eine Affäre mit August Wilhelm Schlegel gehabt und diesem ihren Sohn, der eigentlich von Knorring stammte, unterzuschieben gesucht.
Die Geschwister lebten recht verschwenderisch und waren bekannt dafür, Freunde und Bekannte um Geld zu prellen (vgl. Schmidt, Bd. 2, S. 662). Trotz solcher Eskapaden neigte die Familie zum Katholizismus. Frau und Tochter Ludwig Tiecks traten tatsächlich 1805 zum katholischen Glauben über. Vgl. Kleßmann, Caroline, S. 270–274.

457 „Commerce" = Handel.

458 Die folgenden Ausführungen über den religiösen „Kuhhandel", den die Tiecks der Kurie vorgeschlagen haben sollen, scheinen auf unwahren Klatschgeschichten aus Italien zu beruhen. Vgl. Schmidt, Bd. 2, S. 663.

459 Friedrich Tieck, der Bruder Ludwig Tiecks, war Bildhauer und fertigte eine Büste Schellings an.

460 Karl Gregor von Knorring (1769–1837), baltischer Adeliger; früherer Geliebter und späterer Ehemann von Sophie Tieck.

Oesterreicher herkämen, so würden sie gloriiren[461]; sie haben sich gänzlich dem Hause Habsburg ergeben und hoffen, Deutschlands Heil werde sich von daher entwickeln. Übrigens sind alle diese Hoffnungen und Glauben und Lieben nur poetisch bei ihnen zu nehmen, sie machen sich wenig aus Gott und Welt, wenn sie sich nur recht in die Höhe schwingen können und das Geld nicht mangelt. Ich habe nie unfrömmere, in Gottes Hand weniger ergebne Menschen gesehn als diese Gläubigen[462]; besonders ist in der Schwester[463] ein durchaus rebellischer Sinn, so daß man sich dadurch geneigt fühlt, auch das, was sie nicht unmittelbar selbst verschuldet, sondern durch Krankheit und dergleichen über sie verhängt wird, für ein Gericht des Himmels zu nehmen. Die drei Geschwister, jedes mit großem Talent ausgerüstet, in der Hütte eines Handwerkers geboren[464] und im Sande der Mark Brandenburg, könnten eine schöne Erscheinung seyn, wenn nicht diese Seelen und Leib verderbliche Immoralität und diese Irreligiosität in ihnen wäre. Die Bernhardi hat einen Knaben von 6 Jahren[465]; dem ist das Beste was sie haben eingeboren, so weit sich das jetzt beurtheilen läßt; ein herrliches Kind, das mir oft noch das Herz für sie beweget und das Schelling über alle Maße lieb hat. Da sich so ein Kind mehr durch Rede wie durch Handlungen rühren läßt, indem es die letzten nicht übersieht und einsieht, so hat er auch nur allen Honig der Rede in sich gesogen; ist durchaus edel in Gesinnung, heroisch und tapfer, spricht und drückt sich aus über seine Jahre, dabei hat er das mimische Talent seines Onkels, und eine unglaubliche Gewandtheit und Anstand des Körpers. Es ist etwas von einem Komödianten in ihm, doch gewiß auch ein tieferes und sehr gutes Prinzip, möge es der Himmel behüten! Es thut ihm freilich jetzt schon Schaden, daß er so oft die bittern und heftigen Ausfälle gegen andere Menschen, welche gegen seine Mutter gefehlt haben, in ihrem Sinn, anhören muß und vielleicht obendrein angewiesen wird, sich nichts davon merken zu lassen. –

Neben allen seinen Planen, die sich auf die Wirklichkeit beziehen, hat er auch den Kopf voll von Poesien, die er für wirklich hält, er ist fest überzeugt, daß sein Oheim und der König Rother[466] viele Riesen zusammen todtgeschlagen haben und Rothkäppchen vom Wolfe gefressen worden, der sich als ihre Großmutter anstellte. Ein Dichter will er nicht werden, sondern ein Feldmarschall, und da ihm Sch[elling] das Dichterleben anpries, sagte er – wie? Du wolltest nicht lieber Deine Finger mit Blut als mit Dinte gefärbt sehn? – und das war eine Combination die ganz aus ihm selbst kam. – Auch dieser arme Knabe ist sehr krank gewesen. Er heißt Felix und hat braune Augen und blondes Haar, wie die Mutter, vom Vater

[461] „Gloriiren“ = Erfolg haben.
[462] Die Geschwister Tieck.
[463] Sophie Bernhardi-Tieck.
[464] Der Vater der Geschwister Tieck war Seilermeister in Berlin.
[465] Diesen Sohn, Felix Theodor (1802–1885), hatte Sophie dem damaligen Noch-Ehemann Carolines, August Wilhelm Schlegel, 1802 unterschieben wollen. Schlegel glaubte ihr und bemühte sich, die Scheidung zu beschleunigen. Vgl. Roßbeck, S. 209.
[466] Hauptfigur eines mittelhochdeutschen Epos aus dem 12. Jahrhundert.

keinen Zug, so daß er eigentlich keinen Vater zu haben scheint, auch weiß er nicht, daß er einen hat. Bernhardi ist nur der dicke Herr für ihn. Den ältesten[467], den dieser mitgenommen, scheint sie schon vergessen zu haben. Von Tieks Frau[468] ist nie die Rede, die Bernhardi haßt sie so, daß sie, wie sie mir sagte, ihren Bruder nicht nach ihr gefragt hat. Mir sagte er zu Anfang, sie wäre bei ihrer Mutter in Schlesien und er hätte noch eine kleine Tochter bekommen. Nach der Bernhardi ihren Insinuationen[469] hat die Tiek während ihres Mannes früherer Abwesenheit mit Burgsdorf[470] gelebt, auf dessen Gute (Ziebingen[471]) Tiek auch nachher sich ernähren ließ. Sie behauptet, daß dort überhaupt eine Art von Gemeinschaft der Weiber eingeführt war. Drei Gräfinnen Finkenstein wohnen in der Nähe, aber unverheirathet.[472] Friedrich Schlegel nannte daher T. den Hausfinken. Wie es damit steht, weiß ich nicht, habe auch nicht Ursache von der Ungeschmeidigkeit der Tiek ähnliches zu vermuthen, bei alle dem sollen sie so gut wie getrennt seyn. Wo T.[473] von hier hin gehn wird, sehe ich auch nicht ab, da Burgsdorf heirathet, was solchem guten Leben ein Ende macht. Es ist wohl möglich, daß sie mit Ansiedelungsplänen hergekommen sind, aber sie haben sich bald um die Möglichkeit des Gelingens gebracht. Wunderbarerweise hat Tiek da einen Beschützer gesucht und gefunden, wo man es am wenigsten erwarten konnte, in Jakobi[474] nämlich. – Von Große[475] habe ich nie etwas gehört. Er muß sich ganz im Gedränge verloren haben. Von der Nuys[476] auch seither nichts; schwerlich wird sie aber unter den jezigen Umständen in Wien geduldet werden, da sie sich auf den Schuz des französischen Gesandten gegen die Polizei schon einmal berufen hat. Friedr. Schlegel ist auch in Wien, er ist wie zum katholischen Glauben zum Hause Oestreich übergetreten.[477] Wilhelm[478] scheint doch unter seiner Aegide, das heißt

---

[467] Sophies älterer Sohn Wilhelm Bernhardi (1800–1878).

[468] Tieck hatte 1798 Amalie geb. Alberti (1769–1837) geheiratet, die allerdings längere Zeit getrennt von ihm lebte. Aus einer Verbindung mit Wilhelm von Burgsdorff, Tiecks Freund und Gönner, stammte die 1806 geborene Tochter Amalie, die Tieck als sein eigenes Kind anerkannte.

[469] „Insinuationen“ = Andeutungen.

[470] Wilhelm von Burgsdorff, märkischer Adliger (1772–1822).

[471] Heute Cybinka in Westpolen.

[472] Tieck hatte enge Beziehungen zur Familie Finckenstein, die in der Nähe von Ziebingen lebte. Mit Henriette von Finckenstein hatte er eine Affäre.

[473] „T.“ = Tieck.

[474] Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819), bedeutender Schriftsteller und Philosoph, Bekannter von Caroline und Schelling in München.

[475] Gemeint ist vielleicht der Schriftsteller Karl Grosse (1768–1847), der zeitweilig in Göttingen mit Carolines Schwester Luise, der Adressatin des Briefes, verlobt war.

[476] Elisa de Nuys: Bekannte und Briefpartnerin August Wilhelm Schlegels.

[477] Friedrich Schlegel, der Bruder August Wilhelm Schlegels, war 1808 zum katholischen Glauben übergetreten und war im österreichischen Staatsdienst tätig.

[478] August Wilhelm Schlegel (1767–1845), zweiter Ehemann von Caroline, bedeutender Kritiker, Dichter, Sprachwissenschaftler, Indologe und Übersetzer, zusammen mit seinem Bruder Friedrich führender Kopf des Jenaer Dichterkreises und somit Mitbegründer der Romantik. Schlegel studierte ab 1786 in Göttingen Theologie und Philologie, wobei er von Gottfried August Bürger

unter der Aegide seiner Pallas[479], protestantisch zu bleiben, so gläubig er sonst gegen seine Freunde gesinnt ist, aber hier geht eben Glauben gegen Glauben und Einfluß gegen Einfluß auf. Dennoch ist er der reinste von allen diesen – denn ach wie sind jene von der Bahn abgewichen, wie haben sie sich sämtlich durch Bitterkeit gegen die Schicksale bestimmen lassen, die sie sich doch selber zugezogen! Friedrich[480] hat die Anlage ein Ketzerverfolger zu werden – fast soll er schon fett, bequem und schwelgerisch wie ein Mönch seyn. Ich habe sie alle in ihrer Unschuld, in ihrer besten Zeit gekannt. Dann kam die Zwietracht und die Sünde, man kann sich über Menschen täuschen, die man nicht mehr sieht, noch Verkehr mit ihnen hat, aber ich fürchte sehr ich würde mich auch über Friedrich entsetzen. Wie fest, wie gegründet in sich, wie gut, kindlich, empfänglich und durchaus würdig ist dagegen der Freund geblieben, den ich Dir nicht zu nennen brauche.[481]

Constant hat aus den drei Wallensteinen Einen schlechten fabrizirt,[482] in Gehalt und Versen unausstehlich. Das nennen sie nun den Deutschen einen Dienst erzeigen und auch Wilhelm Schlegel behauptet, man müsse ihm dankbar dafür seyn. Das redt er gegen sein Gewissen. Constant hätte sich nicht an etwas Poetisches machen sollen, er scheint ganz unfähig dazu, und nur von der sittlichen Seite erkennt er die Deutschen.

Es ist mir eine gar angenehme Aussicht ein Häubchen von Dir zu bekommen, eine Sache, die ich immerwährend bedarf, indem ich mich schier nicht anders mehr leiden mag – und dann freut es mich recht, daß Du Dir die Mühe genommen, dergleichen für mich zu verfertigen. Du könntest sie wohl grade zu schicken – Perthes[483] hat auch weiter keine Gelegenheit, denn die *Weltseele*, die er zum drittenmal auflegt, wird in Jena gedruckt.

Jemand der aus Wien kommt sagt, daß alle Truppenbewegungen über Böhmen und nach Italien zu gehen, hieher ganz und gar nicht. Die Gallerie in Dresden ist auch schon eingepackt.

---

gefördert wurde und der Familie Michaelis begegnete. Obwohl es zunächst nicht zu einer dauerhaften Beziehung zu Caroline kam, blieb er mit ihr in Briefkontakt, bis er sie 1796 heiratete und mit ihr nach Jena ging. Nach der Scheidung 1803 wurde er zunächst Sekretär von Madame de Stael, später Professor für indische Philosophie in Bonn.

[479] „Pallas" = Pallas Athene, die griechische Göttin der Weisheit. Gemeint ist hier in ironischer Brechung die französische Schriftstellerin Germaine de Stael (1766–1817, genannt Madame de Stael). August Wilhelm Schlegel arbeitete nach der Scheidung von Caroline als ihr Sekretär und war bekannt für seine unterwürfige Haltung gegenüber seiner Arbeitgeberin.

[480] Friedrich Schlegel.

[481] August Wilhelm Schlegel.

[482] Der französische Schriftsteller und Politiker Benjamin Constant (1767–1830), der Lebensgefährte von Madame de Stael, hatte 1808 unter dem Titel „Wallstein" eine Übersetzung von Schillers „Wallenstein" in französische Verse veröffentlicht, wobei er die drei Teile in einen zusammenzog.

[483] Friedrich Christoph Perthes (1772–1843), Buchhändler und Verleger. Er hatte Schellings „Von der Weltssele" 1798 herausgebracht und war daher wohl öfter zu Besuchen bei Caroline und ihrem Mann.

Die Liebeskind[484] ist nun hier etablirt mit Mann und vier Söhnen. Der Himmel weis, sie ist nicht anmuthig, sehr alt und häßlich. Geistreich habe ich sie nie gefunden. Übrigens bringt sie sich überall glücklich an und durch.

Lebe wohl, ich habe viel heute geschwazt und erwarte nun bald von Dir wieder zu hören, besonders daß ihr alle gesund seid. Ich umarme die Kinder.

Was Wiedemann[485] nächstens wird, habe ich nicht recht lesen können – War es Rektor, nehmlich Prorektor?

A. W. Schlegel und Caroline, Gesuch um Scheidung[486]

Durchlauchtigster Herzog
Gnädigster Fürst und Herr!

Das unbegränzte Zutrauen zu Ewr. Herzogl. Durchlaucht Huld- und Gnadevolle Gesinnungen verstattet uns Höchstdenenselben die folgende unterthänigste Bitte vorzulegen.

Seitdem wir uns vor sechs Jahren mit einander verbunden haben, sind in unsern beiderseitigen Verhältnissen solche entschiedne Veränderungen eingetreten, daß wir uns in die Lage versetzt sehn, eine rechtliche Trennung unsrer Verbindung als eine gleiche Nothwendigkeit und ein gleiches Glück für uns beide, zu betrachten.

Keine Kinder[487] machen das Band unsrer Ehe für unser eignes Gefühl unauflöslich, und dieser Umstand allein reicht, selbst den Gesetzen gegenüber hin, die Bitte um Trennung eines Bandes gewähren zu machen, dessen Schutz sie besonders in Ansehung elterlicher Verhältnisse sind.

Ganz verschiedne, und in mehr als Einem Sinn divergirende Lebenszwecke, die dem Unterzeichneten zum Theil durch seine literarischen Bestimmungen, der Unterzeichneten zum Theil durch den Zustand ihrer Gesundheit, gebietend vorgeschrieben werden, machen es uns unmöglich an Einem und demselben Ort fortwährend zu leben, und verhindern jeden von uns beiden an der entschiednen Ergreifung solcher Maaßregeln, die zu seinem Besten nothwendig sind.

---

[484] Die „Universitätsmamsell" Meta Wedekind, die zusammen mit Caroline in Königstein inhaftiert gewesen war, hatte nach der Scheidung von ihrem ersten Mann den Juristen Johann Heinrich Liebeskind geheiratet, der sie bereits in Königstein besucht hatte. Mit ihm hatte sie vier überlebende Söhne. Liebeskind wurde 1808 Oberappellationsgerichtsrat in München.

[485] Christian Rudolf Wilhelm Wiedemann, Ehemann von Carolines Schwester Luise, der Adressatin des Briefes.

[486] Oktober 1802. Schmidt II, S. 342–45. Caroline und August Wilhelm versuchen, den komplizierten Amtsweg zu umgehen und wenden sich stattdessen an Carolines Landesherrn, wobei sie auf die Unterstützung Goethes hoffen, der tatsächlich den Entwurf durch eigenhändige Korrekturen verbessert (vgl. Roßbeck, S. 212). Die Scheidung wird zum 17. Mai 1803 wirksam.

[487] Auguste, das einzige Kind Carolines, das die frühe Kindheit überlebte, stammte aus der Ehe mit Böhmer und war bereits im Juli 1800 gestorben.

Obgleich diese Umstände schon seit längerer Zeit obwalten, und uns unsre Verbindung seit Jahren unter uns selbst als getrennt haben ansehn lassen, haben wir selbige doch mit allen drückenden Folgen, dergleichen zum Beyspiel die durch sie nothwendig gewordne doppelte Haushaltung ist, lieber ertragen, als einen unüberlegt raschen Entschluß fassen, oder den Schein eines solchen auf uns ziehn wollen, und glauben jetzt erst, uns der nothwendigen Rücksicht auf unsre eigne Zufriedenheit und Ruhe, die Bedingungen unsrer Wirksamkeit und unsres Lebens, sowohl, als der Rücksicht auf die Welt diese Entschließung schuldig zu seyn, der wir von unsrer beiderseitigen Übereinstimmung und gegenseitigen Achtung keinen größern Beweis als die freundschaftliche Beschließung unsrer förmlichen Trennung geben zu können glauben, nachdem unhintertreibliche und unveränderliche Umstände und Gemüthslagen uns die äußerliche Trennung nothwendig gemacht haben.

Der Weisheit Ewr. Herzogl. Durchlaucht dürfen wir es kühnlich überlassen zu ermessen, wie die verschiednen Ursachen durch ihre Zusammenwirkung und ihre Verwicklungen endlich einen Punkt der Spannung aller Umstände herbeiführen, der durchaus zu einem Entschluß auffordert und uns keinen andern als den angezeigten übrig läßt. Nicht minder zutrauensvoll dürfen wir uns an die menschlichen Gesinnungen des Gnädigsten Fürsten wenden, der einer, durch den Verlust einer geliebten Tochter aller Lebensgüter beraubten Mutter gern ihren einzigen Wunsch der Ruhe, wie dem durch seine Bestimmung zur Thätigkeit aufgerufnen Mann die vollkommne Freiheit in Ansehung ihn forthin nur beschränkender bürgerlicher Verhältnisse, aus seiner Huld ertheilen wird.

Es ist das Bewußtseyn von der Reinheit dieses Entschlusses sowohl als der Gründe unsrer Bitte, was uns den Muth giebt, dieselbe unmittelbar an die höchste Person Ewr. Herzogl. Durchlaucht zu richten. Die Vorsehung hat auch darum Fürsten angeordnet und mit ihrer Macht bekleidet, damit in Fällen, wo die Formen der äußern Gesetzgebung die Gründe, welche in innern Zuständen liegen, nicht mehr erreichen, in der sichtbaren Welt eine Persönlichkeit sey, in deren Beurtheilung sie mit Vertrauen niedergelegt werden können, und die über sie aus höherer Macht entscheide.

Diese allgemeine Betrachtung, wie die besondre, in dem gegenwärtigen Fall eintretende, daß der gewöhnliche Gang der Entscheidung in solchen Angelegenheiten dem Gelehrten, der sich ihr unterwerfen muß, einen unersetzlichen Zeitverlust zuzieht, daß die sonst nothwendigen Formen der bürgerlichen Gerichte aus Ursachen aufgestellt sind, welche bey uns nicht eintreten, ist der Grund, der uns, wir wagen es zu hoffen, auch in den Augen Ewr. Herzogl. Durchlaucht rechtfertigen wird, wenn wir unsre Trennung, anstatt durch die gewöhnlichen Formalitäten, unmittelbar aus den Händen und dem höchsten Willen Ewr. Herzogl. Durchlaucht, und ohne Persönliches Erscheinen vor der geistlichen Gerichtsstelle, zu erlangen hiermit unterthänigst bitten.

Was uns der huldvollen Gewährung dieses Gesuchs noch mehr versichert, ist, daß Ewr. Herzogl. Durchlaucht auch schon früher ein Beyspiel dieser Gnade zu geben geruht haben, so wie, daß die völlige Übereinkunft unsrer Seits nicht nur in Ansehung des Hauptentschlusses, sondern auch der Auseinandersetzung unsrer oekonomischen und andern Angelegenheiten, deren Regulirung ebenfalls in andern Fällen nur durch bürgerliche Gerichtshöfe geschehn kann, uns für uns selbst von der Nothwendigkeit zu ihnen unsre Zuflucht zu nehmen frei spricht.

Die Gnade, welche Eure Herzogl. Durchlaucht uns durch Gewährung unsrer unterthänigsten Bitte erzeigen, werden wir Zeitlebens mit dem größten Dank verehren, so wie wir in tiefster Devotion verharren.

Ewr. Herzogl. Durchlaucht unterthänigste

Berlin, Jena A.W.S C.S. geb. M.

Therese Heyne



Abb. 13: Therese Huber, geb. Heyne (um 1820)

Therese Forster-Huber, geb. Heyne

Kurzbiographie

Marie Therese Heyne wurde am 7. Mai 1764 in Göttingen als Tochter des Altphilologen Christian Gottlob Heyne, Professor für Beredsamkeit und Leiter der Universitätsbibliothek, geboren.[488] Der Vater galt als der einflussreichste Lehrende seiner Zeit an der neugegründeten Universität Göttingen; unter seiner Leitung wurde die Bibliothek von 60 000 auf 200 000 Bände erweitert. Die Mutter, Therese, geb. Weiß, Tochter eines berühmten Lautenisten, war bei Eheschließung im Jahre 1760 bereits 30-jährig, also nach den Maßstäben der Zeit in ziemlich fortgeschrittenem Alter, aber in Haushaltsführung und Kindererziehung wohl recht unerfahren. Als mittleres Kind zwischen Bruder Carl und Schwester Marianne fühlte sich Therese von ihren Eltern zeitweilig ungeliebt und unverstanden. Ihre Bildung, die sie unter anderem durch verschiedene Studenten erfuhr, die mit Hilfe von Lehrstunden ihr mageres Budget erweiterten, war autodidaktisch, sprung- und lückenhaft .

[488] Zur Biographie wurden vorwiegend folgende Beiträge herangezogen: Andrea Hahn (Hg.): Therese Huber. Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe. Ein Lebensbild in Briefen und Erzählungen zwischen Aufklärung und Romantik. Berlin 1989; Andrea Hahn: Therese Huber, geborene Heyne. In: Traudel Weber-Reich (Hg.): „Des Kennenlernens werth". Bedeutende Frauen Göttingens, Göttingen 1995 (3. Aufl.), S.72–86; Andrea Hahn: „Wie ein Mannskleid für den weiblichen Körper." Therese Huber (1764–1829). In: Karin Tebben (Hg.): Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Göttingen 1998, S. 103–131; Ludwig Uhlig : Georg Forster, Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers, Göttingen 2004; Ulrike Bergmann: Die Mesalliance. Georg Forster: Weltumsegler, Therese Forster: Schriftstellerin. Frankfurt, Wien, Zürich 2008.



Abb. 14: Therese Heyne (um 1778)

1776 starb die Mutter, die angeblich bis zu ihrem Tod eine innige außereheliche Beziehung zu Johann Nikolaus Forkel, dem späteren Ehemann von Meta Wedekind, unterhielt, an Tuberkulose. Um die vernachlässigte Erziehung aufzubessern, gab der Vater Therese daraufhin in ein französisches Pensionat in Hannover, „...wo sie nicht etwa systematischen Unterricht im heutigen Sinn erhielt, sondern die für Höhere Töchter der Zeit standesgemäße Unterweisung in französischer Konversation, in Zeichnen, Tanzen und Musik...“.[489] Dort wohnte sie bei Hofrat Georg Friedrich Brandes, dessen Tochter Georgine 1777 die zweite Ehefrau Professor Heynes wurde. Die junge, stilsichere und gebildete Stiefmutter wusste ein gutes Verhältnis zu ihrer Stieftochter aufzubauen.[490]

[489] Vgl. Hahn in Weber-Reich, S.75.
[490] Vgl. Bergmann, S. 83.

Die frühe große Leidenschaft Thereses war das Lesen; sie benutzte die Bibliothek des Vaters, las freigeistige Schriften, Vorlesungsprotokolle und Werke aus Archäologie, Naturgeschichte, Politik und Staatengeschichte sowie aus Anatomie und Medizin. Eine Reise in die Schweiz mit dem Ehepaar Blumenbach[491] brachte ihr 1783 auf der Durchreise in Weimar die Begegnung mit Goethe, Herder und Wieland und später mit Lavater und Pestalozzi.



Abb. 15: Georg Forster (1785)

1779 kam der Weltumsegler und Schriftsteller Georg Forster nach Göttingen. Er hatte mit James Cook die Südsee besegelt, dabei Tahiti kennen gelernt und nach seiner Rückkehr nach Europa in Kassel für sieben Jahre eine Professur für Natur-

[491] Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840), ein bedeutender Göttinger Naturforscher und Arzt, war mit Louise Amalie (1752–1837), der Schwester von Thereses Stiefmutter Georgine, verheiratet.

kunde übernommen.[492] Als gern gesehener Gast im Hause Heyne lernte er Therese bald kennen und schätzen. Der Verlobung mit ihr 1784 folgte am 4. September 1785 die Hochzeit, die vermutlich keine echte Liebesheirat (das Brautpaar kannte einander vornehmlich aus dem Briefwechsel), sondern eher eine Loslösung vom und Unabhängigkeitserklärung an das Elternhaus war. Sie bot zugleich Therese die Möglichkeit, der gespannten Situation in ihrer Heimatstadt zu entkommen.[493] Denn zwischen Verlobung und Eheschließung hatte sie eine stürmische Affäre mit Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer begonnen, einem jungen Bibliothekar und Privatdozenten, der allerdings in Göttingen mehreren Damen gleichzeitig sehr galant den Hof machte. Unter anderem verdrehte er Caroline Michaelis und ihren Schwestern den Kopf.[494]

Vor seiner Heirat hatte Georg Forster für die Dauer von acht Jahren – bei gutem Gehalt und der Ablösung seiner in Kassel gemachten Schulden – eine Professur im fernen Wilna[495] erhalten, wohin das Ehepaar Forster nun reiste. Nach nur zwei Jahren der Lehrtätigkeit ließ Georg Forster diese jedoch wieder aufheben. Hierfür mochten Unzufriedenheit im Lehrauftrag, die mangelnde gesellschaftliche Integration und erneute finanzielle Engpässe die Gründe gewesen sein. Am 10. August 1786 war in Wilna die erste Tochter, Therese, geboren worden. Zu dritt kehrten die Forsters nun für eine kurze Zeit nach Göttingen zurück. Die zweite Tochter, Claire, kam dann am 21.11.1789 in Mainz zur Welt, wohin die Familie im Oktober 1788 übergesiedelt war. Hier hatte Forster – nach geplatzten Expeditionsplänen für den russischen Zaren – die Stelle eines Oberbibliothekars angenommen.

Sehr bald begann Therese, deren Ehe seit längerem kriselte, in Mainz eine intensive, innige Liebesbeziehung zum Legationssekretär und erfolglosen Dichter Ludwig Ferdinand Huber. Dieser Verbindung entstammten möglicherweise auch bereits zu diesem Zeitpunkt ein oder zwei weitere Kinder von Therese, die jedoch beide das Säuglingsalter nicht überleben sollten. Forster, der die Beziehung seiner Frau zu Ferdinand Huber schweren Herzens tolerierte, sogar eine „ménage à trois" vorgeschlagen hatte, musste dennoch sehr bald das Ende seiner Ehe begreifen. Als französische Truppen in Mainz als Folge der Revolution einmarschierten und die erste Republik auf deutschem Boden gründeten, schloss er sich im November 1792 den Jakobinern an. Zwischen Frankreich einerseits und Österreich, Preußen und einigen Kleinstaaten andererseits entbrannte als Ergebnis des republikanischen Bestrebens ein Krieg, dessen Wirren Therese Forster mit ihren Töchtern Claire und Therese zur Flucht über Straßburg in die Schweiz nutzte, wohin ihr Ludwig Ferdinand Huber alsbald folgen sollte. Zu einer Scheidung von Georg

---

492 Vgl. Uhlig, S. 116–135.
493 Vgl. Uhlig, S. 186.
494 Vgl. Bergmann, S. 144–150 sowie unsere Kurzbiographie zu Caroline.
495 Wilna = heute Vilnius, die Hauptstadt Litauens. Die Stadt gehörte bis ins 18. Jahrhundert zu Polen, ab 1795 zum russischen Kaiserreich.

Forster sollte es aber nicht mehr kommen, da dieser, 40-jährig, am 10. Januar 1794 in Paris unter ärmlichsten Bedingungen vermutlich an einem Schlaganfall verstorben war.



Abb. 16: Ludwig Ferdinand Huber (1784)

Der schnellen Eheschließung mit Ludwig Ferdinand Huber im April 1794 folgte die gemeinsame Wohnsitznahme in Bôle bei Neuchâtel, wo in den darauf folgenden Jahren drei von sechs Kindern zur Welt kommen sollten, wovon jedoch nur eins, Tochter Louise, das Erwachsenenalter erreichte. Da Therese und Ludwig Huber bei ihren überstürzten Abreisen aus Mainz all ihren Besitz zurückgelassen hatten und das Budget äußerst knapp war, begann sie nun selbst Erzählungen und Romane zu schreiben, die jedoch unter dem Namen ihres Mannes veröffentlicht wurden. Der Verleger Cotta druckte 1794 als Erstveröffentlichung ihren Roman „Abentheuer auf einer Reise nach Neu-Holland", in dem Therese in der Hauptfigur wohl Züge ihres verstorbenen Ehemanns Forster eingearbeitet hatte. (Wir drucken Auszüge aus dieser Erzählung ab.) 1795/96 brachte Cotta auch in zwei Bänden Thereses umfangreichen Roman „Die Familie Seldorf" heraus, der sich mit der Französischen Revolution auseinandersetzte.

Im Februar 1798 wurde Ludwig Huber Mitredakteur der Zeitung „Neueste Weltenkunde", die ebenfalls bei Cotta in Tübingen erschien, bald jedoch dort verboten wurde und unter dem neuen Namen „Allgemeine Zeitung" in Stuttgart unter der Leitung Hubers wieder aufgelegt wurde. Mehr als sechs Jahre, bis zum April 1804, lebte die Familie nach kurzem Aufenthalt in Tübingen dann in Stuttgart. Als auch hier die Zeitung verboten wurde, zogen die Hubers mit weiteren

zwei Kindern, die dort geboren worden waren, nach Ulm um, das damals zu Bayern gehörte. Hier erlangte Ludwig Huber die Position eines Landesdirektionsrats der Provinz Schwaben im Bereich Schulwesen. Gleich nach dem Umzug wurde Ende April Thereses zehntes Kind, Clémence Lavinia, geboren, das aber nur wenige Wochen leben durfte. Bereits im darauffolgenden August musste das Ehepaar Huber den Verlust einer weiteren kleinen Tochter hinnehmen. Nach einer Reise in Erbschaftsangelegenheiten nach Leipzig im Herbst desselben Jahres starb ganz überraschend auch Ludwig Ferdinand Huber an Tuberkulose.

Nach diesem Schicksalsjahr übersiedelte Therese zunächst nach Stoffenried und 1807 schließlich nach Günzburg, wo sie mit ihren beiden jüngsten Kindern, Louise und Victor Aimé, in der Familie ihrer verheirateten Tochter, Claire von Greyerz, lebte. Das weiträumige Schloss Günzburg, der Dienstsitz des Schwiegersohns, Gottlieb von Greyerz, bot der Familie mit nun drei Generationen reichlich Platz.

Therese hatte sich schon seit längerer Zeit ausführlich mit pädagogischen Fragen beschäftigt, aktuelle Literatur dazu gelesen und die Modellschulen von Pestalozzi und anderen Reformpädagogen besichtigt. Nun erwog sie ernsthaft, ihren Lebensunterhalt als Leiterin eines Erziehungsinstitutes zu verdienen. Doch die entsprechenden Pläne zerschlugen sich – und letztlich zog sie es auch selbst vor, mit Hilfe ihrer Schreibkunst zu belehren und zu erziehen.[496]

So weitete Therese in Günzburg ihr literarisches Schaffen deutlich aus. Eine kurze Zeit lang veröffentlichte sie ihre Werke noch als „L. F. Huber“, dann wurde sie unter eigenem Namen zu einer der meistgelesenen Autorinnen ihrer Zeit und zu einer der ersten Berufsschriftstellerinnen Deutschlands.[497] Im August 1816 holte Cotta sie wieder nach Stuttgart, wo er ihr die Redaktion des „Kunst Blatt“ und wenig später die redaktionelle Verantwortung für das weitverbreitete „Morgenblatt für gebildete Stände“ übertrug. Mit viel Energie, konkreten Veränderungsplänen jedoch auch einer gewissen Dominanzsucht füllte sie ihren Posten – nicht ohne anzuecken – aus und steigerte die Auflage des Blattes auf 1800 Exemplare.

Als Cotta das „Morgenblatt“ 1823 nach Augsburg zu verlegen plante, zog Therese infolge dieses Vorhabens dorthin um. Cotta beließ es jedoch bei der Planung der Verlegung. Die Redaktion des Blattes arbeitete weiterhin in Stuttgart, von nun an allerdings ohne die „schwierige“ Mitarbeiterin. Therese Huber geriet durch diesen Akt Cottas ins berufliche Abseits und bald nach ihrem Tod auch in Vergessenheit bei ihren Lesern und innerhalb der literarischen Welt.[498]

---

[496] Vgl. Hahn in Tebben, S. 119.
[497] Vgl. Hahn in Tebben, S. 103.
[498] Vgl. Hahn in Weber-Reich, S. 84.

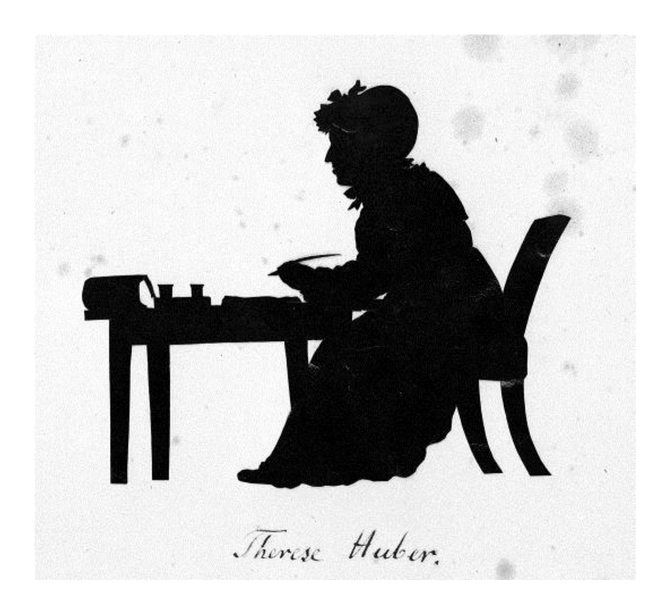


Abb. 17: Therese Huber (Scherenschnitt, undatiert)

Am 15. Juni 1829 starb sie, 65-jährig, verbittert und fast erblindet, in der Familie ihrer Tochter Claire von Greyerz in Augsburg.[499]

Das umfangreiche literarische Erbe der Therese Huber umfasst nicht nur Romane, Erzählungen und Reisebeschreibungen, Rezensionen und Essays, sondern auch eine immense Anzahl von Briefen, die sie an Familienmitglieder, Freunde, Freundinnen und bekannte Persönlichkeiten ihrer Zeit gerichtet hat. Diese Briefe sind ein lebendiges Zeugnis ihres turbulenten Lebens, der politischen Entwicklung ihres Landes im Einfluss der Französischen Revolution, der Auseinandersetzung mit der sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Situation der Gesellschaft und einzelner Persönlichkeiten sowie der analytischen Betrachtung literarischer Neuerscheinungen des frühen 19. Jahrhunderts.[500]

In ihren Romanen und Erzählungen sind es vor allen Dingen die Frauengestalten, die uns auch heute noch gefallen, die uns beeindrucken und in uns uneingeschränkte Empathie auslösen. Oftmals sind es Frauen, die in ihrer Tugendhaftigkeit zwar dem Weiblichkeitsideal der damaligen Gesellschaft entsprechen, doch die gleichzeitig ihrer Liebe, ihrer Leidenschaft und der Verwirklichung eigener Pläne zu leben bestrebt und deshalb versucht sind, sich – zumindest innerlich –

---

[499] Vgl. Hahn in Tebben, S. 103f.

[500] Vgl. Therese Huber: Briefe, hg. von Magdalene Heuser, Tübingen 1999ff (9 Bände).

aus den starren Rollenvorgaben und gesellschaftlichen Zwängen ihrer Zeit zu befreien.[501]

Die Hauptdarsteller ihrer Werke sind fast ausschließlich Frauen im „Konflikt zwischen Leidenschaft und Pflicht, zwischen Verweigerung und Einordnung in die Gesellschaft, den sie aus eigener Erfahrung nur zu gut kannte".[502] Wir können somit davon ausgehen, dass Therese Huber in erster Linie für ein Frauenpublikum schrieb, auch wenn sie ihre Romane lange Zeit unter dem Namen ihres Mannes veröffentlichte. Dieser war im Schweizer Exil vorerst ohne Ämter und Stellung, sodass die damit verbundene chronische Geldnot der Familie Therese veranlasste, neben zahlreichen Übersetzungen für ihren Mann selbst schriftstellerisch tätig zu werden. In den Jahren 1793–1798 entstand in der Schweiz eine wahre Flut von Romanen und Erzählungen, deren Ertrag die wirtschaftliche Not lindern half und Therese den späteren Weg in die Redaktion der Cottaschen Zeitung bahnte. In ihrer Funktion als Redakteurin wird sie noch heute als eine Art „Urmutter" der modernen Journalistinnen gewürdigt.[503]

Mit der hier getroffenen Auswahl versuchen wir einen repräsentativen Querschnitt durch Thereses Werk zu geben. Die Briefe bezeugen ihren hohen Grad an intellektueller Bildung[504] und lassen ihre Fähigkeit zur brillanten psychologischen Analyse erkennen. Mit bemerkenswerter Offenherzigkeit für eine Frau ihrer Zeit beschreibt sie die sexuelle Problematik ihrer Ehe mit Georg Forster und die daraus folgende Trennung von ihm. Die kürzeren Prosatexte und Ausschnitte aus einem längeren Roman (Neu-Holland) zeigen ihre literarische Gestaltungskraft, ihre Sprachgewandtheit, ihr Interesse an pädagogischen Fragen und immer wieder den Zwiespalt ihrer weiblichen Figuren zwischen Leidenschaft und gesellschaftlicher Konvention.

[501] Vgl. zu dieser Spannung, die aus Thereses widersprüchlicher Haltung zum Miteinander von Mann und Frau erwächst: Petra Wulbusch: Therese Huber und Emil von Herder. Zum Geschlechterdiskurs um 1800. Tübingen 2005, bes. S. 179–198.

[502] Hahn in Weber-Reich, S. 77f.

[503] Internet-Einträge über Thereses Leben und Wirkung werden gerne mit diesem Titel versehen. Vgl. zum Beispiel: https://auslassungspunkte.wordpress.com/2009/05/07/urmutter-der-journalistinnen/.

[504] Vgl. die Bewertung durch Wilhelm von Humboldt, zit. bei Hahn in Weber-Reich, S. 85.





Abb. 18 und 19: Therese Heyne und Georg Forster
(Tonskulpturen von Bernd Löning, 2013)

Briefe

An Samuel Thomas Soemmering[505] in Mainz[506]
Wilna, 20. Februar 1786, Montag

Wilna[507] am 20. Februar 1786

Ihre beiden Briefe, sowohl der an Forster, als der an mich, haben mir sehr viel Vergnügen gemacht. Sie sind Forsters´s bester Freund, aber auch der einzige seiner Freunde, der so oft an ihn denkt und seinen Verlust so deutlich empfindet. Sie schreiben ihm doch Briefe, die, wo Briefe das je können, die Stelle einer Unterredung vertreten. – Sie sind gütig, daß Sie Antheil an meiner jetzigen Lage nehmen[508], und der Muth, den Sie mir einsprechen, ist mir gar sehr willkommen, denn so wie ich das unerfahrenste Geschöpf unter der Sonne bin, so bin ich auch das furchtsamste, sobald es auf dauernden Schmerz ankommt. Meine Gesundheit ist durch die Doctoren verderbt, und meine Nerven durch Anlage nie stark, durch Kummer und Heftigkeit geschwächt. Ein Winter, so zugebracht wie der vorige bei der verstorbenen Schneider[509], könnte eine gewöhnliche Wärterin krank machen; da mein Gefühl noch mehr als mein Körper an Ermüdung litt, war er mir gewiß noch zehnfach nachtheiliger. Grimm[510] hat mir meine Gesundheit gerettet. (...) Grimm zankte über meine Heftigkeit, verwies mir meine Heftigkeit, Reizbarkeit, gestand mir, daß ich so weder auf Gesundheit noch langes Leben hoffen dürfte – warf alle Medicin zum Teufel, verschrieb mir Diät und Ruhe, und heiterte mich in meiner traurigen Lage auf, so gut er konnte. Fischer[511] folgte seiner Vorschrift, gab mir beinahe nichts – und meine Schwangerschaft[512] abgerechnet, bin ich jetzt gesunder, als ich seit beinahe vier Jahren war. Vor dem Tod – so gern ich mit und

[505] Der Naturforscher und Arzt Samuel Thomas Soemmering (1755–1830) ist Georg Forsters engster Freund, der nach der Verlobung Forsters mit Therese den brieflichen Verkehr zwischen den Verlobten vermittelt. Die Ehe wird am 4.9.1785 geschlossen.

[506] Die nachstehenden drei Briefe wurden folgender Ausgabe entnommen: Therese Huber, Briefe Bd.1: 1774–1803; Bearbeitet von Magdalene Heuser, Tübingen 1999. Hier: Brief Nr.105, S. 208–210. Die Fußnoten basieren vorwiegend auf den Anmerkungen der Ausgabe sowie auf folgenden Werken: Ludwig Uhlig: Georg Forster, Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers, Göttingen 2004 und Ulrike Bergmann: Die Mesalliance. Georg Forster: Weltumsegler, Therese Forster: Schriftstellerin. Frankfurt, Wien, Zürich 2008 sowie Sigrid Damm (Hg.): Caroline Schlegel-Schelling: „Lieber Freund, ich komme weit her schon an diesem frühen Morgen“. Briefe. Darmstadt 1988.

[507] Nach der Eheschließung war das Ehepaar Forster im Herbst 1785 nach Wilna (heute Vilnius) gezogen, das damals zu Polen gehörte.

[508] Therese erwartete ihr erstes Kind, litt unter heftiger Schwangerschaftsübelkeit und fürchtete die Gefahren der Geburt. Vgl. Bergmann, S. 155–58.

[509] Therese betreute die Freundin Auguste Schneider bis zu deren Tod im Frühjahr 1785 in Gotha.

[510] Johann Friedrich Karl Grimm (1737–1821), herzoglicher Gothaer Leibarzt.

[511] Johann Heinrich Fischer (1759–1814), Medizinprofessor aus Göttingen.

[512] Am 10. August 1786 wird die erste Tochter Marie Therese Forster in Wilna geboren.

für Forster lebe, fürchte ich mich nicht, er ist das geringste Übel, weil wir´s nicht leiden, sobald es wirklich da ist, aber geschwächte Gesundheit oder ein kränkliches Kind könnte mein Glück freilich vernichten. Ich hoffe das Beste und wünsche nur, daß Forster nicht allein sein möchte, wenn für ihn das Schlimmste geschieht. Mein lieber Freund, Sie wissen nicht ganz, wie sehr wir für einander leben. Ich habe schon viele Freuden meines Lebens verloren, und sie waren meist Täuschung, und wurden wieder ersetzt; das Glück, das ich durch Forster genieße, ist nicht Täuschung, es kann mir nie mehr ersetzt werden, und doch würde ich suchen, der Welt noch nützlich zu sein nach seinem Tode und das Leben zu ertragen. Aber er, mein guter Sömmering! – sehen Sie, ich erschrecke, wenn ich denke, was hier aus ihm werden müßte? Es ist nicht ganz weise, seine Glückseligkeit an einen, einen Menschen zu ketten, und die ganze übrige Welt durch ihn zu genießen. Und doch ist dieses Glück das höchste, so lange es genossen wird.

Sie schreiben meinem Mann, daß unpartheiische Leute nicht begreifen können, wie ich mit Forster glücklich leben könnte. Das glaube ich wohl. Es hat mich niemals jemand begriffen, außer meiner Mutter[513], weil sie alle meine Handlungen sah. Meine Lage war von der Lage anderer Mädchen so verschieden gewesen, wie meine Erziehung, und mein Schicksal, Unschuld und Stolz verhinderten mich, je einen Schritt heimlich zu thun; was ich für unsträflich hielt, that ich öffentlich, ließ mir die Cour machen, lachte, lärmte; und heimlich lästerte man mich für öffentliche Unbefangenheit. Mein Verdienst als ein interessantes Mädchen, und der Eigensinn, das Schicksal, brachte mich in Lagen, die man gewöhnlich nur in Romanen findet, wo ich nur mit geradem Menschensinn, ohne Intrigue handelte, und also wieder unbegreiflich ward. Um wirkliches Uebel zu vermeiden, opferte ich das QU´EN DIRA-T-ON?[514] auf, und ward falsch beurtheilt. Wer mich genau gekannt hat, und wäre er ein Schurke, muß mich hoch achten. Ich habe in Gegenwart meines Mannes über keinen Augenblick meiner Jugend zu erröthen und kann stolz sein auf die Augenblicke, wo Frau Gevatterinnen gerade ein Kreuz machen – daß meine Töchter ein Mal so etwas thäten. – Wie ich Forster heiratete, zog ich ihn allen Männern zum Gemahl vor, für ihn allein mochte ich, konnte ich alles sein, was ich jetzt zu unser beider Glück bin. Ich kenne außer ihm verschiedene Männer, die ich eben so heftig, aber nie so ruhig und zärtlich lieben könnte, und kenne keinen, der mich würde glücklich machen. Das alles wissen die Menschen nicht und konnten es nie wissen. Wenige Herzen sind groß und umfassend genug, um Verdienst zu lieben, wo sie´s finden, und deßwegen doch einzig zu lieben, wo die meisten Bande sie hinziehen.

Ihre Idee, zu uns zu kommen, ist eine grausame Versuchung. Forster wird Ihnen davon schreiben. Wir sind ganz allein hier. In Mainz sieht es also wie all-

---

[513] Gemeint ist die Stiefmutter, Georgine Brandes, die 1777 die zweite Frau Christian Gottlob Heynes geworden war. Thereses leibliche Mutter, Therese Wilhelmine Franziska, geb. Weiß war 1775 verstorben.

[514] „Qu`en dira-t-on“ = „Was werden die Leute dazu sagen?“.

wärts aus. Sie werden sehen, wie nach meines Vaters[515] Tode alles in Göttingen sinken wird. Wo sind die großen, wo die ehrlichen Männer hin aus der Welt?

Weiter, mein lieber Freund, haben Sie geäußert, sie glaubten uns eitel. Um Sie zu beruhigen, muß ich Ihnen das Gegentheil beweisen. Sie wissen selbst, daß mein Vater bei einer zahlreichen (Gott weiß, wie der Sand am Meere!) Familie[516] nur ein gutes Einkommen hat. Ich habe vom 13. Jahre an mich mit der Wirtschaft beschäftigt, immer Geld auszugeben gehabt, und habe immer wenig erhalten, da ich stets zu halsstarrig war, welches zu erbitten.

Da lernte ich früh mit wenigem auskommen. Zehn Moden konnte ich mir nicht kaufen, ich machte mir also meine Mode, die in unerhörter Simplicität bestand, und so sah ich immer – so wie Marianne[517] auch that – neumodig aus, wenn ich auch zehnmal alte Sachen hatte. Weiter ist kein Stück meines Anzugs, den ich mir nicht selbst mache, und also auch da etwas ansehnliches erspare. Meine Zimmer waren immer ohne Schmuck, sie sind´s jetzt noch mehr, denn ich habe noch keinen Spiegel. Jeder Lumpenhund SAUF LE RESPECT[518] hat hier Wagen und Pferd, sogar die Chirurgusfrau der Akademie – wir noch nicht, und werden es noch lange nicht, wenn sich nicht eine sehr günstige Gelegenheit zeigt, sie zu kaufen. Ich bin die einzige Frau in der ganzen Stadt, die zu Fuß spazieren geht, und befinde mich sehr gut dabei. –

So seien Sie ruhig. Lieben Sie Ihre Freunde. Gott gebe es, daß irgend eine Veränderung in der Lage der Sachen uns vereine.

---

[515] Professor Heyne, einflussreichster Professor seiner Zeit an der neu gegründeten Universität in Göttingen, stirbt 83-jährig 1812.

[516] Zur Zeit dieses Briefes hatte Therese zwei Geschwister aus der ersten Ehe ihres Vaters und vier Halbgeschwister aus der Ehe mit Georgine Brandes. Weitere Kinder sollten den Heynes geboren werden.

[517] Marianne Louise Charlotte Reuß, geb. Heyne (1768–1834), Thereses jüngere Schwester aus der ersten Ehe des Vaters.

[518] „sauf le respect“ = bei allem Respekt.

An Christian Gottlob Heyne in Göttingen[519]
St. Aubin, 22. März 1793, Freitag

St. Aubin, den 22.März

Ich habe durch Forster zu meinem tiefen Kummer erfahren daß Sie durch einen mir unbegreiflichen Zufall von einer Angelegenheit unterrichtet sind, die Sie nur durch Ihre Kinder erfahren sollten[520], den ewig bleibt Forster Ihr Kind, ewig bleibt er der geehrteste Mann den in jedem Betracht mein Dank und mein Leben gehört. Aber der Zufall unterrichtete Sie falsch. Mein gütiger edler Freund schreibt mir er hätte Sie sogleich von der würklichen Lage der Sachen unterrichtet, hören Sie aber auch mich.

Die Natur hat uns sinnlich nicht für Eheleute geschaffen, und mein fehlerhafter Kopf wahrscheinlich hatt sich diese Unvereinbarkeit zu Nuz gemacht um mich irre zu führen. Ich habe Forster als Mensch als Freund immer über alles geehrt, aber durch jede andere Forderung die er mit Recht an mich machte, ward ich unüberwindlich zurückgeschreckt. Seine unendliche Güte wollte Dinge in unsrer Ehe vereinen die nicht zu vereinen sind, den ein Weib darf, kann nicht eines Mannes Eheweib, und eines anderen Mannes Liebe sein.[521] Daß ich liebte, war kein Unrecht, daß hängt nicht von einen müßigen Herzen ab daß von Feuer geschaffen ist wie meines; aber daß ich sein übergütiges Nachgeben duldete, nicht gleich anfangs jedes Band zerriß, daß mein Herz und Sinne mehr hielt wie dieser edle Mann, war mein unverzeihliches Unrecht. Aber es geschah, weil Forster aus Güte, und ich aus Schwäche irrten. Meyer hat mich hingerissen, aber er wendete mich nie von Forster ab – Meyer war ein schlechter Mensch der mich verderben wollte; es gelang ihm nie. Ich war aber seitdem unendlich unglücklich. Huber hat mich nie von meinen Pflichten abgewandt, er hat Forstern nie geschadet, er hat Forsters unendlichen Werth immer geehrt, er hat mich gebeßert von einer menschenfeindlichen Denkungsart die mich nur durch finstres Wollen vom Selbstmord abhielt. Aber er sah die Unmöglichkeit mit Forster glücklich zu Leben; er sah wie meine erzwungne Falschheit Forstern selbst herab sezte. Aber wir hatten keinen Gedanken uns zu vereinigen. Wir hoften die Zeit würde alles Leidenschaftliche in uns erträglich machen, und Forster würde dann auch glücklich seyn, wenn wir nur Freunde wären. Ich kann mir das heiligste Zeugniß geben jede meiner Pflichten als Weib und Mutter heilig erfüllt zu haben. Mit diesen Bewustsein erwartete ich vor zwei Jahren vier Monate lang den langsamen Todt den mir eine

[519] Brief Nr.150, Heuser Bd.1, S. 266 – 269.

[520] Gemeint ist die endgültige Trennung von Georg Forster.

[521] Zur Zeit der Eheschließung war Therese verliebt in Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1759–1840). Zu Meyers Biographie vgl. unser Personenverzeichnis. Forster hatte versucht, diese Beziehung durch einen platonischen „Dreibund“ in seine Ehe zu integrieren. Ludwig Ferdinand Huber (1764–1804) wird Thereses große Liebe. Sie begegnet ihm erstmals 1788 bei einem Besuch in Frankfurt. Im Herbst 1788 übersiedelt er nach Mainz und wird kurz nach Forsters Tod (1794) in der Schweiz Thereses zweiter Ehemann.

Krankheit[522] versprach in die mich nur der Unaussprechliche Kummer stürzte und Jahre lang erhielt, daß ich meine Liebe und meine Pflicht nicht vereinen konnte. Wie die Franken[523] kamen, und Huber abreiste hatten wir keinen andern Gedanken. Meine Abreise war ein Zufall – alles war in Aufruhr in mir durch die Umstände um uns her; wir sahen nun die Möglichkeit einer Scheidung, die ich für eine Gewissenssache halte wenn ein Weib einen Manne nicht mehr gehören mag. Aus Angst und Unruh, um nicht allein zu handeln, ging ich zu Rougemont[524], in der Zeit wo ich noch überlegte war Forster so edel mich zu einer Erklärung aufzufordern. Ich habe kein Geheimniß mehr für ihm. Seit meiner Ehe genieß ich zum erstenmahl das Glück mit vollen reinen Zutraun ihm zu geben was ich ihm immer gern gab, und er nie zufrieden annahm – meine achtungsvolle Freundschaft. Er verzeiht unendlich großmütig meine Untreu die er immer wuste; er will mein Freund sein. Dieses ist ein Glück daß mich mehr rührt als alle Ruhe die mir die Beendigung einer 5 Jahr lang fortgesezten Verstellung gab. Meine ganze Zukunft muß angewandt sein Forstern und der Welt zu zeigen daß mich eine übelgetroffene Wahl zu einen Fehltritt führte, daß ich aber ein sittsames Weib zu sein, den Karakter habe; und das ist der Plan meines Lebens. Seit unsre Erklärung Forsters Charakter von all den Abschäulichen Qualen befreite die ich diesen geliebten Mann mit verzweifelten Herzen leiden sah, und anthat, zeigt er sich in einen Edelmut, einer weisen Güte die mich mit Ehrfurcht erfüllt. Er hat mir Kläre geschenkt, und erlaubt mir Röse zu erziehen bis er sie abfordert.[525] Sein Zutraun soll ihn nie gereun. Ich hoffe ihn immer ruhiger werden zu sehen, und seine Freundschaft immer zu verdienen.

Den Tadel der Welt fühl ich. Forsters Schmerz zerreist mich, aber da ich nicht mehr sein gutes Weib zu sein vermochte, muß ich ehrlich sein. Mein Herz wär gebrochen, wenn ich nicht die Kraft in mir gefühlt hätte durch ein rechtschaffen Leben in meiner neuen Lage, dieses alles wieder gut zu machen. Diese Kraft hält mich aufrecht, und macht mich kühn Forstern mit aller Offenheit der Freundschaft nahe zu bleiben. Unser Verhältniß war erst seit unsrer Erklärung wahr.

Von Huber sag ich Ihnen nichts als daß ich ihn liebe und ehre, und mir seine Liebe und Achtung zu erhalten hoffe. Drei Jahre der genausten Beobachtung, ein Beisammen sein in jeder Stimmung jeder Lage, muß unsrer Leidenschaft jede Täuschung genommen haben. Wir werden nicht immer lieben wie jetzt, den meine 29 Jahre haben mich nur lebhafter gemacht, aber achten werden wir uns, den Achtung hat uns einer den andern erhalten, bei eine<n> Verhältniß daß sonst alles hatte um bald zu enden.

---

522 Vermutlich ist die Erkältung mit anschließender Lungenentzündung von Ende Nov./Anfang Dez. 1790 gemeint. Vgl. Heuser, Bd 1, S. 624.

523 Am 21./22. Oktober 1792 erobern französische Truppen die Stadt Mainz.

524 George Rougemont, Staatsrat in Neuchâtel und St.Aubin ist ein Jugendfreund Thereses.

525 Forster wollte die älteste Tochter zu sich nehmen, sobald er „irgendwo festen Fuß habe“. Vgl. Heuser Bd.1, S.625.

Er war sächsischer Resident in Mainz. Der *preußische* Hof machte ihn seinen Herrn verdächtig, und dieses zog ihn Vorwürfe zu die ihn dazu berechtigten seinen Abschied zu fordern. Er hat mich seinen Eltern bekannt gemacht, hat ihnen unser Verhältniß vorgestellt und sie bewogen in Fall seines Todes mich und Forsters Kinder zu ihren Erben zu machen, um uns vor Mangel zu decken. Er hat einen Vertrag mit einen Buchhändler gemacht der ihm ein mäßiges Einkommen giebt, bis das Ende des Kriegs ihn erlaubt einen andern Weg zu nehmen, den seine Pflicht gegen seinen Fürsten ihm jetzt verbietet; oder bis das Glück ihm ein Unterkommen zeigt. Forster ist einverstanden mit mir daß wir uns bald verbinden müssen; Huber kommt im Mai hierher wenn nichts außerordentliches ihm aufhält, und alles andre hängt von unsers Großmütigen Freundes Willen und Einrichtung ab.

Meine Denkungsart über Forsters politische Laufbahn ist ganz unabhängig von meiner Liebe und meinen Fehltritt. Ich mache nie Pläne. Hätt ich Lügen und Pläne machen können, so hätt ich meine Liebe mit meiner Ehe vertragen können. Ich war falsch, aber ich konnte nie durch Lügen mir helfen. Meine süßen entschlafnen Kinder dürfen Sie und ihr theurer Vater[526] beweinen – sonst hätt ich die Scheidung gefordert. Forster wird glücklich sein – seine ungestüme Sinne brauchen bei einen andern Weibe keine Liebe, und stat eines unseeligen gefesselten Weibe hat er sich ein Geschöpf durch die Banden der heiligsten Dankbarkeit zu eigen gemacht. Ich hoffe diesen theuren Vater meiner Kinder einst glücklich wie<der> zu sehen – möchte es in den Lande sein dem er gehört, den meine ganze Denkungsart gehört!

Ich darf weiter nichts hinzusetzen mein Vater! Ich that unrecht, aber ich erniedrigte mich nie. Mein Versprechen brav zu sein thu ich mir, nicht Ihnen, ich thu es auch Forster – und ich kann nicht anders als es halten, den nur solche Umständen konnten mich gegen Geseze fehlen machen. Meine Moralität ist unbefleckt, ich war ein keusches Weib, und eine treue Mutter. Wollen Sie mir verzeihen so geben Sie mir Glück und Heiterkeit; ich ehre und liebe Sie unendlich. Sie werden Forstern befriedigt in meiner innigen Freundschaft sehen; Sie werden Röse und Klara wohlerzogen sehen; Sie werden Huber achten. Mein guter, alter, armer Vater versagen Sie sich und meinem blutenden Herzen nicht das Glück Ihre Tochter zu lieben.[527]

---

[526] Georg Forster gilt als Vater der verstorbenen Kinder, die Vaterschaft ist jedoch umstritten. Vgl. Heuser Bd.1, S.625.

[527] In seinem Antwortbrief (11.4.1793) reagierte Heyne mit schonungsloser Empörung und Missbilligung und riet seiner Tochter, entweder zu Forster zurückzukehren oder allein zu leben. Vgl. Heuser Bd.1, S. 625.

An Caroline Böhmer[528] in Gotha[529]
Neuchâtel, 25. Februar 1794, Dienstag

den 25. Febr. 1794

Dein Brief vom 28 December, glaub ich, ist uns erst am 21. Febr. in die Hände gekommen; wir begreifen diesen Aufschub nicht. Jetzt wirst Du wißen, wie traurig und unverhoft sich unser Schicksal verändert, wie schrecklich der Tod Bande zerrißen hat, die zu knüpfen so manchen fürchterlichen Kampf, so manches bittere Opfer gekostet haben. Er ruht nun im Grabe der Gute[530], unglückliche Mann – dieses Gemisch der edelsten Eigenschaften, deren Uebermaß ihn zu Fehlern verleiteten, die sein Leben vergifteten. Er hat nie meine Liebe beseßen, nie meine Sinne, aber von unsrer Verbindung an meine wehmütige Zärtlichkeit, meine bange Sorgfalt. Sein Glück war zu meiner Ruhe nothwendig, – ich war nie glücklich, und ich kannte nie Ruhe und Frieden. Ich hätte mich, und meine Liebe für Huber, seinen Glücke aufgeopfert, aber meine Liebe vertilgen konnte ich nicht – so kam der Augenblick der Erklärung – das ist nicht deutlich – hätte Forster als vernünftiger älterer Mann, als Ehemann und Freund mir gerathen und befohlen Huber nie mehr zu sehen, mich entfernt – ich hätte mich nie wiedersezt – aber zu edelmüthig dazu, zu wenig fühlend, daß ich ihn nie lieben konnte, wiedersezte er sich diesen einzigen Mittel, er wollte mein Gefühl modifiziren, und sezte mich allen Gefahren aus – Er war zu edel und zu schwach – O er war unsäglich elend, und ich war – Was ich fühlte diesen Mann oft haßen zu müßen, ihn immer zu betrügen, ihn der erste Gegenstand meiner zärtlichen Sorge und Zärtlichkeit war. Ich habe nie beten können, seit ich dencken lernte, aber in der Lebensangst meiner, leider bey verlezter Pflicht, alles überflügelnder Liebe, und den nie ablaßenden Wunsch ihm wohlzuthun hab ich oft aus Unsinn gebetet, er möchte mein Bruder sein – Wie ich heyrathete, war ich unschuldiger als ein Kind. Ich ward erst vier Wochen nach meiner Hochzeit Frau, weil die Natur uns nicht zu Mann und Frau bestimmt hatte. Ich weinte in seinen Armen und fluchte der Natur, die diese Qual zur Wollust geschaffen hatte – endlich gewöhnte ich mich daran – in Polen machte ich ihn glücklich, aber Liebe genügte ihm nicht, obschon er dort glauben muste, ich liebte ihn, den meine Briefe an Meyer[531], die er sah, störten ihn nicht, so schwärmerisch sie waren. Nun kamen wir zurück, und er wurde elend, den nun sah er, ich hatte ihn nie geliebt. Damals bot ich ihn an, bat, flehte mich von Meyer zu trennen. Er wollte nicht, wollte, ich sollte ihn lieben und Meyers Freundinn sein – Meyer hätte mich unbedingt besizen können, aber diesen Räthselhaften Menschen mochte nichts daran liegen, er wollte mich verderben, er gab mir elende Bücher zu lesen, er suchte mein Gefühl zu zernichten – und verließ uns. Forster

528 Die „Universitätsmamsell“ Caroline Michaelis lebte 1794 in Gotha als Witwe von Johann Franz Wilhelm Böhmer. 1796 heiratete sie August Wilhelm Schlegel.

529 Brief Nr 166, Heuser Bd. 1, S.285 – 289.

530 Georg Forster (geb.1754) war am 10. Januar 1794 in Paris infolge eines Schlaganfalls gestorben.

531 Siehe oben, Brief vom 22.3.1793. Zu Meyers Biographie vgl. unser Personenverzeichnis.

hatte damals meine Seele empört – er wuste, ich liebe einen Andern – er war der Vertraute meiner Unklugheit – er hätte mich einen stillen Lebensweg führen können und bestürmte mich mit Sinnlichkeit. Nun fiel ich in Verzweiflung. Ich war allen Gefühl abgestorben, und verfolgte jede Spur desselben mit fanatischer Bitterkeit. Nur Forsters Wohlstand, sein Hauswesen war meine Absicht – ihn muste ich immer, immer gut sein – er war mir theuer und werth in jeder Rücksicht, wo ich nicht sein Weib war, aber wo ich seine Sinne berührte, muste ich mit den Zähnen knirschen. Ich sah mich endlich vor eine Hündinn an, die das Männchen niederwirft – ich sah es wie die Erniedrigung der Menschheit an – ich hatte einen Grad menschenhaßender, alles Gefühl verabscheuender Bitterkeit, die seinen guten Herzen wohl meistens entging. Nun fingen wir uns zu lieben an, Huber und ich – den eh Forster nach England ging, hatten wir nie in irgend einen Verhältniß gestanden – der Zufall entdeckte unsern Herzen, wie nahe sie waren, und Forsters häusliche Ruhe war dahin. Er wird Dir ja wohl viel erzählt haben – Er war unendlich edel, gut, menschlich – aber vor dem Unglück, was ihn traf, konnte ihn nichts hüten – lieben konnte ich ihn nicht, und lieben – nun zum ersten mal aus Herz und Sinnen und Verstand – lieben muste das liebevollste Herz, daß jetzt nicht mit dem Ungestüm erster Jugend, aber der unabänderlichen Innigkeit eines gebildeten Gefühles liebte. Was er gelitten hat, weis ich – mein blutendes Herz hat es mir drey Jahre gesagt – mein Leben nahte sich dem Grabe vor Schmerz – mein George[532] trank den Tod an meiner Brust, weil ich im Kummer lebte – Und wie konnte sich seine mißverstehende Güte zu den Schritte entschließen, den meine glühende Liebe nicht zu fordern vermochte. Hätte er mich von Ferdinand trennen wollen, ich hätte mich nie wiedersezt – ich habe es ihm dreymal angeboten, aber sein Herz war zu weich. – Im Nov. sahen wir ihn[533] – wir wären nun glücklich gewesen. Warheit und Liebe vereinte uns. Er sah uns ihm mit den denkbarsten Vertrauen entgegen kommen, er sah uns glücklich, vereint, liebend – kein Betrug, keine Lüge, aber der kindlichste Wetteifer ihm wohlzuthun, ihm zu danken. Er wuste aus meinen Munde meine ganze Schuld. Könnte ich Dir seine Briefe seit den Entschluß zu unsrer Trennung zeigen! Wärst Du Zeuge unsres Beysammenseins gewesen – Wir hoften dieses Jahr nach Frankreich zu gehen und in seiner Nähe zu leben – er fühlte sich beraubt, er fühlte ein großes Opfer gebracht zu haben, aber er fühlte sich belohnt. In aller Achtung für seinen Karakter, zu aller langgewohnten Zärtlichkeit, zu aller Wehmuth langbegangner Schuld, kam nun in meinen Herzen das kindlichste Vertrauen, der innigste Dank. Sieh Du – Du wirst es verstehen – er war uns, was den Christen ihr Gott ist – wir musten um seinetwillen

---

[532] Am 21.4.1792 war der erste Sohn Johann Georg Karl Forster geboren worden, der nach nur drei Monaten starb. Der Volksglaube schrieb der psychischen Verfassung einer Frau Auswirkungen auf ihre Milch und somit auf das gestillte Kind zu. Vgl. Heuser Bd. 1, S.642.

[533] Auf Wunsch Georg Forsters gab es in Travers in der Schweiz im November 1793 ein Treffen L.F. Hubers und Therese (mit den Töchtern Therese und Claire) mit G. Forster, bei dem ein mögliches Übersiedeln der „Hubers“ nach Paris erwogen wurde.

fromm und glücklich sein, das durch ihn erkaufte Leben muste uns heilig sein. O wahrlich, wahrlich, wir hätten ihn beglückt, und er starb.

In Deinem Brief ist manches unversöhnliche, das mein trübes Herz nicht versteht, aber in mir ist nichts, was mich abhält vor Dir, die Du ihn kanntest[534], meinen unaussprechlichen Schmerz auszuschütten. Die Zeit wird ihn lindern – ich mache ihn mir nicht zur Pflicht, aber jetzt ist die Scene seines einsamen Todes der Grund, auf dem jede Farbe der Gegenwart sich trübt, und in Zukunft umsonst ihren Pinsel ansezt – ich höre seine Stimme zum leztenmal seine Kinder rufen, sehe seine armen brechenden Augen keinem Freundesblick begegnen und sehe, wie er nun im Grabe nicht mehr leidet und kämpft. O gäb es einen Weg von der Geisterwelt zu uns, er wär ihn schon längst gegangen – er hätte seine Hand in der stillen Nacht schon oft auf meine verweinten Augen gelegt – ich kann mich nicht mehr freun. Ich freute mich auf sein Glück, und er ist todt. Und er war so gut! Und doch konnte er nie glücklich sein, und nie glücklich machen – aber viele frohe Stunden konnte er haben, und die hätte ich ihm gegeben und Ferdinand. Meine Einbildungskraft sieht ihn – in allen – allen.

Alles weint um ihn – Welch ein Schicksal war seines! Gute Nacht, Gute Nacht, du Müder – O Karoline, wie wenig wuste er, was Liebe war – ich liebte ihn so redlich – aber sein Weib konnte ich nie sein.

Ich habe da vieles gesagt, daß Dir nicht nuzt, aber Dir doch zeigen muß, daß Du mir nicht fremd bist, den ich gab Dir mein Heiligthum, meinen Jammer – die Zeit wird ihn lindern. Huber war ganz so edel wie bey allem, was er that. Voß[535] in Berlin hat sich mit einer höchst überraschenden Großmut betragen, alle Schuldscheine sind vernichtet. Forsters sämtliche Werke sollen in der Folge herausgegeben werden, jetzt sein Nachlaß, und wahrscheinlich so bald wie möglich seine Korrespondenz zum besten der Kinder. Ob die Nation etwas für diese thun wird, ist noch nicht entschieden. In Paris ließ der gute F. nur Schulden, so daß ich vielleicht nicht einmal seine Uhr zum Andenken rette – Er starb an einem Schlagfluß, zu einer Zeit, wo er sich auf der Beßerung glaubte. – O diese Bilder!

Ende Aprils[536] verheirathen wir uns und gehen nach Zürich – alle unsre Pläne sind zerstört durch seinen Tod und ich kann keine neue machen. Woher alles Geld zur Reise, zur Einrichtung kommen soll, weis Gott – Ferdinands Kindersinn blikt froh in die Zukunft, ich hänge an seinen heitern Auge und fühle kraft zu allen, und so lang ich in seiner Gegenwart bin, ist mirs gut, wir sehen uns aber

---

[534] Das Ehepaar Forster hatte in Mainz engen Kontakt zu Caroline gehalten. Nach der Abreise Thereses führte Caroline für Forster den Haushalt.

[535] Christian Friedrich Voß (1755–1795), Verleger und Buchhändler in Berlin, bot Forster eine Herausgabe seiner „Ansichten vom Niederrhein.....“ in drei Bänden an, von denen Forster aber nur zwei vollendete. Im Zuge der engen Zusammenarbeit und aufgrund von Forsters permanenten Geldsorgen vermittelte ihm Voß ein größeres Darlehen. Bei seinem Tod schuldete Forster Chr. F. Voß 2100 Reichstaler in Gold.

[536] Ludwig Ferdinand Huber und Therese Forster heirateten am 10. April 1794 in Diesse in der Schweiz.

täglich höchstens nur drey Stunden, da er nicht mit uns wohnt, und viel arbeitet und auch Leute sieht.

Ich habe unglaublich gearbeitet – Gottlob daß ichs kann. Die Kinder sind gesund und ihres verlohrnen Vaters, ihres Versorgers werth. Kläre ist sehr liebenswürdig und glücklich; Röse gleicht Ihm.

Karoline, wozu bestimmte uns beide das Schicksal? Seit 15 Jahren was erfuhren, erlitten wir?

Liese ist noch bey mir – sie ist mir und uns allen unendlich zugethan.

Du lebst und Dein Kind[537] Gott sey Dank. Anfangs schokirte mich Deine Gegenwart in Gotha, die mir Marianne[538] schrieb, eh Dein Brief vom Dez. kam, ich war unzufrieden; Deine Gründe befriedigen mich völlig, überhaupt Dein ganzer Brief; daß mein unendlich zerfleischtes Herz Dich hart findet und Dir jetzt nur mit einer kindlichen Weichheit antworten kann, wirst Du verstehen. Ich wünsche Dir Frieden, wo Du auch seist, und verlange nach Dir, obwohl ich mich vor dem, was in Dir anders ist, mich fürchte. Ich wünsche mir nichts als ein stilles Leben unter Hubers Augen. Meine Jugend ist hin, meine Gesundheit wankt, meine Hoffnungen – liegen in seinem einsamen Grabe – ich lebe nur durch Liebe – der Wunsch ihm, dieses beste menschliche Wesen – denn etwas menschlich guteres wie Hubern kannt ich nichts; ihm zu leben ist alles – mein einzig heftiges Gefühl ist Frankreichs Freyheit – Menschen sind mir jetzt fast nichts, – aber das führt zu weit –

Du wirst mir schreiben, wenn Dein Schicksal fortschreitet. Höre eine Bitte, die Dich nicht beleidigen muß, sie ist treu. Ich weis nicht, ob Du jetzt nicht liebst, oder was Dir jetzt Liebe ersezt, aber kommst Du mit Männern in Verhältniße, so hüte Dich, daß Du nicht gemißbraucht wirst und Dich hintansezest. Gieb Dich aus Liebe, aber nicht aus Überdruß, Spannung, Verzweiflung. – Kannst Du aber die Männer entbehren, so ist es gut für Dich, bis Du wieder eine Bahn gefunden hast. Tatter[539] mußt Du verlernen – Schlegel[540] konnte Dich retten, aber doch nicht führen kann er Dich? Die bloßen gesellschaftlichen Verhältniße sind Dir gefährlich – ich bitte, weil ich nicht weis, wo Du Dich schadloß halten sollst, und ich Deinen Frieden wünschte. Schreibe mir, wenn Du etwas vornimmst, oder

---

[537] Nach ihrer Freilassung aus Königstein brachte Caroline Böhmer am 3. November 1793 im Städtchen Lucka im Herzogtum Altenburg unter falschem Namen einen Sohn Wilhelm Julius zur Welt. Vater war der Franzose Jean Baptiste Dubois-Crancé, mit dem Caroline in Mainz eine kurze Affaire gehabt hatte. Wilhelm Julius starb eineinhalbjährig in Lucka. (Vgl. die Biographie zu Caroline in diesem Band).

[538] Marianne war die jüngere Schwester Thereses. Vgl. oben, Brief vom 22.3.1793.

[539] Georg Ernst Tatter (1756/7 – 1805) war seit 1789 Legationssekretär in Göttingen und umwarb die verwitwete Caroline Böhmer. Zu seiner Biographie vgl. unser Personenverzeichnis.

[540] Bei der Niederschlagung der Mainzer Republik wurde Caroline fälschlicherweise für die Ehefrau des Jakobiners Johann Georg Wilhelm Böhmer gehalten, verhaftet und in Königstein im Taunus gefangen gehalten. August Wilhelm Schlegel setzte sich für ihre Freilassung ein. Caroline heiratete ihn im Jahr 1796.

Hubern, denn Du thust Dir vielleicht nicht wohl, wenn Du mir schreibst, und das will ich nicht.[541]

Laß die Menschen treiben – auch Böhmern[542], wenn er loß kommen sollte – Du kannst Dich gegen ihren Gift nicht vertheidigen, sie rasen gegen Dich. – Hast Du über Deinen Aufenthalt in Königstein[543] und die dahin gehörigen Begebenheiten etwas aufgeschrieben? Sende es mir doch! Ich möchte gern mehr davon wißen – Du bist nun frey, und wenn es Dir nicht zu viel Gram macht, so sag mir , wie Dus dort triebst.

Lebe wohl! Ich umarme Gustel[544] und den Knaben[545]. Ich bitte Dich, wie ists möglich Gustel wegen Deiner Lage zu verständigen?

[Letzte Seite, ein Viertel beschrieben, abgerissen.]

---

541 Therese hat als Witwe des bekanntesten Mainzer Jakobiners einen üblen Ruf, der sich auf Caroline übertragen könnte, wenn ihre Verbindung bekannt würde.

542 Hier ist Caroline Böhmers Schwager Johann Georg Wilhelm (1761–1839) gemeint, der zu diesem Zeitpunkt als Jakobiner in Ehrenbreitstein inhaftiert war.

543 Siehe oben.

544 Auguste Böhmer (22.4.1785 – 12.7.1800) ist die Tochter von Caroline und Franz Wilhelm Böhmer, dem ersten Ehemann Carolines.

545 Gemeint ist der neugeborene Wilhelm Julius, den Caroline bei Pflegeeltern in Lucka ließ.

Abentheuer auf einer Reise nach Neu-Holland[546]

Rudolph ***[547] an seine Freunde in Deutschland Plymouth

Nein, meine Freunde! Ich wiederhole es euch, euer reizbares Gefühl führt euch irre, wenn Ihr diese Reise mit unter meine Unglücksfälle rechnet. Es ist das erste Lächeln des Glückes wieder, was mir diese Gelegenheit gab, ** zu verlassen; es ist der erste Schritt, euch und mir selbst wiedergegeben zu werden, daß ich Europa fliehe, das mich jezt ausstößt, und in einem Lande, wo die reine, jugendliche Natur den Auswurf eines verdorbenen Volkes umschaffen soll, Sicherheit und Ruhe suche.[548] Von einer falschen Berechnung verführt, that ich unerhörte Schritte für die Freiheit; ohne der Scenen des Kummers, des Hasses, der Niederträchtigkeit zu achten, die um mich her entstanden, die ich um mich her schuf, ging ich muthig und unverrükt auf eine Zukunft los, die dieses Geschlecht bessern und belohnen

---

546 Abdruck aus: Magdalene Heuser (Hg.): Therese Huber: Romane und Erzählungen Bd. 7/1 (Erzählungen 1801–1802), Hildesheim u. a. 1999, S. 84–252 (hier: S. 84–139). Erstdruck in der Zeitschrift „Flora“, Tübingen 1793/94. In dieser Erstveröffentlichung von Therese – publiziert unter dem Namen „L.F. Huber“ – zeigt sich eine bemerkenswerte Offenheit für neue Themen. Die australischen Kolonien tauchen hier das erste Mal überhaupt in der fiktionalen Literatur auf. Vgl. Michaela Krug: Auf der Suche nach dem eigenen Raum: Topographien des Weiblichen im Roman von Autorinnen um 1800 (Epistemata Literaturwissenschaft Bd. 437). Würzburg 2004, S. 201f. Eine Anregung könnte aus dem Dialog mit Georg Forster stammen, der 1787 einen Aufsatz „Neu-Holland und die brittische Colonie in Botany-Bay“ veröffentlicht hatte. Vgl. Uhlig, S. 204.

547 Durch Sternchen oder Abkürzungen „verrätselte“ Namen werden in der fiktionalen Literatur des 18. Jahrhunderts gerne verwendet, um den Eindruck historischer Wahrheit zu erzeugen. Denn nur in einer biographischen oder autobiographischen Erzählung wäre es notwendig, die Betroffenen durch solche Diskretionsmaßnahmen zu schützen.

548 Zum historischen Hintergrund der britischen Sträflingskolonie in Neu-Holland: Der Holländer Abel Janszoon Tasman (1603–1659) segelte 1644 entlang der Küsten Nord-Ost Australiens. Er prägte für das heutige New South Wales die Bezeichnung Neu-Holland. Bis 1824 war diese Bezeichnung in Gebrauch, dann erst führten die Briten den noch heute gültigen Namen ein.
Im April 1770 erreichte James Cook (1728–1779) auf seiner ersten großen Reise die Ostküste Australiens. Er hatte den Auftrag, den Ozean um den 40. Breitenkreis zu erkunden und den sogenannten Südkontinent zu finden. Auf der zweiten Reise (1772–75), an der auch Georg Forster teilnahm, besuchte Cook unter anderem Neuseeland und die Norfolk-Insel, die in dem Roman eine Rolle spielt.
Nach der Unabhängigkeitserklärung der 13 britischen Kolonien auf dem nordamerikanischen Kontinent am 4. Juli 1776 suchte Großbritannien nach neuen Sträflingskolonien und fand diese in Neu-Holland. Die britische Unterschicht „auszudünnen“ und ihre straffällig gewordenen Mitglieder schon bei geringsten Vergehen in die Kolonien zu verbannen, war das Ziel. Die ersten elf Schiffe mit Häftlingen und Auswanderern landeten am 26. Januar 1788 in der „australischen“ Ansiedlung Port Jackson, das zu Ehren des damaligen britischen Innenministers – Lord Sidney – „Sidney“ genannt wurde. Bis zum Jahr 1868 wurden ca. 160 000 britische Gefangene dorthin verbracht.

sollte.[549] Verrath und Zwietracht zerstörten meine Pläne, die mir zu Verbrechen angerechnet wurden, sobald sie zu gelingen schienen. Ihr wißt, daß ich in mir Kraft fand, dem Gang des Schicksals zu folgen, daß ich aushielt, bis ich mich nahe daran sah, selbst zum Werkzeug des Frevels zu werden. Von der Zeit an war meine Sendung für die Freiheit vollendet. Soll ihr ewig strahlender Tempel durch diese schuldbeflekten Hände erbaut werden? Welche Freiheit wäre es, der ich das Opfer meiner eignen brächte? Nachkommen dieses satanischen Geschlechts, mögen sie mit dem Jammergeheul ihrer Zeitgenossen euer Glük erkauft haben, möge eure Tugend einst ihre Abscheulichkeiten versühnen! Aber zum H a n d l a n g e r dieser Titanen konnte ich nicht sinken, ohne mich selbst zu verachten; und mein moralisches Daseyn zu retten, verbanne ich mich aus euerm Welttheil. Meine ewig Theuren, weinet nicht! Ihr seyd nicht mit in den Wirbel gerissen, Ihr seht das empörte Meer wogen und brausen, und leidet höchstens von dem letzten Bruch der gepeitschten Welle. (...)

Dafür hört jetzt von meinen Plänen, was ich bis hieher selbst davon weiß. Man hält mich hier für einen Engländer, der sich aus Frankreich zurükzieht, weil er gegen sein Vaterland die Waffen nicht führen will; danach lauten meine Pässe, und in dieser Qualität bin ich auch meinem Kapitän bekannt: nur in meinem Empfehlungsschreiben an den Gouverneur steht die Wahrheit. Da ich arm bin, interessire ich hier keinen Menschen genug um Gefahr zu befürchten, auf dem Schiff kann man keine nachtheilige Entdeckung machen, und in Neu-Holland ist es wahrlich einerlei, ob man mich kennt oder nicht. Wenn man hier über meine unglüklichen Reisegefährten bald mit der Gleichgültigkeit, die von der Gewohnheit an einen Gegenstand entsteht, wegsieht, bald pharisäisch-hart über sie urteilt; so muß ich immer lachen, daß mich die Leute auf mein bar bezahltes Verlangen bereitwilligst dahin führen, wo sie mich vielleicht, wenn man mich kennte, gratis und sehr unhöflich hinbringen würden. Ich bin mit allem versorgt, was ich zur Nothdurft brauche; und mehr möchte ich nicht: jeder Ueberfluß scheint mir in diesem Augenblik Verhöhnung des allgemeinen Elends. (...)

Habt Geduld mit mir, wenn ich in der ersten Zeit noch manchmal wieder auf diese Dinge komme. Es werden ja nach und nach mit einem neuen Himmel und einer neuen Erde vor meinen Augen, auch andre Bilder in meine Seele ziehen: Lebt wohl, meine Geliebten. Möchte wenigstens das Unglük des Kriegs euch verschonen! Jeder andre Kummer oder Druk ist ein Zoll, den Ihr jetzt, gutwillig oder nicht, dem Schiksal, vielleicht dem Wohl der Menschheit, abtragen müßt. Ich erwarte jeden Augenblik das Zeichen zur Abfahrt. Lebt wohl. Ihr könnt nun lange

[549] Rudolph hat sich offenbar für die Ziele der Französischen Revolution eingesetzt, bis die politische Bewegung in Terror umschlug. Die Folgen eines solchen Engagements für das Privatleben des Einzelnen konnte Therese nicht zuletzt am Schicksal ihres Gatten Georg Forster ablesen, der in Paris unter traurigen Umständen starb, während der Roman gerade in Druck ging (vgl. den Brief Thereses vom 25.2.1794 in diesem Band). Forster hat nach Thereses Aussage auch sonst als Vorbild für die Figur Rudolphs gedient. Vgl. Hahn in Tebben, S. 118.

nicht sicher auf Nachricht von mir hoffen, doch werde ich vom Cap schreiben. Glaubt nicht, daß ich meine Wehmuth bezwinge, indem ich diesen Brief schließe, als hätte ich euch die Hand geschüttelt und gesagt: auf Morgen! Mir ist es wohl, meine Lieben, als sagte ich auf Morgen – aber ein heitrer menschenfreundlicher Morgen, ein heiliger Morgen der Freiheit, der angebrochen seyn wird, wenn meine Hand, die lange Freundesdruk mißte, die eure wieder faßt.

Auf der Höhe von Madeira

Daß ich nun vier Wochen zu Schiffe bin, ohne etwas für euch niederzuschreiben, muß euch lieb sein; es bürgt euch für meinen Gleichmuth. (...) Übrigens bin ich gar wohl, und genieße manchen einförmig schönen Morgen und Abend auf dem Verdek.

Die ersten Tage nach meiner Einschiffung stand ich natürlich etwas von der Seekrankheit aus, und hörte auch mitunter, daß die Gefangenen sehr davon litten. Den dritten Tag sagte man unserem Kapitain, der ein trokner und wie es scheint, braver Mann ist, daß es mit Francis Belton übel würde, weil die Seekrankheit ihre Brust angriffe. Ich bemerkte, daß der Kapitain sich sogleich des Namens erinnerte, und dem Chirurgus, einem jungen Mann mit einem lieben Gesicht, Auftrag gab, besonders für sie zu sorgen. Der Chirurgus ging ungesäumt zu ihr, und sagte bei seiner Zurükkunft, die junge Frau speie Blut, und die reinere Luft auf dem Verdek sey das heilsamste für sie. Der Kapitain erwiederte gleichgültig: dahin zu gehen hat sie ja immer Erlaubniß, man hat mir aber schon gesagt, daß sie die nicht nuzt. Sie wissen ja, fuhr er gegen Herrn Sidney, den Chirurgus, fort, es ist das junge Weib, das mir von *** empfohlen ist. – – Sidney sah aus, als wüßte er es sehr gut, und so sprach man von der Sache nicht weiter. Gegen Abend ging ich mit einem Buch auf das Verdek, wo mir gleich oben an den Stufen ein kleines Mädchen von etwa vier Jahren begegnete, das höchst munter herumsprang, und immer an das andere Ende des Verdeks zu einer Frau hinlief, die an der Erde saß. Die Frau hielt ihr Gesicht, das schon von einer tiefen Haube bedekt war, auch noch in ein Tuch verhüllt; und ich hätte weiter nicht auf sie Acht gegeben, wenn ich sie nicht für die Mutter des kleinen frohen Geschöpfs gehalten hätte, das mit kindlichem Zutrauen und einer komischen Koketterie vor mir herumhüpfte, sobald ich mich niedergesetz hatte. Ich fragte die Kleine, ob sie zum erstenmal spazieren ginge? – Gewiß, denn Mütterchen war krank, und allein schäme ich mich. – Nun, sagte ich, was ist da zu schämen, wenn die kleinen Mädchen ein bischen herumlaufen? – Anderwärts nicht, aber hier. – Warum denn hier? – Weil hier viele böse Menschen sind. – – Sie ward roth, und fuhr fort, indem sie mir die Händchen gab: weil meine arme Mama.............– – Die Frau hatte unruhig den Kopf zu uns gewendet, und schien gehorcht zu haben. Sie rief: Betty, liebe Betty! – – Das Kind flog zu ihr, sie nahm es auf den Schoos, küßte es, und sprach mit ihm, was ich nicht hören konnte. Betty stand auf, und ihr großes Auge schwamm in Thränen; doch küßte sie der Mutter Hände und fing

wieder an zu laufen. Ich rief sie: Betty, ist die Mutter bös? – Helle Thränen füllten von neuem ihre Augen: ach nein, sie ist betrübt! – – Ich ließ das Kind fortspielen, aber ich konnte nicht umhin zu bemerken, daß die gute Frau einen ängstlichen Husten hatte. Sidney kam nun herauf, und ging zu ihr. Er that verschiedne Fragen über ihre Gesundheit, die sie sehr kurz und viel zu leise, um von mir gehört zu werden, beantwortete, aber mit einem Wesen, das mir gefiel, weil es Anstand und Weiblichkeit zu haben schien. Hierauf unterhielt sich Sidney eine Weile mit mir, bis er, da sich ein kühler Wind zu erheben anfing, der Frau zurief: Frau Belton, vermeiden Sie diese Luft. – – Frau Belton stand auf, und rief ihre Kleine, die ein betrübtes Gesichtchen machte, wie es an`s Fortgehen kam. Herr Sidney nahm sie bey der Hand, und bat die Mutter, sie ihm so lange anzuvertrauen, bis er selbst hinunterginge, und sie wieder zu ihr brächte. – – Aber auch nur so lange Sie da sind, ich bitte darum! So sagte sie, machte uns eine Verbeugung, und ging hinunter. – – Was ist das für eine Erscheinung, Herr Sidney? Ich hoffe nicht, daß dieses junge Weib mit dem gemeinen Haufen sündigte, und büßt? – – Aber denkt euch auch, meine Lieben: eine zarte Figur, die mit einem Nimfenschritt[550] vorbeiging; ein Ausdruck von Schwäche, der noch etwas Rührendes in ihre ganze Haltung brachte; eine Stimme, die bei der kleinen Bitte wegen des Kindes bis in mein Innerstes gedrungen war; in ihrem Anstand, als sie mich grüßte, das sonderbarste Gemisch von Beschämtem und Imposantem. – – Was ist das für eine Erscheinung? fragte ich Herrn Sidney. – Wahrlich, ich verstehe selbst nichts davon. Sie ist dem Kapitain empfohlen, sie ist mir empfohlen von einem meiner Freunde, einem Advokaten in London. – Aber warum ist sie hier? – Sie ist wegen eines begangenen Mords, in Betracht der Umstände, zwar losgesprochen, aber eines Diebstahls überwiesen worden. – Ich schauderte unwillkürlich, indem ich diese rührende Stimme und Mord, dieses Gepräg weiblicher Würde und Diebstahl, zusammen dachte. Betty war unterdessen nach einigen Sprüngen still gestanden, um den Untergang der Sonne anzusehen, die rein und feurig in die See tauchte. Die Kleine sah ernsthaft und halb traurig auf die Oberfläche des Wassers, das, in leichten Flammen zitternd, sich bewegte; sie näherte sich uns etwas scheu, und sagte fast weinend, indem sie Herrn Sidney bei der Hand nahm: Sir! Ich will wieder zu meiner guten Mutter, aber führ mich auch bis zu ihr, bis sie mich wirklich hat. – – Sidney sah mich an – o wahrlich, sein Blik strafte das Urtheil der Geschwornen Lügen! Und ich blieb tief erschüttert zurük.[551]

---

[550] „Nimfenschritt“ = Schritt wie eine Nymphe, leichter Schritt.

[551] Rudolph zeigt sich erschüttert, weil ihm in dem Verhalten von Francis Belton die Würde mütterlichen Verhaltens unabhängig von Sozialstatus und gesellschaftlichem Ansehen entgegentritt. Nach der Auffassung Thereses liegt in dem Prinzip der mütterlichen Verantwortung die Keimzelle eines funktionierenden Staatswesens. Dabei legt sie den Begriff „Mutterschaft“ sehr weit aus und bezieht ihn auch auf Fürsorge ohne verwandtschaftliche Bindung. Als Beispiel kann die spätere Zuwendung von Francis für die kleine Klara angesehen werden. Vgl. Hahn in Tebben, S. 123.

Die folgenden Tage ward ich meiner kleinen Betty vertrauter, obgleich wider den Willen der Mutter, die das Kind, offenbar absichtlich, von mir abzog. Dieß eben, mit dem ganzen Wesen des sonderbaren Geschöpfs, und mit meinem durch Sidneys kurzen Bericht verwundeten Gefühl verbunden, machte, daß ich mir keine Mühe gab, mit ihr in`s Gespräch zu kommen. Doch zog mich Bettys Heiterkeit, ihre englische[552] Unverdorbenheit, ihre innige Liebe für diese schuldbeladne Mutter, immer mehr zu allen beiden an. Auch die Schiffsleute sind alle dem Kinde gut, und begegnen der Frau täglich scheuer. Anfangs machte ihre Sonderbarkeit freilich keinen Eindruk auf diese Menschen, und nach und nach nur kann sie bloß das Gefühl bey ihnen hervorgebracht haben: daß sie etwa ein Wesen andrer Art ist. Anfangs machte Dick oder Jack einen schlechten Spaß, wenn die Frau auf`s Verdek kam; jetzt gehen sie still neben ihr vorbei, und einer oder der andere rükt ihr gar wohl gar ein Kabeltau oder des etwas aus dem Wege. (...)

Eines Abends begegnet der Gefangenentransport einem französischen Schiff. Rudolph ist aufgrund seiner Sympathien für die Französische Revolution gerührt vom Anblick der Trikolore. Er beobachtet eine ähnliche Reaktion bei Francis und hört Betty singen „Liberté, Liberté cherie!“.

Sobald ich am folgenden Tage den theilnehmenden Sidney allein sprechen konnte, erzählte ich ihm diesen Auftritt, der ihm aber nichts neues zu seyn schien: der gute junge Mensch scheint sich nur gar zu sehr für jeden Schritt dieses Weibes zu interessiren. Ich drang in ihn, mir alles zu sagen, was ihm sein Freund von ihr geschrieben hatte. Sein Freund selbst, sagte er mir, sey während ihres Prozesses abwesend gewesen, und nur am Tage ihrer Verurtheilung zurükgekommen. Sie hätte ihren Wohlthäter, den Haushofmeister des Lords*** mit einem Tischmesser erstochen, jedoch bloß um ihre Ehre zu vertheidigen, und des Sterbenden eignes Geständniß hätte sie daher von der Todesstrafe losgesprochen; zugleich aber hätte er sie beschuldigt, ihren sehr gütigen Herrn bestohlen zu haben, und alle Beweise wären gegen sie ausgefallen. „ Ich sah“ – so hatte Sidneys Freund geschrieben – „dem jungen Weib das Urtheil verkündigen, und die Art ihrer Fassung dabei war das Auffallendste, was ich je sah. Es war Erhabenheit über die Menschen, Stolz, und Ergebung in das Schiksal. Ich konnte bei der Sache nun weiter nichts thun, und mußte überdem denselben Tag verreisen. Indessen nahm ich mir doch noch die Zeit, bei allen Behörden mit Bittschriften einzukommen, damit man ihr erlaubte, das Kind mitzunehmen; denn darum hatte sie ihre Richter mit einem Ernst gebeten, der alle diese kaum belebten Massen erschüttert hatte. Meine Bemühungen sind gelungen, aber erst seitdem sind mir Skrupel eingefallen, ob ich nicht aus Weichherzigkeit eine sehr unmoralische Handlung gethan habe: diese imposante Sünderin kann das arme kleine Geschöpf vielleicht auf sehr schlimme Wege führen! Die Bedenklichkeit kömmt freilich zu spät; indessen bitte ich Sie, lieber Sidney, wachen Sie über diese Frau. Es ist mir sehr leid, daß ich ihre Sache nicht

[552] „englische“ = engelhafte.

aufmerksamer habe verfolgen können; aber ihr von Stolz schwellender Mund, und ihr in Thränen erlöschendes Auge, das so flehend zum Himmel empor blikte, und dann so kalt auf ihre Richter sah, als diese mit aufgehobner Hand das vernichtende: Schuldig – Schuldig, riefen; das alles steht noch vor meinem Gedächtniß, und darum, lieber Sidney – beschützen Sie die blut- und raubbelastete Francis Belton."

So weit ging der Bericht des Londoner Freunds, durch welchen ich nicht klüger wie vorher, und um vieles gespannter wurde. Sidney fuhr nun fort: Beobachtet habe ich sie sorgfältig, aber nichts weiter schliessen können aus allem, was ich abnahm. Unsre Geseze sind gut, ihre Sache mußte unendlich verwickelt seyn, wenn sie unschuldig verurtheilt ist; zugleich aber verleidet mir dieses Weib auf ewig jedes Bild von Seelenhoheit und Tugend, wenn ihr Aeußeres lügt. Jeder ihrer Tage verfließt in der tiefsten Empfindung der Abscheulichkeiten um sie her, und nie verließ sie noch die Spannung ihres Muths; denn wäre es nicht Spannung, so wandelte sie nicht sichtbar dem Grabe zu. Denken Sie sich das unglückliche Geschöpf da unten in der verpesteten Gesellschaft von etlichen vierzig Londoner Strassendirnen! Den Tag über sucht sie, wie sie sehen, mit der Kleinen auf dem Verdek zu seyn; allein wenn die Dämmerung sie nun hinuntertreibt, hat sie ihr Kind auf dem Schoos, und es scheint, als lebe sie nur in diesem. So lange ihre Gefährtinnen sich ruhig verhalten, spielt sie mit Betty, schneidet ihr allerlei aus oder beschäftigt sie sonst auf eine Art. Wenn aber die Unholde durch ihre oft abscheulichen Gespräche die Kleine aufmerksam machen, so erzählt sie ihr mit ihrer armen erschöpften Brust, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken, etwas vor, bis oft ihre Stimme unter dem höllischen Gewühl kaum mehr hörbar bleibt; da schlummert denn meistens das Kind auf ihren Knien ein, und nun erlaubt sie endlich ihren Thränen zu fliessen – – Liebe Seelen, begreift ihr, daß der junge Mann die lezten Worte mit zitternden Lippen und bebender Stimme sprach, indeß meine Thränen schon einige Augenblicke rannen. Ich schwieg, und Sidney klopfte heftig auf einen Balken neben sich, als sollte diese gewaltsame Bewegung seines Körpers die weit mächtigere brechen, die in seiner Seele vorging. Ich legte endlich meine Hand auf seinen Arm: Lieber Sidney, sagte ich, halten Sie ihr Gefühl im Zaum, das wäre eine vernichtende Leidenschaft! – – Freilich, Lieben, war es einfältig daß ich das sagte; es war wider unsern so oft durch Erfahrung bewährten Grundsaz, daß man einen Wanderer, der an einen Abgrund geräth, nicht schneller kann stürzen machen, als indem man ihm so unzeitig zuschreit: Herr, Er bricht den Hals! – – Aber ich sah nur den Abgrund, und nicht so deutlich den armen Wanderer. Sidney rief bestürzt: das wäre schrecklich! – – Aber, sezte er leiser und ruhiger hinzu, mann kann für ein Wesen, das so unaussprechlich elend ist, viel Mitleiden empfinden, eh` es Liebe wird.

In demselben Augenblick hörte ich einiges Geräusch auf dem Verdek, und kurz darauf Francis Stimme, die lebhaft rief: ist das die Kajüte des Herrn * * *? – – Sie riß die Thüre auf, und reichte mir Betty entgegen: ich beschwöre Sie, sie

nicht von sich zu lassen, bis ich zurük bin; Herr Sidney kommen Sie geschwind, das arme Geschöpf leidet unendlich – – Zugleich ergriff sie seine Hand, und zog ihn fort. Ich war betäubt! Diese Frau, die mir nie eine Silbe gesagt hatte, deren Zurükhaltung an einer andern als einer Unglüklichen auffallend beleidigend gewesen wäre, die mich nicht einmal gern mit ihrem Kinde spielen ließ, die fast verschmachtet wäre, ehe sie Herrn Sidney um eine Tasse Thee gebeten hätte – diese Frau kommt in meine Kammer, übergiebt mir ihr Kind, und führt meinen braven Sidney an der Hand weg, als wäre er ihr Bruder.

Die Kleine hatte schon auf meinem Schreibtisch eine ganz artige Wirthschaft angerichtet. – – Betty, was macht deine Mutter? – – Sehr beschäftigt sieht sie mich an: sie geht mit Herrn Sidney aus der Thüre. – – Ja, aber wo kam sie her? Was gab es draussen? – – Eine garstige Frau schrie abscheulich, und machte so...... (Betty krümmte sich und ballte ihre kleinen Händchen) – da lief die Mutter zu ihr, und die Frau fiel auf die Erde, und die Mutter sagte, glaube ich, etwas, worüber die garstigen Leute alle lachten; da nahm mich die Mutter auf den Arm und trug mich hieher; und hier ists auch am hübschesten. – – Sie spielte nun ruhig fort, und ich wartete mit gespannter Neugier, was das geben würde. Nach einiger Zeit trat Francis herein; ihre ewige grosse Haube war abgefallen oder abgenommen, feine schwarze Haare beschatteten ihre etwas finstre Stirn, ihre Augen funkelten, ihr Gesicht, daß ich nur immer mit der Blässe des Kummers überzogen gesehen hatte, schien in diesem Augenblik zu glühen; halb lächelnd, halb mit von Unruhe zitternden Lippen hielt sie mir ein neugebohrnes Kind hin, das sie in ihre Schürze gewikkelt hatte: – – Da, mein Herr – mein lieber Herr, Sie müssen dem armen unglüklichen Geschöpf eines von Ihren Hemden, Ihren Leintüchern – was Sie wollen, schenken. Ich habe nichts, gar nichts, als diese Schürze, die ich trage. – – Hättet Ihr sie gesehen! Dieser Anblick allein hätte mich mit der Menschheit wieder versöhnen können – (...).

Hört aber nun den Vorfall, wie ihn Sidney —— der arme verlorenen Sidney umständlich und verwirrt mir erzählte. Eine der jüngsten unter den unglüklichen Dirnen hatte seit ein paar Tagen einer Kolik wegen das Verdek nicht besucht; heute kam sie heran, und Francis bemerkte sogleich etwas an ihr, das sie unruhig machte. Sie sah sie nachher mehrmals die Farbe verändern, und zusehends ängstlicher werden. Endlich stürzte das Mädchen nieder – Kurz und gut, meine Lieben, das arme Geschöpf hatte eine Schwangerschaft zu verhehlen gewußt, weil sie den abscheulichen Entschluß nährte, das Kind in die See zu werfen. Jetzt überwältigte sie der Schmerz; und Francis, die dieses Mädchen und alle ihre Gefährtinnen wie giftige Schlangen gemieden hatte, Francis, die von den Unholden dafür, und vermöge ihrer teuflischen Natur, täglich gepeinigt wurde – Francis vergaß ihre Zurückhaltung, ihre Leiden, ihre Schwäche, um dem Weibe beyzustehen. Sie brachte ihre Betty in Sicherheit, und verschafte dann mit Herrn Sidney der Kreisenden alle Hülfe, mit einer Gegenwart des Geistes, einem Muth, einer Sittsamkeit – es war, sagte mein begeisterter Freund, als stände

die Göttin der Keuschheit selbst ihr bey, so still und unbefangen fragten ihre offnen Blikke mir Anweisung ab, so sehr schien sie in der Behandlung der Kranken fast Vestalin und Matrone zugleich. Das kleine Geschöpf kam auf die Welt, aber die Mutter zog sich durch einen Ausbruch von Wuth, in welchem sie ihre vorgehabte Absicht auf das Kind entdeckte[553], den Tod zu. F r a n c i s war, sobald der Zustand der Mutter es erlaubt hatte, mit der Neugebohrnen davon gelaufen, und hatte mich – mich zu ihrer Erhaltung aufgefordert. Ihr fragt wohl nicht, ob ich ihr ein Hemd, ein Leintuch gab, wie sie es so naiv begehrte. Das verzweifelte Weib mit ihren sechs und zwanzig Jahren – flößt sie mir doch die Empfindung ein, über sie, wie über ein fünfzehnjähriges Mädchen, zu lachen und zu weinen! Sobald die Todte fortgeschaft war, ließ der Kapitain die Frau B e l t o n in seine Kajüte rufen, wo wir alle versammlet waren, gab ihr recht herzlich, wenn gleich etwas pedantisch und seemännisch, die verdienten Lobsprüche über ihr Betragen bey diesem Vorfall, überließ ihr förmlich das verwaiste Kind zur Pflege, und erklärte zulezt: wegen ihrer schiklichen Aufführung, und damit es die beyden Kinder besser hätten, sollte sie von nun an eine abgesonderte Schlafstelle haben. F r a n c i s hielt ihre kleine Waise im Arm, und B e t t y stand neben mir an ihrer Seite; mit dem Ausdruck einer ruhigen Dankbarkeit auf ihrem Gesicht, das jetzt, nachdem die Spannung vorbey war, alle Zeichen der tiefsten Ermattung hatte, hörte sie bis gegen Ende des ehrlichen Kapitains Vortrag an. Kaum aber hatte es geheissen, daß ihr eine Kajüte angewiesen würde, so rief sie mit dem lebhaftesten Entzücken aus: o Gott, welche Wohlthat! und verbarg ihr Gesicht, über welches heisse Thränen strömten, an dem kleinen Geschöpf in ihren Armen – S i d n e y war den ganzen Abend wie im Traume – nachdem der Kapitain sein ruhiges: Gute Nacht, meine Herren! gesprochen hatte, sagte er mir in der Thüre, indem er mir die Hand drückte: Heute ist mir`s seit langer Zeit keine Quaal, eine bequeme Lagerstätte zu haben. – – Armer S i d n e y ! Meine dumme, dumme Bemerkung! (...)

Arme Reinette! bei aller deiner Theilnahme sehe ich doch, daß du halb zerstreut über das Blat weg, und immer nur nach einem Namen gukst – Nun ja doch, jetzt soll er kommen. Ich bin unzufrieden mit F r a n c i s . Das Weib ist schuldig, oder ihr Unglück hat sie zu einer unnatürlichen Höhe hinaufgespannt. Da zieht sie uns – ich meine den guten gemishandelten S i d n e y und mich – bald mit dem unwiderstehlichsten Zauber an, bald, wenn wir nun leise und dankbar näher treten, voll des Glaubens, daß sie uns aufnehmen werde, tritt sie in das kalte Dunkel ihrer Selbstgenügsamkeit zurük, worin sie ihre Schuld, oder ihre Göttlichkeit verbirgt. Hättet Ihr nicht alle mit mir gedacht, daß jener Abend ihrer Zurükhaltung ein Ende machen müßte? Den folgenden Morgen traf ich sie auf dem Verdek; sie hatte der kleinen Waise eine Art Lager aus einem Pak Tauwerk gemacht, und saß emsig nähend neben dem Kinde. Ich trat zu ihr, erkundigte mich freundlich nach des Kindes Gesundheit, und erhielt eine Antwort ganz so kalt wie ehedem.

553 „entdeckte“ = offenlegte, preisgab.

B e t t y jauchzte um mich her, und erzählte sehr beredt: das wäre ihr Schwesterchen, sonst hätte es H e n r i e t t e geheissen, eh` es zum lieben Gott gegangen wäre; jetzt wäre es denn wieder gekommen und hätte keinen Namen. Ich mußte über diese profitable Reise zum lieben Gott lachen; Francis aber sagte zu B e t t y , zwar sehr sanft, jedoch mit einem gewissen Zwang, den ich meiner Gegenwart zuschreiben mußte: B e t t y , du mengst alles untereinander; deine H e n r i e t t e bleibt auf immer bei Gott, die finden wir erst wieder, wenn wir alle nicht mehr hier sind; ich sagte dir, daß uns Gott dieses Kind gegeben hätte, um uns Freude zu machen.

Die Kleine horchte ernsthaft auf. Nun ja Mütterchen, sagte sie aber das soll nun wieder meine H e n r i e t t e seyn, bis sie mit uns zur alten H e n r i e t t e geht. – Ich fragte noch einmal: B e t t y hatte eine Schwester? – Ja, Sir. – War sie älter wie B e t t y ? – Sie ward nur sechs Monate alt. – An was starb sie? – An ihrer Mutter Gram.[554] – – Sie sagte das so hart und kalt, wie man einem verächtlichen Bettler ein Almosen verweigert. Ich war empfindlich – das klingt freilich toll – aber ich war empfindlich über ihre Art. Ich brachte ja dem eigensinnigen Weibe mein ganzes Wohlwollen entgegen, warum wies sie es so zurük? und doch bedarf dieses Weib Wohlwollen und Liebe; warum hat sie diesen moralischen Bettelstolz? Ihr könnt etwa sagen, daß meine Fragen dumm waren. Wenn euch aber so ein Räthsel vorkommt, werdet ihr die zweckmässigsten Fragen nicht immer zuerst thun. Und ich wollte sie zum Sprechen bringen, ich wollte sie dahin bringen, in meiner Gegenwart zu f ü h l e n ; darum habe ich nach dem Kind gefragt, darum habe ich gefragt wie ein altes Weib – „und F r a n c i s hat dir geantwortet wie einem alten Weibe!“ Wenn du dir noch einmal dergleichen Kommentarien beikommen[555] lässt, Reinette, so erfährst du nun und nimmermehr, ob ich mich mit F r a n c i s versöhnt habe.

Die Kleine fing an zu weinen, oder die übermenschliche F r a n c i s machte sie weinen; denn ich traue ihr gerade alles zu – und nun fiel es wie ein Schleier von ihrem Gesicht, wie sie sich über sie herbog, und sie auf die Kniee nahm, und sie fütterte und beschwichtigte. So ganz Ausdruck der Liebe, der jugendlich-weiblichen Beschäftigung mit dem hülflosen Geschöpf! – Ich gieng meiner Wege, und nahm mir vor, noch geduldiger zu seyn, als sie wunderlich war.

So blieb es lange Zeit. Die kleine Waise wuchs auf und gedieh unter ihrer zärtlichen Fürsorge, und B e t t y wäre gern den halben Tag bei mir gewesen, wenn diese störrische Mutter es nicht immer so sinnreich zu verhindern gewußt hätte, daß ich nicht einmal recht dazu kommen konnte; sie darüber zur Rede zu sezzen. Aber den Tag, ehe wir hier in den Hafen liefen, sagte ich ihr endlich sehr freundschaftlich: Frau B e l t o n , es ist eine Art Ungerechtigkeit gegen mich, oder gegen sich selbst, daß sie B e t t y geflissentlich von mir abhalten. Sie erröthete sichtbar-

[554] Im 18. Jahrhundert war man der Auffassung, der seelische Zustand einer stillenden Mutter wirke sich unmittelbar auf die Milch und damit auf die Gesundheit des Säuglings aus.

[555] „beikommen“ = einfallen.

lich, und antwortete sanft: Gegen mich, mein Herr, kann es nur bescheidenen, aber nicht unbillige Aufopferung von Betty `s Vortheil seyn, denn ich weiß, wie gut sie bei Ihnen aufgehoben ist. Und gegen Sie?... Lassen Sie das Unrecht, was Sie so gütig sind zu erwähnen, gegen das Gefühl aufgehen, das an die beständige Gegenwart dieses Kindes meine Existenz unter den Menschen knüpft. Durch die Geseze ausgestossen, durch die Meinung vernichtet, habe ich nur meine Würde als Mutter gerettet – sie sprach begeistert, und faßte des Kindes Hand – Betty steht neben mir wie mein guter Engel, der alle bösen Geister von mir abhält. So wie sie fern von mir ist, dringen sie wieder auf mich ein: Schimpf und Spott – und Bilder! – – Ihre Stimme versagte ihr, und sie verbarg ihr Gesicht an Betty´s Kopf. – Sie sah wieder auf, und sezte leise hinzu: Lassen Sie meinen guten Engel um mich! – – Ich nahm sie gerührt bei der Hand: liebe Frau Belton, die Geseze haben Sie ausgestossen, die Meinung der Welt hat Sie vernichtet, und dennoch fühlen Sie Ihre Würde als Mutter so schön, dennoch sehen Sie hier Menschen, die troz Gesezzen und Meinung – – Sie hatte mir zugehört, und war bei jedem Worte finstrer geworden . Jezt richtete sie sich stolz empor, und mit einem Munde – ja das war der Mund, von welchem Sidney s Freund schrieb, das der Blik, mit dem sie von dem Schuldig der zwölf an einen höhern Richter appelirte – mit diesem Blik unterbrach sie mich: mein Herr, ich habe mich nie über die Menschen beschwert, aber ich habe Gesezze und Meinung – hier blitzten ihre Augen – sie sezte nach einer kleinen Pause hinzu: und Urtheil immer von meinem Bewußtseyn unterschieden... Betty, Herr *** will dir buntes Papier geben, geh mit ihm in seine Kajüte. – – Fort war sie mit ihrem Pflegekind auf dem Arm, und ich – nahm es als eine hohe Gunst auf, daß sie mir ihren kleinen Wechselbalg[556] ließ, der wie ein Sturmwind vor mir her trieb, bis wir an meiner Kajüte angelangt waren.

Ihr Bewußtseyn hat sie immer von dem Urtheil ihrer Richter getrennt? Also ist sie unschuldig, oder sie rechnet sich ihr Verbrechen selbst zum schönen Bewußtseyn an? Wahrhaftig, ihr Stolz ließe mich fast das lezte vermuthen – oder ist es der Märtyrerstolz verkannter Unschuld? – Ich weiß nicht, ob ich das je erfahren werde, denn es müßte eine sonderbare Kombination von Umständen seyn, die mir das Recht gäbe, sie um die Erzählung ihrer Schiksale zu bitten. Und um sich zu rechtfertigen – darum öffnete sie den Mund vielleicht nicht einmal vor Gottes Gericht. Allein seit jenem lezten Gespräch ist sie weniger scheu, wenn ich mit ihr spreche, und Betty wird zu ganzen Stunden bey mir gelassen, wenn die andre Kleine wach ist, und der Pflegmutter zu schaffen macht. Das Waischen wird denn heute getauft, und wie ich höre, hat eine reiche Wittwe aus der Capstadt, der die Geschichte zu Ohren gekommen, sich bey dem Kapitain erboten, das Kind zu behalten und aufziehen zu lassen. Francis hat geweint, wie ihr Herr Sidney diese Nachricht brachte; und endlich fragte sie ihn, ob des Kapitains Instruktion eine solche Unterhandlung zuliesse? Sidney zweifelt denn, daß des Falles auf

[556] „Wechselbalg" = im Volksglauben: von Zauberwesen untergeschobenes Kind.

irgend eine Weise darinn erwähnt sey. Francis ist jetzt mit dem Kinde hingerufen zu dieser wohltätigen Wittwe, die ich nicht recht leiden kann, weil ihr Geld nun das ganze Verdienst und die Lebenswirksamkeit der armen Francis verschlingen soll. Ueberhaupt ein lästiges Geschlecht, diese reichen Leute! (...) Ich wiederhole es: ein lästiges Geschlecht – von dem viel Aergerniß kommt, und dem auch auf eine oder die andere Art wehe dafür werden wird! Nur freilich, ohne daß man sonst dabei gewinnt!

Freut euch mit mir! Ich werde in einem schönen Kampfe endlich siegen. Francis stolzes Entbehren jedes menschlichen Mitgefühls fängt an, meinem treuen Wohlwollen zu weichen. Ich ging mit Sidney zu ihr, weil wir hören wollten, was wegen des Kindes beschlossen wäre. Sie war sehr tiefsinnig, schien aber nach einer kurzen Erklärung von mir über die Absicht unseres Besuches, eine entschlossene Heiterkeit anzunehmen. – Ich freue mich, sprach sie, daß Ihre Güte Sie gerade in diesem Fall zu mir führt. Sagen Sie mir, was wird, was darf aus meinem Pflegekind werden? Frau Behrend will es zu sich nehmen; da wird es denn freilich unter ehrlichen Leuten aufwachsen, wird auch wohl eine Art Erziehung bekommen, und kann vielleicht einst als Dienstmagd in dem Haus irgend eines Rathsherrn vollkommen wohl aufgehoben seyn. Wenn sie bey mir bleibt, kann sie freilich nichts lernen, als einfache Tugend, damit sie ihre gebrandmarkte Geburt nicht beweine, und andere ihr nichts vorwerfen. Dann kann sie einst das freye Weib eines durch Besserung, durch Tugend die in der Strafe des Vergehens wieder gefunden ward, nach den Gesezzen befreyten[557] Kolonisten werden. Madam Behrend sagt nun wohl, sie hoffe, daß Gott die Sünde der Eltern dem Kinde nicht zurechnen werde um ihrer guten Absicht willen; ich hingegen habe nur die Zuversicht, daß Gott eben für den Fehltritt ihrer armen Mutter meine hülflose Klara segnen wird, weil ich nur im Segen der Gottheit Spur erkenne. Bei Madame Behrend wird also Klara nie Mangel leiden; ich hingegen kann ihr nichts als Liebe zusichern. – – So wie ich`s hier schreibe, hat Francis freilich nicht fortgesprochen, ich unterbrach sie, und es fielen öfters Zwischenreden vor, aber das war der Gang ihrer Gedanken, und wie sie die lezten Worte gesagt hatte, fuhr sie lebhaft fort: Wenn ich aber den Vortheil einer solchen Existenz, die Klaren bei Madam Behrend um Gottes willen erwartet, gegen die Infamie abwäge, die sie als Transportirte in Neu-Holland finden kann, so dünkt mir jenes doch Sklaverei unter Sklaven, und dies Freyheit unter Freyen. Und lege ich meine Mutterliebe für dieses Kind des Verbrechens und der Schande, mit in diese lezte Schaale, lege ich mein ewig inniges Bemühen hinzu, in diesem Kinde die in ihrer Mutter entstellte Würde der Menschheit wieder herzustellen – Sie drückte das Kind an ihr Herz, und sagte

[557] Anmerkung der Autorin: *Die Transportirten sind, mach Maasgabe ihrer Verbrechen, mehr oder weniger Jahre hindurch fast als Leibeigene anzusehen: denn der Ertrag ihrer Arbeiten gehört der Nation, und erst nach Ablauf der gesezten Zeit, die durch ihre gute Aufführung verkürzt werden kann, erhalten sie ein Eigenthum.*

mit leiser feierlicher Stimme: o Klara, meine geliebte Klara, sollten Betty und ich dir dieser Menschen Barmherzigkeit nicht ersetzen können?

Ich sah es dem guten Sidney an, wie rührend und reizend dieser Ausbruch von Unschuld an dem geliebten und hofnungslos geliebten Weibe für ihn war. Es ist ganz unmöglich, daß dieses kühne Abwägen zwischen dem Vortheil eines Plazzes in der bürgerlichen Gesellschaft, und der selbstständigen Freiheit als Verwiesene in der Kolonie, mit einem geschändeten Gewissen zusammentreffe. Sidney sagte, daß wohl nur Eine Ursache die Einwilligung des Kapitains bei diesem Handel würde bestimmen können, nämlich die Furcht des rechtschaffenen Mannes, daß Klarens Schicksal bei dem möglichen Fall von Francis Tod dort in der Kolonie sehr verlassen seyn möchte; sonst hätte der Kapitain selbst gesagt, Kinder brauchten Mutterliebe, und die gäben weder Seiner Majestät Befehle noch die puren christlichen guten Werke. – – Aber in dem Fall, lieber Sidney, der denn doch, wie Sie als Arzt am besten wissen, sehr unwahrscheinlich ist – (leider sah der arme Arzt hier zweideutig aus!) – in dem Fall würde ich mich gegen den Kapitain verpflichten, so und noch besser für Klaren zu sorgen, als Madame Behrend es wollte; denn dazu brauche ich kein Vermögen; sondern bloß Leben, und Liebe für das Kind – – Sidney fiel lebhaft ein: Gut, mein Freund; aber ich theile Ihre Würde als Pflegvater. Wer denn zuerst nach Europa zurükgeht, und der bin ich gewiß nicht, läßt dem andern die Sorge für das Kind. Kommen Sie sogleich mit mir zum Kapitain, wir geben ihm dies Versprechen schriftlich, und haben die Freude, Klaren... und Frau Belton – – Francis sah ihn unruhig an, und sagte dann mit einer Güte, in welcher doch so ein Zurükstossen jeder Annäherung dieses liebenswürdigen Mannes lag: Sir, Ihr Beitritt zu diesem Vorschlag, der freilich alle meine Wünsche für Klaren übertrifft, ist nicht ganz überlegt. Dieser Mann – indem sie gerührt auf mich blikte – oder eignes Leiden müßte mich entwöhnt haben, fremdes Unglük zu verstehen; dieser Mann ist auf einer Bahn des Lebens, auf welche Sie, das gebe die Vorsehung! nie gelangen sollen. Bringen Sie nicht muthwillig Ihr Schicksal in irgend eine Verbindung mit einer Unglüklichen wie ich – denn Sie sehen, daß ich von diesem Kinde nicht zu trennen bin. Ihnen steht noch eine heitere Zukunft bevor; nehmen Sie nichts von dieser zufälligen Zusammenkunft mit mir hinweg, als die Erinnerung, mein tiefes unaussprechliches Elend durch Ihre Menschlichkeit erleichtert zu haben. – – Sidney war sehr bewegt, er wollte sprechen – er stand im Begriff, etwas Unbedachtsames zu sagen, denn er glühte und – aber sie mochte es ahnden, sie nahm seine zitternde Hand sanft zwischen die ihrigen, und sagte mit der weiblichsten Güte: edler junger Mann, erinnern Sie sich immer, daß Sie mir die größte Wohlthat erzeigt haben; denn Sie machten mich immer vergessen, daß die Gesezze mich entehrt haben. Der Dank meines unbeflekten Herzens folge Ihnen — Sie beugte sich sanft über seine Hand, auf welche ihre ruhigen Thränen fielen – und eilte mit dem Kinde aus dem Zimmer.

S i d n e y trat an das Fenster, und suchte männlich mit seinem Schmerz fertig zu werden. Ich überließ ihn sich selbst, denn meine abgeschmakte Bemerkung war mir wieder schwer eingefallen. Endlich wandte er sich zu mir, und sagte mit einer gewaltsam erzwungenen Fassung: sie hat Recht, ich wollte mich selbst betrügen bei diesem Vorschlag – aber Sie müssen dabei beharren! Nicht wahr? – – Ich bekräftigte es, und wir giengen schweigend hinaus.

Alles nöthige ist denn auch bereits verfügt, meine Lieben, und ich habe wieder ein Band, das mich an die Menschheit knüpft. Ich habe mich verbindlich gemacht, für dieses Kind – sey es in der Kolonie oder in Europa – zu sorgen. Doch hoffe ich daß diese Sorge nur in der Freude bestehen wird, es unter F r a n c i s Schuz gedeihen zu sehen; denn ich halte F r a n c i s Gesundheit nicht für so bedenklich, als des armen S i d n e y Herz und Heilkunde sie ansieht. Die abscheulichen Leiden der ersten Zeit auf dem Schiffe, und die für ein so delikates Geschöpf ganz unnatürliche Nahrung auf einer Seereise, haben sie sehr angegriffen. Allein die gute Luft, die Pflanzennahrung in dem Lande, wo sie sich aufhalten wird, sollen sie wohl sicher wieder herstellen. Blühend gesund kann ein Körper nicht seyn, an welchem eine so zarte Empfindung immer die feinsten Theile berührt.

Wie herzlich würdet Ihr meine Freude theilen, dieses gute Weib nach und nach wieder zur Menschheit, ihren Tröstungen und ihren Schwächen zurükkehren zu sehen! Sey es aber Bewußtseyn der Schuld, oder unheilbar verwundetes Gefühl, ihre Besserung geht doch nur langsam, und oft hat sie Rükfälle in ihre finstre Abgeschiedenheit, die um so trauriger sind, als ich darinn nie Verbrechen oder Unglük unterscheiden kann. Gerade im Augenblik, wo eine zufällige Sympathie sie gegen mich weich zu machen scheint, rafft sie sich auf, und zieht die kalte Eisrinde dichter um ihr blutendes Herz. O, meine Lieben, welche Räthsel in unsrer Natur! Rein und brav kann meine F r a n c i s gelebt haben, bis vielleicht eine dringende Noth, eine blendende Versuchung sie hinreißt; und nun ist ihr Daseyn auf immer vergiftet, sie f ü h l t sich entehrt. Wüthet aber Haß und Rache, wüthet irgend eine wilde Leidenschaft in unsrer Brust, daß wir Menschenleben zerknikken, wie Halme, die unsern Fuß in raschen Schritten aufhielten, so folgt uns kein Gefühl von Schande und Erniedrigung; wir wägen unsre Grausamkeit gegen die Grösse unsrer Unternehmen ab, und heben trotzig unser Haupt aus dem Strudel der Umstände empor.

Zuweilen hoffte ich in ihrem vergangenen Leben andre Spuren zu entdekken, um diese traurigen Phänomene in ihrem Charakter zu deuten. Aber ich finde nichts, was mir zum Leitfaden diente. Sie ist seit 17.. Wittwe. Ihr Mann war Aufseher in den Kohlenbergwerken von **, und hatte das Unglük, mit an der Spizze des damals sehr gefährlichen Aufruhrs unter den Bergbewohnern dieses Theils von Wallis[558] zu stehen: ein Unternehmen, das, wenn es gelungen wäre, das mäch-

[558] „Wallis“ = Wales. Seit dem Beginn des industriellen Begbaus in Wales gab es immer wieder Aufstände der Bergarbeiter. In dem beschriebenen Fall wurden die Unruhen offenbar auf den Einfluss der Französischen Revolution zurückgeführt.

tige und doch immer unvergleichlich glükliche England leicht in einen Abgrund von Zerrüttung gestürzt haben würde. Man gab damals französischen Emissarien die Schuld, vermied aber auf alle Weise, das Publikum von den eigentlichen Umständen zu unterrichten. Der junge Belton wurde ausgeliefert, verurtheilt, und nach Neu–Holland transportirt, wo er schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts den Tod fand. Auf Betty `s Veranlassung hat Francis öfters von ihm gesprochen, kurz und ruhig, aber mit einem Ausdruk, als wenn eine leidende Gläubige[559] ihres Schuzheiligen erwähnte. Auch scheint er der liebste Gegenstand ihrer vertraulichen Gespräche mit Betty zu seyn: und ich belauschte sie schon, daß sie mit heissen Thränen, und einer Art Abgötterei, gegen die Kleine von ihm redete. Ich nenne es Abgötterei, weil des Vaters Andenken für das süsse Geschöpf ganz zu dem geworden scheint, was Gottes Wort für andere Kinder ist. Wenn sie oft ein recht schweres Opfer des Gehorsams bringt, wendet sie sich mit nassem aber triumphirenden Blik zur Mutter, und fragt: würde mich mein Vater nun lieb haben, wenn er mich sähe? – – Und die arme Mutter verstummt, und nikt ihr mit einem freundlichen Kusse Beifall zu.

Sidney - Cove

Grüß euch, meine Lieben! Im Hafen von Sidney-Cove sind wir nun; der neue Himmel und die neue Erde steht nun vor meinen Augen, liebe Reinette, aber der sechste Schöpfungstag ist noch nicht erschienen, den du mir verhiessest: noch keine rechte Spur vom neuen Menschen in mir! Mag`s auch beim alten bleiben – Wahrlich, so lange man seine Schmerzensgefühle nicht gegen andrer frohes Gejauchze vertauschen möchte, gründet sich doch das ganze Unglük auf einen falschen Begriff von Freude und Leid. Also herzlich zufrieden mit meinem Schiksal, zuweilen wohl gar ein bischen stolz darauf, grüsse ich euch heute zum erstenmal aus Neu-Holland.

Das Wetter machte den letzten Theil unsrer Reise sehr angenehm; und das stille freundschaftliche Verhältniß dazu zwischen Francis, Sidney, und mir. Sidney scheint seit jener Erklärung seinem guten Herzen wakker zugesprochen zu haben, und er wurde mir in seiner heitern Unbefangenheit täglich lieber. Allein gleich nach unserer Ankunft hatten wir einen höchst unangenehmen Vorfall, der unser aller Frieden sehr gestört hat.

Den Tag, nachdem man alle Gefangenen ausgeschifft, und Francis auf die Empfehlung des braven Kapitains bei einer Korporalsfrau einquartirt hatte, entstand auf einmal ein grosser Lärm, weil eine Kiste mit Leinwand erbrochen und bestohlen worden war. Die Leinwand selbst wurde bei zwei transportirten Weibern gefunden, aber diese Schändlichen hatten Francis als Gehülfin angegeben. Ich saß eben mit ihr unter einem Baum, und Betty machte sich allerhand am

[559] „Gläubige“: Im Original „Glaubige“.

kleinen Schwesterchen zu schaffen, als Sidney äusserst verstört ankam, um Francis von der boshaften Verläumdung zu benachrichtigen: wobei er sie sogleich bat, sich unverzüglich im Gouvernementshause einzustellen, ehe man sie rufen ließe. Sie erblaßte, und sagte bitter: Die Rache ist fürchterlich! Uebrigens eilte sie, um Sidneys Rath zu befolgen, und dem gerichtlichen Einholen zuvorzukommen. Daß weder Sidney noch ich unsre Theilnehmung auch nur durch den entferntesten Verdacht beschmuzzen liessen, könnt Ihr denken. Wir wohnten dem Verhör bei, und die Untersuchung dauerte sehr kurze Zeit, weil die dumme Bosheit der Anklage sich sogleich selbst erwies. Francis antwortete bescheiden und überzeugend deutlich, aber ich sah an ihrem ganzen Wesen, daß sie fürchterlich gespannt war. Sobald sie der Richter, und zwar mit einer freundlichen Ermahnung, immerfort so brav zu sein, entlassen hatte, eilte ich mit Sidney zu ihr, und sprach ihr herzlich zu: arme Francis, erholen Sie sich; Sie waren so angegriffen! – – Sie gieng langsam zu den Kindern, die im Grase spielten, nahm Betty bei der Hand, Klaren auf den Arm; aber indem sie sich entfernte, sagte sie mit dem dumpfen Ton der tiefsten Verzweiflung: Wen die Schande einmal gefaßt hat, dem folgt sie, wie dem Körper der Schatten!

Matt und schweigend sezte sie nun ihren Weg fort, ohne sich nach uns umzusehen, die wir traurig und bestürzt zurükblieben. Sidney`s trübe Blikke wekten mich endlich auf. Ich sagte gefaßt: lieber Freund, ist sie denn weniger gut, weniger unglüklich, wenn diese Worte auch ihre Schuld ausser Zweifel zu sezzen schienen? Kommen Sie, es wird uns endlich gelingen, diesen Schatten von ihrem Leben zu nehmen.

Aber unsre heitern Abende sind gestört. Francis ist niedergeschlagner, zurükhaltender als jemals. Indessen hat ihr sanftes und edles Betragen ihr schon den grossen Vortheil verschaft, daß sie nicht zu den öffentlichen Arbeiten gebraucht wird. Der Gouverneur, dessen menschliches und weises Regiment ihm alle Herzen verbindet, die noch fähig sind, das Gute zu fühlen, hat sie dem ältesten Prediger der Kolonie überlassen, um bei ihm als Haushälterin zu dienen.

Ich habe denn einen Theil des neuen Anbaus durchstreift, und überall die schönste Natur gefunden, die dem europäischen Fleiß mit Wucher lohnt! aber ein trauriges Geschlecht von Menschen verunziert diese Natur. Ihnen fehlt eine Triebfeder zur Tugend. Das Bewußtseyn, selbst das Lob, redlich zu seyn unter ihren schlechten Gesellen, reicht für ihre verhärteten Seelen nicht hin, und ein andrer Lohn wird ihnen nicht. Nun müssen sie doch irgend eine Spannung haben, und der größte Theil findet dann die abgehende Würze des Lebens in einer elenden Frömmelei wieder. Andre sind hier so schlecht, als sie in ihrem Vaterland waren, oder werden eher noch schlechter, weil die Hoffnung, sich einmal durch einen großen Streich auf immer aus der Dürftigkeit zu reissen, nicht mehr wenigstens ihren Verstand in Thätigkeit erhält. Die Besten sind, die schon seit einigen Jahren freigesprochen sind, oder ihre bestimmte Zeit ausgehalten haben; in diesen scheint mit dem Eigenthumsrecht auch das Ehrgefühl wieder aufgelebt zu sein.

Morgen geht ein Transportschiff nach der Norfolk-Insel[560], und schafft allerlei Bedürfnisse dahin, die unser kleines Konvoy mitgebracht hat. Ich will die Gelegenheit benuzzen, um diese Insel kennen zu lernen, die das Paradies dieser Gegend seyn soll.

---

[560] Die Norfolk-Insel liegt im Pazifischen Ozean, ungefähr 1500 km östlich vom australischen Kontinent. Als erster Europäer betrat James Cook auf seiner zweiten Weltumseglung (in Begleitung von Georg Forster) diese Insel, die 1788 britische Kolonie wurde und ab da dem Mutterland als Sträflingskolonie für die „Transportierten" diente. Aus Platzmangel und wegen der schlechten Versorgungslage wurde Norfolk-Island ab 1813 für zwölf Jahre nicht genutzt. Nach Wiederaufnahme als Sträflingsinsel im Jahr 1825 verschlimmerten sich die Bedingungen für die dort gefangen Gehaltenen so sehr, daß – nach Bekanntwerden im Mutterland – auf Druck der Öffentlichkeit 1855 eine endgültige Schließung durchgesetzt wurde.

Zusammenfassung der weiteren Handlung

Die Norfolk-Insel bot sich den Neuankömmlingen in aller Schönheit ihrer Natur dar. Herr Jeßamie, ein Kollege des bis Australien mitreisenden Arztes Sidney, führte Rudolph über die Insel zu einem Meierhof, der als schönster Hof der ganzen Insel galt. Sein Eigentümer, Thomas Watson, war zusammen mit seiner Frau mit dem ersten Schiff der „Transportierten“ auf die entlegene Insel gekommen. Dank seines guten Betragens konnte er lange vor Ablauf seiner Strafe das Gut pachten und mit seiner Frau bewirtschaften. Ihnen zur Seite stand bald ein gut aussehender, edler junger Mann mit Namen Henry, ebenfalls ein „Transportierter“, dessen Erscheinung Rudolph von Anfang an beeindruckte.

Im Haus der Watsons angelangt, von der Ehefrau ernsthaft und kühl begrüßt, fanden sie Thomas Watson, der über den Besuch der beiden Männer sehr beglückt war, kraftlos auf seinem Sterbelager. Als nach dem Tee Rudolph mit Watson allein blieb, legte dieser ihm das Schicksal Henry´s sehr ans Herz, welcher, aus glühender Freiheitsliebe, sich gegen die Verfassung seines Landes Wales erhoben hatte und als Meuterer verurteilt und transportiert worden war. Auch von seinem eigenen Schicksal und dem seiner Frau erzählte Thomas Watson ausführlich und ohne Beschönigung bei dieser Begegnung. Seine Gier nach Unabhängigkeit und Reichtum hatte ihn auf falsche Pfade und schließlich ins Verbrechen geführt. Das Vermögen seiner wohlhabenden Frau war alsbald in Luxus und fantastischen Plänen zerronnen und die Ehe ohne Achtung und Respekt voreinander verlaufen. Erst das Urteil und die Verbannung aus ihrer Heimat hatte die Ehepartner langsam zusammen geführt und in ihnen das Bemühen geweckt, einander das Leben zu erleichtern. Eine wichtige Vermittlerrolle fiel dabei Henry zu, dessen Warmherzigkeit die Annäherung der Beiden erleichterte. Watson hätte wohl beruhigt sterben können, wäre da nicht das ungeklärte Schicksal der in England zurückgelassenen Tochter Fanny gewesen, die in die Obhut gleichgültiger Verwandter gegeben worden war, als die Eltern des Landes verwiesen wurden. Über ihren weiteren Lebensweg blieben die Nachforschungen der Eltern vergebens, so daß sie den Tod der Tochter annehmen mußten.

Ihr zweiter Besuch im Gutshof – wenige Tage später – ließ Jeßamie und Rudolph miterleben, daß Thomas Watson sanft und versöhnt in Henry´s Armen starb. Henry selbst bat die Witwe daraufhin, wie ein Sohn auf dem Hof verbleiben zu dürfen, hatte er doch Weib und Vater im fernen England verloren.

*Keimte schon an diesem Tag in Rudolph ein Verdacht über Henry´s wahre Identität auf, so erhärtete sich wenig später seine Vermutung bei einem abendlichen Spaziergang mit Henry, bei dem dieser leidenschaftlich jedoch bitter aus seinem Leben zu erzählen begann. Aus einfachen Verhältnissen stammend hatte er, dank seiner Fähigkeiten, alsbald eine Sekretärsstellung beim Herzog von *** erhalten, der ihn, seiner französischen Sprachkenntnisse wegen, in unlauteren Geschäften nach Frankreich schickte. Dort erlebte er den Aufbruch der Bürger in die Französische Revolution und ließ sich begeistern vom Kampf der Menschen um Freiheit und Glück. Die Ideale der Revolution im Herzen kehrte er in seine Heimat zurück, wo er die Repressalien, die der untersten Klasse beim ersten Aufbegehren zugefügt wurden, miterleben mußte. Er machte sich zu ihrem Wortführer, stellte sich an ihre Spitze und forderte Freiheit und Gleichheit für die walisischen Arbeiter. Als Meuterer und Aufwiegler verurteilt, zwang man ihn mit dem nächsten Schiff in die ferne Strafkolonie Neu-Süd-Wales. Zurücklassen mußte er Weib und Kind, da*

seine Frau Francis erneut schwanger und den Strapazen des Transports nicht gewachsen war. Sie versprach, ihm zu folgen, sobald es ihre Gesundheit und die ihrer Kinder zuließen.

Lebensgefährlich erkrankt erreichte Henry den fernen Kontinent, unfähig rechtzeitig vor Abgang der Schiffe eine Nachricht an die Zurückgelassenen zu senden. Als im Jahr darauf die neuen Transportschiffe in Australien eintrafen, waren Francis und ihre Kinder nicht an Bord.

Henry erhielt von Mitgefangenen die traurige Nachricht, sie sei in London im Kindbett gestorben und das ältere Kind seither verschollen.

Rudolph sah nach dieser Erzählung seine Vermutung bestätigt, daß die unglückliche und tugendhafte Francis an Bord seines Schiffes Henrys Ehefrau sein mußte. Doch er schwieg, behielt das Geheimnis um seine Mitreisende, so schwer es ihm fiel, in diesem Moment für sich, da Henry noch einmal mit aller Vehemenz sein" Vergehen", seinen Kampf gegen Tyrannei und für Freiheit und Gerechtigkeit beschrieb und Rudolphs Meinung dazu herausforderte. Mit Leidenschaft und Empathie machte ihm dieser daraufhin seine Sichtweise des enthusiastischen Einsatzes von Henry deutlich.

Bewegt von Rudolphs Worten verharrten die beiden Männer auf ihrem Gang schweigend und nachdenklich am Grab Thomas Watsons. Als sich ihnen plötzlich zwei weibliche Gestalten näherten, erstarrte Henry ungläubig, um dann mit einem lauten Schrei seine tot geglaubte Ehefrau Francis in seinen Armen zu empfangen. Auch Betty flog ihm entgegen, jubelte, den Vater zu sehen und sprang in Rudolphs Arme. Da Sidney nun auch zu der kleinen Gruppe trat, ergriff Francis Rudolphs Arm und Sidneys Hand und führte beide zu ihrem Henry, um sie ihm als ihre Lebensretter von Bord des Schiffes vorzustellen.

Frau Watson, die der Begegnung ernst und stumm zugesehen hatte, führte die Wiedervereinten ins Haus, wo eine junge Frau das Pflegekind Klara brachte, das sogleich Vertrauen zu Henry fasste. Ohne die Anwesenheit der beiden Kinder begann Francis wenig später ihrem Mann die tragische Geschichte ihres Lebens nach seiner Abreise in die Kolonien zu berichten. So bezog sie mit Betty eine kleine Wohnung, hielt beide mit Näharbeiten über Wasser und plante nach der Geburt des zweiten Kindes, dem Verurteilten nach New South Wales zu folgen. Da die Gesellschaft sie endgültig ausgestoßen hatte und sie nach einem Brand ihrer Wohnung völlig mittellos dastand, zog sie mit ihrem Kind aufs Land, wo sie einige Bäuerinnen kannte. Dort brachte sie die zweite kleine Tochter zur Welt, die jedoch nur wenige Wochen lebte.

Ein Jahr nach Henrys Fortgang erfuhr sie durch Zurückkehrende von seinem angeblichen Tod und stürzte in tiefe Verzweiflung. Um nun ihr und Bettys Überleben zu sichern nahm sie durch Vermittlung des Haushofmeisters Samson die Stelle einer Haushälterin bei einem Lord an. Sie verwaltete ihr Amt zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten und übte es mit Freude aus. Doch stellte ihr Samson sehr bald nach, drohte ihr bei der Zurückweisung seiner Anträge mit Rache und suchte nach einer Gelegenheit dazu. Eines Tages bezichtigte er sie des Diebstahls von Teilen des Tafelsilbers, das unter ihrer Aufsicht geputzt worden war, welches er jedoch heimlich in einem ihrer Koffer versteckt hatte. Als er sie gewaltsam daran hinderte, sich ihrer Herrschaft erklären zu wollen und zugleich versuchte, sie zu vergewaltigen, stach sie ihn mit einem Tafelmesser nieder. Man warf sie und Betty daraufhin ins Gefängnis und machte ihr den Prozess, in dem sie zwar nicht des Mordes – Samson hatte vor seinem Tod ein Geständnis abgelegt – jedoch des schweren Diebstahls angeklagt wurde, da sich die vermissten Silberteile in ihren Sachen wieder-

fanden. Das Urteil „Schuldig“ bedeutete für Francis, des Landes verwiesen und in die Kolonien im fernen Australien verbracht zu werden. Ihr flehendes Bitten, ihr doch wenigstens das Kind zu lassen und Betty nicht in staatliche Erziehung zu geben, wurde von ihren Richtern erhört und beide gemeinsam auf das nächste Transportschiff gebracht.

Für dieses Kind da zu sein und die Erinnerung an den über alles geliebten Mann gaben Francis die Kraft, die unwürdigen Bedingungen an Bord und die hässlichen Auftritte der Mitgefangenen zu ertragen und Böses von ihrem Kind fernzuhalten. Sidneys Güte und Fürsprache und Rudolphs freundlicher Umgang mit Betty gaben ihr ein wenig ihrer Würde und Selbstachtung zurück.

In Sidney-Cove angekommen, trat sie als Wirtschafterin alsbald eine Stelle beim ältesten Geistlichen der Kolonien an, dessen verwitweter Vetter mit seinen Töchtern im selben Haushalt lebte. Die mutterlosen Kinder gewannen Francis sehr bald lieb und teilten und spielten gerne mit ihren beiden Mädchen. In der Spielzeugkiste, die sie nun gemeinsam benutzten, befand sich auch eine Zeichnung, die Betty am nächsten Tag begeistert ihrer Mutter entgegen hielt, da sie ihr so gut gefiel. Ungläubig und mit großem Schrecken meinte Francis, in dieser Darstellung Henrys Art zu zeichnen zu erkennen und begab sich erregt und aufgewühlt sogleich auf die Suche nach der Herkunft des Bildes. Über den Kolonisten Morgan, einen walisischen Kohlengrubenarbeiter, der gemeinsam mit Henry deportiert worden war, erfuhr sie, daß ihr Mann am Leben war und sich auf Norfolk-Island im Haus der Watsons befand. Auf Intervention des alten Geistlichen gestattete ihr der Gouverneur sogleich in Begleitung Sidneys die Reise dorthin, wo sie überglücklich in Henrys Arme fiel.

Schon auf dem Schiff und später in New South Wales war es Sidney sehr schwer gefallen, seine Gefühle für Francis zu verbergen. Nun, da er die kleine Familie so innig vereint sah, kostete es ihn umso mehr Selbstbeherrschung, seine Liebe zu ihr nicht zu verraten. Allein, nicht nur Rudolph sondern auch Jeßamie erkannten seine Gefühlslage, die, sollte sie sich offenbaren, große Unruhe stiften würde. So beschlossen sie, Sidney zu überzeugen, Rudolph auf seiner geplanten Reise nach Kanton zu begleiten, die er alsbald antreten wollte. Und Sidney stimmte zu.

Die verbleibende gemeinsame Zeit verbrachte jeder tagsüber freudig mit allerlei Arbeiten. Henry und Francis sorgten für den Hof, Rudolph ordnete die Pflanzensammlung des verstorbenen Watson, die er in England für dessen Witwe zu veräußern gedachte und Jeßamie begann Verhandlungen mit dem örtlichen Hospitalarzt, um mit ihm die ärztlichen Stellen zu tauschen.

Allein Frau Watson verharrte in ihrer distanzierten Art, in ihrer Freudlosigkeit, in der Stumpfheit ihrer Gefühle, aus der sie nur gelegentlich, wenn Francis aus ihrer Jugend erzählte, herauszutreten vermochte. Francis berichtete dabei einmal von ihrer Tante, bei der sie bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr aufgewachsen war, daß diese sie zunächst freundlich aufgenommen, dann jedoch nach dem angeblichen Tod der Eltern des Hauses verwiesen hatte unter der Bedingung, ihre verwandtschaftlichen Beziehungen nie wieder zu erwähnen. Völlig mittellos hätte das junge Mädchen nun als Magd arbeiten müssen, hätte sich nicht eine Eisenhändlersfrau aus Wales ihrer angenommen und sie mit mütterlicher Fürsorge in ihrem Haus aufgenommen. Kurz vor ihrem Tod verheiratete die Pflegemutter Francis mit ihrem Neffen, Henry Belton.

An einem Sonntag kurz vor der Abreise Rudolphs mit Sidney überschlugen sich die Ereignisse in der Familie Watson. Der ganze Haushalt war aufgebrochen, um sich an einem romanti-

schen Plätzchen auf der Insel noch einmal gemeinsam zu vergnügen. Nach ausgelassenem Spiel bat Henry seine Frau, ihnen das Lied zu singen, welches er als erstes von ihr gehört hatte. Es war eine alte schottisch Volksweise, die nur noch hier und da auf dem Lande gesungen wurde und die sie nun in schottischer Mundart vortrug. Frau Watson, gerührt und heftig erregt, wollte daraufhin wissen, wie in Francis´ walisischen Akzent so viel Schottisches hineingelangt sei. Da brach Francis ihr Schweigen, welches ihr die Tante einst auferlegt hatte, und erzählte, daß sie in Edinburg geboren und aufgewachsen war und nannte auf Nachfrage auch die Namen von Vater und Tante. Das war die letzte Gewissheit, die Frau Watson noch gefehlt hatte, um in dieser jungen Frau ihre eigene Tochter, Fanny, zu erkennen.

Nun, da sich der Kreis der Betroffenen geschlossen hatte, war es nur noch an Frau Watson ihr eigenes Schicksal zu erklären, den traurigen Weg in die Verbannung zu erzählen. Sie war nach dem frühen Tod ihrer Mutter in der Familie einer Tante gemeinsam mit einer Cousine aufgewachsen. Doch das Verhältnis der beiden Mädchen zueinander war von Anfang an von Neid, Eifersucht und Nebenbuhlerschaft geprägt. Früh heiratete sie den aufstrebenden Kaufmann Burton und übergab ihm mit der Eheschließung ihr kleines väterliches Vermögen, das dieser mit Spekulationen und unglücklichen Projekten sehr bald verspielte. Die gesellschaftliche Schmach des Ruins trieb das Paar daraufhin zunächst nach London und später unter dem Namen Watson nach Hamburg, wo Frau Watson einen reichen Onkel hatte, bei dem sie einen Neuanfang zu hoffen wagten. Ihre mittlerweile sechsjährige Tochter hatten sie in Edinburg in der Obhut der wohlsituierten Cousine zurück gelassen, die in fortgeschrittenem Alter noch einen sehr wohlhabenden Junggesellen geheiratet hatte, und sich nun sehr erhaben über die Gescheiterten dünkte.

Der Hamburger Onkel versprach den vom Glück Getäuschten eine Testamentsänderung, in der er beide Cousinen zu gleichen Teilen als Erbinnen einzusetzen gedachte. Doch noch bevor er dieses Vorhaben in die Tat umsetzen konnte, verstarb er und wiederum befanden sich die unglücklichen Watsons am Rande der Armut. In ihrer Verbitterung fälschten die Eheleute das Testament und begaben sich mit demselben zurück nach London. Doch der Betrug flog auf und zerstörte nun endgültig auch die letzte Hoffnung der Watsons auf Wohlstand. Das Gerichtsurteil war vernichtend und hätte wohl auf „Tod“ gelautet, hätte nicht die Cousine aus Angst vor der Schmach für die Familie vor Gericht vermittelt und erreicht, daß die Strafe in die Transportierung nach Neu-Süd-Wales umgewandelt wurde. Die Pflegetochter aber jagte sie davon und ließ sie glauben, daß ihre Eltern verstorben seien.

Nach Jahren der Strafverbüßung in Australien versuchte Frau Watson, von ihrer Cousine Nachricht über ihre Tochter zu erhalten. Doch die noch immer Beleidigte verschwieg die Wahrheit und schrieb zurück, daß Francis schon vor langer Zeit mit einem Mann ohne Stand und Namen fortgegangen und seitdem verschollen sei. Mit dieser scheinbaren Gewissheit im Herzen fiel es Frau Watson am Beginn ihrer Begegnungen mit Francis auf Norfolk Island schwer, zu glauben, daß dieses sanfte Wesen ihre Tochter sein könnte, da sie sie doch in Laster und Elend in England wähnte. Ihre ganze Zuneigung übertrug sie nun auf die beiden Kinder, Betty und Klara, als wollte sie die Versäumnisse an ihrer Tochter an den Enkelinnen wieder gut machen. Auch setzte sie ein Testament auf, das Henry und Francis zu ihren Erben bestimmte.

Rudolph und Sidney, der immer noch unter seiner unerfüllten Liebe zu Francis litt, verließen alsbald die Insel, um über Australien nach Kanton weiterzureisen. Bei ihrem Aufenthalt in Sidney-Cove erreichte sie in einem langen Brief des Arztes Jeßamie die Nachricht vom Tod der Frau Watson. Sie hatte ihrem Leben ein Ende gesetzt, nachdem sie von einem tollwütigen Hund gebissen worden war, der zuvor die beiden sie begleitenden Kinder angegriffen hatte. Um die Mädchen vor Bissen zu schützen, hatte sie den Hund zu erwürgen versucht und war dabei selbst heftig verletzt worden. Tagelang mit dem Tod zu ringen, ersparte sie sich und ihren Lieben durch einen Schuss ins Herz.

Der Ehewagen[561]



Abb. 20: 1. Stich zum „Ehewagen" (1818)

In welches Menschenalter sollen wir uns versetzen, um den Sinn dieser Darstellung nach des Künstlers Absicht zu fassen? Wundersam hat er antike Gestalten zu Sinnbildern neuerer Begriffe gewählt; kühn hat er veraltete Ansichten dem mitlebenden Geschlechte versinnbildet. Wir erklären uns, keines Andern Auslegung widersprechend, ohne Scheu über unsre Ansicht derselben. Der schöngebildete Wagen, der einfache Leibrock, das reichgefaltete Peplum[562] gehört der classischen Vorzeit; das Sinnbild des Hundes, zur Bezeichnung der Treue, des Jochs, als Symbol des ehelichen Bundes, setzt eine Ansicht voraus, bei welcher unsere jungen

[561] Abdruck nach: Therese Huber, Romane und Erzählungen, hg. von Magdalene Heuser, Bd. 9/2 (Frühe Frauenliteratur in Deutschland Bd. 20), Erzählungen 1830–1833; Hildesheim 1999, S.189–204. Erstdruck in: Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1818, hg. von Johann Wolfgang Goethe u. a., Tübingen 1817, S. 5–18.
An dieser Stelle findet sich im Druck eine „Anmerkung des Herausgebers", der im Gegensatz zur vorliegenden Ausgabe offenbar die Stiche nicht vorliegen hatte: *Diese kleine Erzählung war durch Kupfer des Damenalmanachs von 1818 veranlaßt, deren Beschreibung die Erzählung selbst enthält, soweit sie zu deren Verständniß nöthig ist. Ich hoffe, daß die Leser in der von den Bildern unabhängigen psychologischen Bedeutung der Erzählung den Grund finden werden, der mich bewog, sie hier aufzunehmen; auch schien es nicht uninteressant, zu zeigen, wie dieser Geist auch eine so triviale Veranlassung zu benutzen verstand. Man vergleiche andre Kupfererklärungen!* („Kupfererklärungen" = interpretierende Anmerkungen zu Kupferstichen.)
[562] „Peplum" = Faltenreiches Obergewand, altgr. Umschlagtuch der Frauen.

Herren gar nicht mehr wissen werden, wovon die Rede ist, und ein großer Theil unsrer Schönen höhnisch den Kopf schütteln. Unsere Altvordern, der Natur näher vertraut, die Wahrheit schlichter ertragend, gingen gegen den treuen Wächter ihrer Herden, den Gefährten ihrer Reisen und Jagd nicht als mit einem Spielzeug müßiger Laune von Liebkosung zu Beungnadigung über; seine Anhänglichkeit, von knechtischer Furcht und niedrigem Ertragen frei, ward deshalb von Ihnen mit Recht zum Sinnbild der Treue erwählt; mit Liebe an den Mitgenossen ihrer Mühen hangend, mit dem kräftigen Stier, welcher ihr Feld pflügte, redlich die Frucht ihrer Arbeit theilend, ward von ihnen das Joch nicht als ein Zeichen der Knechtschaft, aber der Verbindung zu gleichem Zwecke betrachtet, und an keine Herabsetzung des Ehebündnisses denkend, verglichen sie ein Ehepaar mit dem Gespann eines Wagens. In diesem wackern altväterlichen Sinne benutzte der Künstler diese Symbole, und wir wollen suchen sie in einem historischen Zusammenhange zu betrachten.

Ida war in der Blüte der Schönheit und Jugend, als Hugo, aus den Feldzügen für das Vaterland zurückkehrend, sie bei einem Besuch in der Hauptstadt kennen lernte und liebte. Hugo legte gegen Idas Reize eine ehrenvolle Narbe in die Wagschale der Ansprüche, gegen ihre sorglose Jugend einen geprüften heitern Sinn, gegen ihr reiches Heirathsgut ein Amt, von dem aus seine Verdienste ihm den Weg der ersten Ehren eröffneten. Die Verbindung der beiden Liebenden ward zur Freude der Eltern beschlossen, und die zufällige Gegenwart eines hochverehrten Oheims beschleunigte deren Feier. Ehrenfried, so hieß dieser, fand seine Freude an der Kunst, und als theilnehmender, aber schweigsamer Gesellschafter pflegte er oft seinen Antheil an den Vorgängen des Augenblicks in schnell skizzirten, auf den Gegenstand des Gesprächs Bezug habenden Bildern an den Tag zu legen. Oft wurden diese Stoff zu neuen Gesprächen, oft Denkmale geistvoller Unterhaltung. Idas Verbindung, die gleich nach seiner Ankunft in des Bruders Hause sich anspann, machte ihm viel Freude; der biedre Bräutigam nahm ihn täglich mehr ein; nur wie er in den Tagen der Hochzeitfeier seine grenzenlose Unterwerfung in seine Liebesbande gewahrte, sagte er lächelnd zu dem, bei dem Glücke seines Lieblings überseligen Vater: „so läßt sich doch Jeder von uns einmal in seinem Leben den Spinnrocken aufschwatzen.“ Ida hörte es und blickte triumphirend zu ihrem Oheim herüber. Hugo hörte es und verbarg sein Erröthen auf der dargebotnen Hand der reizenden Braut.

Während nach der Trauung die jüngere Gesellschaft in geistreichen Spielen sich abmühte, in denen, dem Tage zu Ehren, die Macht der Schönheit und das Glück ihrer Bewunderer in den witzigsten Sinnsprüchen, Charaden[563] und Calembourgs[564] gefeiert war, saß der Oheim in einem Fensterbogen und zeichnete, das

[563]„Charaden“ = szenisch dargestellte Worträtsel.
[564] „Calembourgs“ = Wortspiele, Kalauer.

Gesellschaftsgewirre still lächelnd mit den Blicken verfolgend, von Zeit zu Zeit seine Gedankenspiele auf. Wie die Tafel angesagt ward, und das Brautpaar, den geehrten Verwandten fortzuführen, schmeichelnd herantrat, sagte Ehrenfried: „Nichte, ich hörte, wie Dein Hugo im witzigen Spiel Dir sein Herz schenkte, und wie der Zufall wollte, daß Du es in Deinem Ridikül[565] logiertest[566]; ein andres Mal wie ihr im Rosenthale zusammentraft und Schmetterlinge daselbst fingt: das brachte mich auf den Gedanken, Euch bildlich zu zeigen, was Euch fortan obliegt, Einer mit dem Andern zu bezwecken, da Ihr den Ort, Euch zusammenzufinden, freiwillig gewählt habt." Mit diesen Worten reichte er ihnen die Skizze des Bildchens, das wir hier mit der Zahl Eins bezeichnen, die er während des Spieles entworfen. Lebhaft beeilte sich Hugo, es zu betrachten; etwas mistrauisch faßte es Ida, die ihres Oheims strengen Sinn kannte, ins Auge. Die Treue auf Rosen gebettet! meine Ida, rief der Bräutigam und drückte die Hand seiner Huldin[567] an das Herz. – Also einem Joch vergleichen Sie den Ehestand, mein gnädiger Oheim? fragte Ida ein bischen schnippisch und verlegen. – Ja, Fräulein Braut, erwiederte der neben ihr sitzende Alte, seine klaren, blauen Augen auf sie heftend – und sie glänzten unter den gebleichten Wimpern hervor wie eine blaue Flut, vom Schneeufer umgeben, wenn die reine Himmelssonne daraus zurückstrahlt. – Ja, Fräulein Nichte, ich stelle den Ehestand als einen Wagen vor, der mehr führt als Cäsarn und sein Glück, der Lebenswerth und Seelenheil führt, dessen Grundpfeiler die Treue ist. Ihr zum Sinnbild nahm ich das Thier, das um der Liebe willen liebt. Diese Beiden hier haben sich verbunden, dieses heilige Sinnbild auf dem Lebenswege fortzuführen, bis zum Ufer der Ewigkeit hin, einträchtig und keusch, wie einst unsre Voreltern das Bild der Mutter Erde führten, zum See der Verwandlung – so sollt Ihr fortschreiten, der Stärkere die Stütze des Schwächern, bis die heilige Flut Euch aufnimmt zum beseligenden Erneuen. – O meine Ida! rief Hugo, möge ich immer würdig sein, Dir zur Stütze zu dienen; und er drückte die Braut mit der einen Hand an sein Herz, indeß er die andre ausstreckte, verheißend des Oheims Rechte zu fassen. Idas rosige Lippen, welche sich beim Anblick des Bildes zum Spotte gewölbt hatten, zitterten von Rührung überrascht bei des Oheims ernster Erklärung, und indem dieser seine Hand aus der Hugos zurückzog, ergriff sie das Mädchen und benetzte sie mit ein Paar innigen Thränen. Dieser bedeutungsvolle Auftritt steigerte nur durch seinen vorübergehenden Ernst die Heiterkeit der Gesellschaft zu geistigerm Scherze, sowie nach einem frischern Ostwind der Sommerhimmel, mit glänzendem Blau umflossen, die Fluren erhellt.

Der Kreis der Verwandten und Freunde wetteiferte, auf den Hochzeitstag fröhliche Feste folgen zu lassen; von ihnen Allen war Ida die Königin, und wie der Oheim bemerkte, entwickelte sich je mehr und mehr in ihr das Bestreben Auto-

[565] „Ridikül" = kleine gehäkelte Handtasche, auch Handarbeitsbeutel.
[566] „logiertest" = unterbrachtest.
[567] „Huldin" = schönes Mädchen.

kratin[568] zu sein. Hugo berauschte sich in dem Glück, einer so reizenden Despotin zu gehorchen, und wenn er wahrnahm, daß der strenge Oheim hie und da andeutete, daß er Rosenketten auch für Fesseln hielt, verdoppelte er seine Huldigung gegen die Königin der Herzen, weil willkürlich übernommene Knechtschaft die Freiheit nicht zwängt.

Eines Abends hatte man sich verabredet auf einem benachbarten Landhaus auf dem Rasen zu tanzen. Ida freute sich grenzenlos auf das ländliche Fest. Glänzend von Jugend und Frohsinn, gleitete ihr Fuß über den Teppich des Rasens, und der hüpfende Sonnenstrahl, der durch die beschattenden Wipfel der Linden ihre schlanke Gestalt bald hie bald da mit einem Lichtblitz erhellte, zeigte sie in so bezauberndem Liebreiz, daß der strenge Oheim selbst, in ihren Anblick verloren, seinen Bleistift vergaß. Unerwartet erschien die Familie des Ministers **, des Departementschefs von Idas Vater, die heute zufällig das nämliche Landhaus zum Ziel ihrer Spazierfahrt gewählt hatte. Der alte Minister beglückwünschte treuherzig die Eltern und das junge Ehepaar, und seinen Antheil an ihrem Fest zu bezeigen, führte er seine Tochter Hugon zum Tanz zu. Die Verhältnisse waren von der Art, dieses Anerbieten mit Dank zu erkennen; Laura war so schön, daß jede Artigkeit gegen sie nur eine Huldigung sein konnte; aber sie war auch so geistreich, daß der Tanz eine lebhafte Unterhaltung nach sich zog, bei welcher in Hugo der Wunsch sich ausbildete, seine Ida daran Theil nehmen zu machen. Geschickt wußte er Laura in ihre Nähe zu bringen; mit stolzer Erwartung, seine angebetete Ida mit Laura an Liebreiz und an Geist wetteifern zu sehen, zog er sie ins Gespräch; aber einsylbig und kalt ließ es die junge Gattin bald wieder zur Zwiesprache verkehren, die um so lebhafter ward, da Hugo seine Fehlschlagung nur durch Geistesspannung zu verbergen vermochte.

Der Abend ward peinlich; denn wie die schöne Laura schon längst den Schauplatz verlassen hatte, blieb Ida in das Dunkel ihres Mismuths gehüllt, und Hugo suchte vergeblich nach Geistesfreiheit zu ringen. Der Oheim richtete oft seine klaren Augen auf sie, und wie sie ihm zur guten Nacht die Hand küßte, sagte er bedeutend: „glaube mir, Nichtchen, schlaf Dus hübsch aus." – Aber dem Schlaf entquoll kein Lethe[569]! Ida erschien am andern Tage mit trübem Blick, und Hugo summte engbrüstig ein Liedchen, so oft seine junge Frau seine freundliche Rede mit halb lauten klagenden Tönen beantwortete. Unglücklicherweise mußte an diesem Tage Ein und das Andre, die Reise des neuen Ehepaars in seine künftige Heimath betreffend, verabredet werden. Ida sollte wählen, bestimmen; sie hüllte sich aber in theilnahmlose Schwermuth. Es war der erste Abend, den die Familie allein zubrachte. In allen Thüren knarrte ein Miston; jeder Stuhl rutschte ärgerlich über den Boden, Keiner hörte des Andern Rede ohne Einwendung an. Die Mutter

[568] „Autokratin" = Alleinherrscherin, selbstherrliche Person.

[569] „Lethe" = Unterweltfluss in der griechischen Sage; sein Wasser bringt dem Trinkenden Vergessen.

rief Mann und Schwiegersohn zum Kartenspiel auf; Hugo ordnete mit sichtbarer Anstrengung, Milde in seinem Betragen zu erhalten, den Spieltisch; Ida saß abwärts vor einem Kästchen und räumte mit trostlosem Gesicht eine Menge nichtsbedeutende Andenken gleichgültiger Salonsbekannten zu einem Quodlibet[570] ein. Ehrenfried schien neben einer Studirlampe zu lesen, plötzlich aber näherte er sich Ida und legte ein Blatt vor sie hin (das zweite in der Reihe), in welchem sie alle Gestalten auf dem am Hochzeitstage wiedersah, nur verschieden gruppirt. Ida errötete und schob die Zeichnung mit der Hand zurück, in der sie eben ein zierliches Winkelmaß von Bernstein, das Andenken eines jungen Vetter Lieutenants emporhielt, um es neben eine eben solche Freimaurerkelle zu legen.



Abb. 21: 2. Stich zum „Ehewagen“

Die Treue ist ja bissig geworden, lieber Oheim, sagte sie spöttisch, und das Blatt flog, ohne ihren Willen, von dem Raritätenkästchen herab bis vor Hugos Füße. Dieser nahm es auf, es ward besehen, commentirt, der Vater nahms leichtherzig und meinte: die Schöne stünde wie eine Artemisia[571] ohne Aschenkrug da; die

[570] „Quodlibet“ = Durcheinander, Mischmasch.

[571] „Artemisia“: Gattin und Schwester des Mausolos von Halikarnassos, auf Darstellungen häufig mit Aschenkrug ihres Gatten abgebildet, da sie über dessen Tod so erschüttert gewesen sein soll,

Mutter sagte aus Verlegenheit das Unpassende, nämlich: es wäre recht gut, daß Fidel[572] den armen Ziehenden aufhielt, denn er stelle sich so gewaltsam, als wolle er mit dem Wagen davonlaufen. Unerwartet unterbrach Idas lautes Schluchzen den peinlichen Scherz, und wie sich die Sprechenden nach ihr umsahen, eilte sie, das Gesicht in ihr Tuch verhüllend, aus dem Zimmer. Mein Oheim, rief Hugo mit Vorwurf, Sie verletzen durch Ihre zu ernste Ansicht ihr zartes Gemüth! – Fasse die Leitseile, ordne das Gespann und theile die Last, erwiederte bedächtig der Oheim; aber Hugo war längst schon der weinenden Gattin gefolgt. Der Oheim zog sich zu seiner Studirlampe zurück; der Vater mischte leise pfeifend ohne Ende die Karten; die Mutter, nachdem sie eine Weile in großer Unentschlossenheit gestanden und endlich zur Thür hinausgeschlichen war, kam nun auf den Zehen, aber fröhlich zurück – er liegt vor ihr auf den Knien und küßt in Eins fort ihr die Hände, flüsterte sie triumphirend und stellte sich vor den Oheim. O Klaudia, törichte Mutter[573] rief dieser und las in seinem Buche fort. Aber die thörichte Mutter meinte weise gewesen zu sein, denn noch am selben Abend und alle folgenden Tage war Hugo die Demuth und Liebesergebenheit selbst, um Gunst werbend, als habe er noch kein Jawort erhalten, und die Blicke des Oheims meidend, wie das Kind den Anblick der Ruthe. Dem Ansehen nach keine dieser Erscheinungen bemerkend, beharrte Ehrenfried in seinem sinnigen Schweigen, oder in seinem friedsamen Gespräch, gab Rath zur fernern Laufbahn des neuen Neffen und schien sein verändertes Benehmen gar nicht auf sich zu beziehen. Nach und nach ging Idas schmachtende Niedergeschlagenheit in launige Lebendigkeit über. Sie konnte nun ohne Hugos Gesellschaft nicht mehr leben, nahm Theil an Allem, was er trieb, beschäftigte ihn mit Allem, was sie vornahm; sie beherrschte ihn, bald mit dem Muthwillen eines glücklichen, bald mit dem Eigensinn eines kränklichen Kindes. Eines Tages traf Hugo ein Paar seiner Kriegsgefährten unerwartet auf einem öffentlichen Spaziergange an. Gute, treue Jungen, die Freude und Leid mit ihm getheilt, die er durch seinen gebildeten Sinn vor mancher Rohheit bewahrt und an mancher Ausschweifung gehindert hatte. Jetzt kamen sie nach der Hauptstadt, die verheißne Beförderung zu suchen, unwissend, daß ihr Waffenbruder sich daselbst vorfinde zum Abholen einer Braut. Die Freude des Wiedersehens war laut und herzlich, und ganz unfehlbar meinten die gutmüthigen Gesellen, der Freund müsse sie in ihren Gasthof begleiten, um ungezwungen mit ihnen einen fröhlichen Abend zu feiern. Hugo ward bei dem Vorschlage verlegen, und auf ein Paar Worte, welche Ida ihm ins Ohr flüsterte, sagte er ihnen mit verdoppelter Herzlichkeit: heute Abend sei er in ein Familienkränzchen versagt, von morgen früh an wolle er aber nur für sie leben. Die armen Jungen schienen das nicht zu begreifen, sie wagten ein Paar, ihrer Absicht nach, sehr galante Scherze

dass sie ihm zu Ehren das berühmte Mausoleum errichten ließ, das zu den sieben Weltwundern der Antike zählt

[572] „Fidel" = Der Hund der Abbildungen als Symbol der Treue (fidelis = lat. treu).

[573] Im Druck Anmerkung des Herausgebers: A*us Lessings Emilia Galotti.*

gegen die schöne junge Frau, welche durch eine vornehm höfliche Antwort ihre Fehlschlagung dergestalt vermehrte, daß sie des Oheims Einladung, den morgenden Abend bei ihm in einem Gasthofe zu speisen, sehr mistrauisch annahmen.
Hugo war an diesem Abend zerstreut und verlegen; Ida hatte den folgenden Morgen, wie ihr Gatte sich, seine Freunde aufzusuchen, entfernte, heftiges Kopfweh. Schweigend ging Ehrenfried den ganzen Tag seinen Gewohnheiten nach und wunderte sich nicht, wie er am Abend seine jungen Gäste allein in dem bezeichneten Wirthshause erscheinen sah. Wo haben Sie meinen Neffen? fragte er mit treuherzigem Handschütteln; er will erst zusehen, wies zu Hause steht, sagte der eine Kriegskamerad mit komisch wichtigem Tone. Gut! erwiederte der Oheim, so erwarten wir ihn bei einem Glas Wein. – Lange dauerte das Warten; endlich ward Ehrenfried ein Billet überbracht, in dem Hugo ihm meldete, wie eine Geschäftsfrage von einem seiner Collegen, die ihm die heutige Post überbracht, eine weitläufige Antwort erfordere. Pereant[574] die Geschäftsfragen, rief lustig der Oheim und hob das Glas, und die jungen Gesellen wurden so froh am Wein und des Alten treuherzigem Wesen, daß sie Hugos Anwesenheit nicht weiter entbehrten.



Abb. 22: 3. Stich zum „Ehewagen“

Wie Ida am folgenden Morgen an ihren Nachttisch trat, lag ein schöner Blumenstrauß darauf, von einem Blatt, zur Tüte gebogen, umwickelt, auf dem Ida beim ersten Blick die bekannten Gestalten entdeckte. (Das dritte Blatt.) Allein dieses Mal erschien Ida als siegende Königin auf den Wagen erhoben, den Zepter in der Hand, von ihrem Gefährten mühselig gezogen, und der bedeutsame Fidel, der auf dem ersten Bilde auf Rosen ruhte, auf dem zweiten den zornigen Führer zurück-

[574] „Pereant“ = lat. „sie mögen zugrunde gehen“.

hielt, schien hier demüthigen Schrittes dem Siegeswagen zu folgen. Ida faßte es nur flüchtig ins Auge, warf es dann geringschätzend zur Seite und sagte, ohne den, es jetzt auffassenden Hugo anzusehen: „Wahrhaftig! der Oheim misbraucht sein Vorrecht eines gutmüthigen Murrkopfs." Hugo hatte das Bild mit gerunzelter Stirne betrachtet und blieb nun hocherröthend, in Gedanken versunken damit stehen. Ida fuhr fort, singend, doch nicht ohne heimliche Verlegenheit, die Blumen in eine Vase zu ordnen, bis nach einer Weile Hugo, heftig auf- und abschreitend, dem Bedienten nach seinem Hut rief. Du gehst doch nicht aus? fragte Ida nachlässig, ohne ihre Beschäftigung zu unterbrechen. – Doch! ich gehe mit meinem Kameraden zum Frühstück. – Wie? doch nicht wieder im Gasthof? – Vielleicht. Vielleicht auch ins Freie. – O Hugo! nur kein Gelag! – Nein Ida; aber einen freien Moment … Die junge Frau wendet sich mit den Blumen in der Hand befremdet und beleidigt um. Wie? rief sie, unser häusliches Beisammensein …Es schien, als hätte sich schnell ein Gährungsstoff in Hugos Herzen entwickelt; denn ohne sie aussprechen zu lassen, legte er mit zitternder Hand das gezeichnete Blatt vor sie hin und eilte aus dem Hause.

Abgestreift war nun der Blütenstaub von dem Kranze der Liebe; einzelne Windstöße von Mismuth, schnell schwellende Bäche von Thränen rissen die entfärbten Blumen mit sich fort. Vater und Mutter, vom Oheim dringend gebeten, enthielten sich nur mit mühseliger Selbstüberwindung, Bitten und Klagen zu versuchen; Ehrenfried selbst, ohne sich je in die wechselnden Launen des Ehepaars zu mischen, wußte sein Gespräch, sein ganzes Benehmen also einzurichten, daß es aller Verblendung der Leidenschaft bedurfte, um nicht in seinem Umgang Weisheit, in seinem Beispiel Milde zu lernen. Herzlich mit der Nichte, voll männlicher Theilnahme gegen den Neffen, wußte er oft die gespannten Gemüther bis zum freundlichen Beisammensein zu beschwichtigen. Das Ende von Hugos Urlaub kam herbei; er hatte zuweilen der Nothwendigkeit, an die Abreise zu denken, erwähnt, aber ängstliche Blicke der Mutter, helle Thränen der Gattin waren die einzige Antwort. Endlich versuchte er in engern Familienkreise Ida, den Tag zu bestimmen, an welchem er sie in ihre künftige Heimath dürfe einführen. Sie brach in einen Thränenstrom aus und bat ihn mit Schluchzen, allein abzureisen und ihr noch einige Wochen zu erlauben, in denen es ihr vielleicht gelingen würde, sich in ihre neue Lage zu finden. Vater und Mutter bestummten; Hugo ward blaß, machte eine Verbeugung und verließ wankend das Zimmer. Nun blieben die Eltern ihres dem Oheim gethanen Versprechens nicht länger eingedenk, sie begannen mit Fragen und endigten mit Vorwürfen, wobei die peinlich gequälte Ida die Fragen mit Thränen, die Vorwürfe mit zunehmenden Stolze beantwortete. Nichte, rief endlich der Oheim, der bis dahin im Stillschweigen verharrt hatte, da hast Du das Bild Deiner Ehe, wenn Du so fortfährst, aber in dem Falle male daneben Deiner Eltern und mein Grab. – Heftig warf er ihr ein Blatt hin, das ihn seit einigen Minuten beschäftigt hatte, und trat in sichtbarer Gemüthsbewegung auf den offenen Balkon.

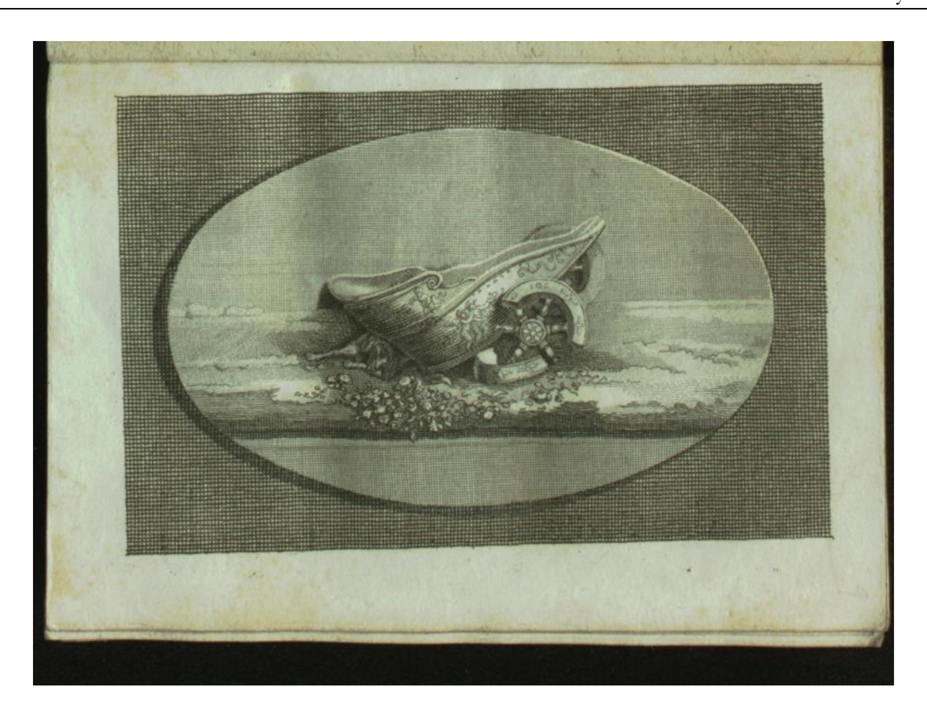


Abb. 23: 4. Stich zum „Ehewagen“

Ida heftete einen kalten trotzigen Blick auf die Zeichnung – doch plötzlich, wie von Geisterhand berührt, mit beiden Händen das Angesicht verbergend, blieb sie eine Weile lang stehen, sah dann wieder scheu, als fürchte sie ein Gespenst zu erblicken, auf das Blatt hin, schien weder die Worte der Eltern noch ihr Verstummen zu bemerken und ging endlich, das Blatt zurücklassend, langsam aus dem Zimmer. Die Mutter stand auf, ihr zu folgen. Laßt die beiden Leute allein, sagte der Oheim und hielt sie zurück, jetzt muß sich ihre Zukunft entscheiden. Klagend widerstrebte die Mutter: Sie haben Kleinigkeiten einen ernsten Namen gegeben; ohne Sie hätte man der jungen Eheleute Schwachheiten verhehlt oder nicht bemerkt. – Schwester, rief Ehrenfried entrüstet, ich habe in die unverständigen Herzen geleuchtet, damit es darin Tag wurde, indeß sie auf dem Wege waren, ein Pharisäergrab[575] drein zu bauen, das voll gewesen wäre von Moder und Graus. Bruder, Du bleibst immer ein Phantast, kam der Vater ziemlich schüchtern hinterdrein, und hast die jungen Leute auch zu Phantasten gemacht. – Eine lange Stunde schlich ängstlich vorbei; Ehrenfried hätte selbst gern der dringend bittenden Mutter erlaubt, nach dem Ehepaar zu sehen, denn sein Herz war viel weicher wie sein Kopf; da öffnete sich unerwartet die Thür, und Arm in Arm traten sie herein und nahten sich den verehrten Verwandten. Oheim, sprach Ida mit noch

[575] „Pharisäer“ = hochmütiger, selbstgerechter Heuchler.

perlenden Thränen, Sie haben mich hart, doch rettend gemahnt. Der Wagen soll nicht zertrümmern, die Treue nicht zerschmettern ... und dabei schlang sie schluchzend ihre Arme um den feststehenden, ernst blickenden Gatten. – Oheim, Sie haben als ein kühner Arzt das Übel behandelt, sagte halb vorwerfend dieser. So thut man nur einer festen Natur, erwiederte Ehrenfried und reichte dem jungen Manne herzlich die Hand. Und die Natur hat gesiegt, lispelte liebkosend das erröthende Weibchen, morgen führt mich mein Hugo in sein Haus.

Nach länger als einem Jahre besuchte Ehrenfried das junge Ehepaar an seinem Wohnort. Liebe und gegenseitiges Vertrauen glänzte ihm aus ihren Blicken entgegen. Freudeselig führte Hugo den verehrten Verwandten an die Wiege seines Sohns, und mit glänzenden Augen zeigte Ida auf ein schönes darüberhängendes Gemälde, das eine ausgearbeitete Kopie des kleinen Bildes vorstellte, welches den schicksalsvollen Bilderkreis ihrer ersten Ehestandswochen an ihrem Hochzeitstage eröffnet hatte. Lieber Oheim, sprach sie und küßte kindlich seine Hand, dieses Bild ward das Bild unsers Lebens, die andern drei hebe ich auf, und schenkt mir der Himmel ein Mädchen, so werden sie einst, wenn sie Braut wird, der Text meiner mütterlichen Lehren.

Auch eine Hundegeschichte[576]

„Ist das eine Ursache zu einem Streit zwischen zwei Brautleuten?“ fragte **rath Bihler mürrisch seine Nichte Agnes, welche, im heftigen Kampf ihre Empfindungen zu beherrschen, zitternd ihre Näharbeit fortzusetzen suchte. „Wahrhaftig Albert reitet nach Haus!“ fuhr der Oheim fort; „und Du läßt ihn gehen?“ — Ich lasse ihn gehen, theurer Oheim; ich wünschte, er kehrte nicht wieder. Ich kam zu Ihnen vom Grabe meiner Mutter, ich hoffte bei Ihnen einen Theil ihrer Güte wiederzufinden, und Sie haben mein verwaistes Herz misbraucht, indem Sie mich übereilten, einem Mann meine Hand zu geben, den ich nicht hinreichend kannte und dessen Selbstsucht mich erschreckt. – „Was konnte dich glauben machen, daß ich sechzigjähriger Junggeselle eine junge Dame mit allen Bedürfnissen der Modewelt in mein altfränkisches Haus aufnehmen würde?“ — O mein Onkel, ich will all diese Gewohnheiten, denn Bedürfnisse sind sie mir nicht, ablegen, ich will Ihnen Ihre altersschwache Lise an Fleiß, Stille, Eifer ersetzen; ja, hätten Sie es um Ihrer Bequemlichkeit willen gefordert, ich würde Tayo entfernt haben. Aber Franzens Hund der selbstsüchtigen Caprice[577] einer phantastischen Eifersucht aufgeopfert sehen! — das ist mir schrecklich; denn ich muß um meines Lebens Frieden willen den Mann achten, der .... – „Mädchen, Du bildest Dir doch nicht ein, daß Albert Dir den Hund entwenden ließ?“ — Doch, doch, mein Oheim. Den ersten und zweiten Tag habe ich´s nicht geglaubt; ich dachte, er würde wiederkommen, wie er es in Freiburg zwei Mal that, da fremde Truppen ihn mitnahmen; aber Alberts Gesicht hat mir´s heute verrathen, wohin er gerieth, und sein Zorn bezeugte es mir. — „Das wär´ dumm,“ brummte der Oheim, nachdem er eine Weile am Fenster getrommelt; „aber was die Liebe sündigt, soll auch die Liebe verzeihen!“ setzte er mit sicherer Stimme hinzu, ganz erfreut, diesen Spruch gefunden zu haben. Und damit schritt er zur Thür hinaus.

Agnes hatte mit ihrer Mutter, einer angesehenen bürgerlichen Witwe, still und häuslich in Freiburg in Schwaben gelebt, einzig Eine durch die Andere beglückt, bis ein drittes Herz sich mit den ihrigen verband; Franz, ein junger elsasser Feldarzt, der ein paar Mal nach Freyburg ins Quartier zu liegen kam, eröffnete der Mutter die Aussicht, nach dem nächsten Feldzug seinen Abschied nehmen zu dürfen und dann als praktischer Arzt frei und sorgenlos zu leben, denn seine Eltern waren wohlhabende Gutsbesitzer im Wasgau[578]. Der schreckliche russische Feldzug raffte Franz mit Tausenden dahin. So ward es Agnesen bezeugt; und da in eben der Zeit ihre Mutter starb, sah sie sich in dem sonst freundlichen Freiburg, das aber nicht ihre Geburtsstadt war, in der schmerzvollsten Verödung. Ihr blieb ein einziger naher Verwandter, ein älterer Bruder ihrer Mutter, der, seit kurzem

[576] Abdruck nach: Magdalene Heuser (Hg.): Therese Huber: Romane und Erzählungen Bd. 10 (Frühe Frauenliteratur in Deutschland Bd. 21) Erzählungen 1830–1833, Hildesheim 2006, S.139–152. Erstdruck in: Morgenblatt für gebildete Stände Nr. 235–237 (Sept./Okt. 1820).

[577] „Caprice“ = frz. Laune.

[578] „Wasgau“: der südliche Teil des Pfälzer Waldes.

nach Würzburg versetzt, als reicher Junggesell dort wohnte. Sie bat ihn, in seinem Hause leben zu dürfen. Von dem Tod seiner einzigen Schwester erschüttert, gab es der Vereinzelte zu und konnte sich selbst das Behagen nicht recht erklären, was er in den ersten Tagen in der Nähe eines liebenswürdigen jungen Mädchens empfand. Agnes war kein Zeuge ihrer Vergangenheit geblieben als ein mächtig großer weißer Pudelhund, den ihr Franz zurückgelassen, der mit verständiger Treue an ihr hing und für die trauernde Herrin bald menschliches Mitgefühl zu äußern schien, bald die Einsame mit furchtbarem Zorn zu verteidigen bereit war.

Der ** rath, welcher nie ein Thier im Zimmer geduldet hatte, war der Erste, Tayo seiner seltenen Klugheit wegen zu verzeihen; er nahm wahr, wie der Hund oftmals eine Blume, die Agnes am Stocke berührt hatte, zierlich abbiß und ihr in der Schnauze nachtrug, und sah ihn mehrmals vor einem Gemälde seines verlorenen Herrn sitzen, mit glänzenden Augen, Tönen freundlicher Mittheilung und aller Bewegung eines innigen Hundeherzens. Lange währte aber des Oheims Zufriedenheit nicht. Den griesgramigen alten Junggesellen hatte bisher Niemand aufgesucht; nun aber eine bildschöne Nichte bei ihm am Fenster stand, fanden sich Collegen und Clienten bei ihm ein, und wie er sie abwehren mochte, sah er sich doch nach und nach zu Rücksichten gezwungen, und Agnes war ihrer Einsamkeit beraubt. Nach jedem Besuch und nach jedem Ausgang machte der Alte die verdrießliche Bemerkung, daß Einem nichts übrig blieb als in den Spiegel zu sehen, um einen vernünftigen Menschen zu erblicken. — Agnes war nicht ganz dieser Meinung, hätte aber gern nur den, übrigens sehr guten Oheim, und lieber als manchen angenehmeren Mann gesehen, dessen Ansprüche ihr, dem verlorenen Franz ganz geweihtes Herz verabscheute. Bei dieser Laune des Oheims war´s ihm ein sehr gelegener Vorschlag, als Hofrat Albert feierlichst um seiner Nichte Hand sich bewarb. Albert hatte alle Vorzüge des Standes, des Vermögens, der Gestalt und eines unbescholtenen Rufs. Er hatte nun seit einem Jahr Agnesen Aufmerksamkeit gezeigt und würde sich schon früher gemeldet haben, wenn nicht ihre Aeußerungen einst einen Zweifel an ihres Bräutigams Tod verrathen hätten. Ein Zufall entdeckte ihm, daß schon längst sichere Zeugnisse davon eingetroffen wären, und nun hoffte er, daß es ihm in seiner Bewerbung gelingen dürfte. Der Oheim stellte Agnesen die Sache vor; von allen vernünftigen Seiten, auch von den pflichtmäßigen, auch von den unfeinen, denn das kann alten Junggesellen wol zustoßen. Er stellte ihr als ein gottesfürchtiger alter Junggesell vor, daß sie zur Gattin und Mutter geschaffen sei, daß sie als solche und eine reiche Frau viel Gutes thun könnte; daß sie ohne eine Heirath mit ihrem kleinen Erbgut einst in Abhängigkeit leben würde; denn um sie in Stand zu setzen, mit ihrer Trauer müßige Abgötterei zu treiben, würde er sein bischen Gut dem Waisenhause nicht entziehen. — Agnes war sehr unglücklich, denn sie war keine Romanheldin, und sie trieb mit Franzens Andenken keine Abgötterei; sie war nur fromm in seinem Namen und hätte gern, gar gern immer nur bleiben wollen, was sie jetzt war. Aber des Oheims Zureden, Albert´s dringende Bitten, ihre Erkenntniß Dessen, was

Recht sei, und ihre wahre, innige Liebe zu Franz lehrten sie, daß sie auch in ihres Verklärten Namen Albert´s gute, treue Frau sein könne — und so willigte sie ein.

Ach, es war schwerer, als sie gemeint hatte! nun war sich Albert Rechte bewusst und glaubte, er müsse ihre Trauer um Franz erlauben, wolle auch aus Edelmuth es thun. Da verbarg Agnes ihre Trauer; aber das arme Herz will irgendwo Luft haben, und so bekränzte sie Franzens Bild, oder stellte täglich frisch geschmückte Blumenvasen vor dasselbe hin, trug etwa Bänder von den Farben seiner Uniform und beging dergleichen liebe und sinnvolle Thorheiten, wie unter solchen Umständen der reifere Mann dem zwanzigjährigen Mädchen hätte verzeihen sollen. Doch vor Allem war Tayo ihr nun noch lieber wie vorher. Zu weiblich gesinnt, um dem Hund die kindischen Liebkosungen zu erzeigen, durch welche junge Frauen das zarte Gefühl verletzen und ältere zum Spott werden, hatte ihr Wesen gegen denselben etwas Poetisches. Nie kam er ins Zimmer als zu gewissen Stunden, wo es seine Herrin vergönnte, dann trat er zu ihr, legte seinen Kopf einige Sekunden auf ihre Knie, sah sie rührend an, ging zu Franzens Bild, legte sich vor diesem eben so lange Zeit in seiner demüthigen Hundestellung nieder und schritt dann zur Thür hinaus, vor der er aber seinen Posten nie verließ. Allein draußen war er stets um Agnes beschäftigt, zuweilen nahte er sich auf ihren Wink, er setzte behutsam seine Vorderpfoten auf ihre Hüften, sie legte die Hand auf sein krauses Stirnhaar, sah ihn schweigend an und drückte ihn von sich. Elektrisirt jubelte er dann in weiten Kreisen um sie her! — Dieser stille Verkehr gereichte Albert zum Aerger; er spottete anfangs darüber; Agnes erklärte ihm sanft des Hundes Abkunft und bat um Achtung ihrer Anhänglichkeit für das Thier; darauf suchte er Tayo zu necken; lange duldete es der Hund, endlich fing er des Hofraths Arm, geschickt, ohne ihn zu beißen, und zog mit ungeheurer Kraft den Mann zu Agnes Füßen hin. Albert wollte ihn mishandeln, Agnes befahl dem trotzigen Liebling sich fern zu halten und bewies Albert, daß er seinen Unfall erzwungen habe. Bei dem nächsten Spazirgang rief Agnes beim Weggehen Tayo ins Zimmer, zeigte auf Franzens Bild, dann auf den Fußboden vor demselben. — Tayo legte sich dahin, und sie verließ an Albert´s Arm das Zimmer. Der Spazirgang war nicht angenehm, denn ohne es zu äußern, war Albert´s Empfindlichkeit unverkennbar. Noch einmal ward Tayo also durch das Bild seines Herrn um die Gegenwart seiner Herrin getröstet, als er plötzlich verschwand. Agnes ertrug den Verlust ohne Klage, aber mit tief gekränktem Gemüth. Albert brachte ihr nach wenigen Tagen ein Windspiel[579] von seltener Schönheit, um Tayos Platz zu ersetzen; sie bat ihn höflich, es zurückzunehmen, weil sie nie Hunde geliebt und Tayo nur als Andenken ihres verewigten Freundes geduldet habe. Diese Weigerung zog Vorwürfe herbei; sie sagte gefasst, daß die Feier, welche sie dem Verstorbenen weihe, ihrem künftigen Gatten für die Treue bürge, mit der sie alle Pflichten gegen ihn erfüllen

[579] „Windspiel“ = kleiner Windhund.

werde; allein unmuthig ging der eifersüchtige Bräutigam mit seinem Hündchen davon.

Das war die Uneinigkeit, die dem **rath misfiel; und der alte Herr hatte Recht, denn Menschen, die sich um einen Hund entzweien können, sollen sich nicht heirathen. Er war aber an der Heirath schuld, denn Agnes stellte ihm oft vor, daß sie zwar gewiß sei, als Albert´s Gattin ihre Pflichten zu erfüllen, aber auch überzeugt, daß dieses noch nicht zu einer guten Ehe hinreiche. Der Alte hatte durch Bitten und Vorwürfe dem vereinzelten Mädchen einen gewaltigern Zwang angelegt, als Gewaltthat es vermocht hätte; denn diese ruft Widerstand auf, und seine Gründe zu dieser Heirath waren doch, da er Agnes´ Herz nicht verstand, eitel Härte und Selbstsucht und der Wunsch, sie aus seinem Hause zu entfernen.

Nach jenem Auftritt schien es aber wirklich besser zu gehen; Albert erwähnte des Hundes nicht mehr und zeigte sich, wie Menschen der Art zu thun pflegen, nun er seinen Willen durchgesetzt hatte, mild und gefällig. Agnes verblendete sich nicht eigensinnig über seinen anderweitigen Werth und ging mit Schauder, aber mit Fassung dem Hochzeitstage entgegen.

Vorher sollte man, um Platz zur Zimmeraufputzung in des Hofraths stattlichem Hause zu gewinnen, auf einige Zeit Brückenau[580] besuchen. Das Brautpaar und der Oheim begaben sich dahin, und die arme Agnes wandelte wie ein abgeschiedener Geist, für ihren Bräutigam stets zu einem matten Lächeln ihrer erblassenden Lippen bereit, unter dem Badgedränge umher. Nach ein paar Tagen ward sie auf ein sehr leises Hundegeheul aufmerksam, welches ihrem Zimmer gegenüber zu ertönen schien. Da es nie laut ward und Niemand darüber klagte, auch sie nicht gern eines Hundes erwähnen hörte, schwieg sie still, blickte aber doch spähend alle die ehrlich wedelnden Gesellen an, die altklug oder sorglos unter den gedankenleeren Menschenkindern umherstrichen. Da saß sie eines Morgens, weil sie das Wasser nicht trank, von den Kurgästen entfernt, im Schatten eines der herrlichen Bäume, als plötzlich Tayo herbeistürzte, gewaltsam sein Freudengeheul unterdrückte und nach alter Sitte sich schweigend an der erstaunten Agnes aufrichtete. Wahrlich, sie zitterten Beide; und in des Hundes Blick leuchtete etwas, das Pfand einer fortschrittsfähigen Seele zu sein schien. Agnes drückte still, still ihre Hand in des verloren gewesenen Lieblings krauses Stirnhaar, aber er sprang schnell mit wilder Freude hinweg und verlor sich in dem Gedränge um die Quelle. Agnes saß nachsinnend über das Benehmen, was ihr jetzt zur Pflicht werde. Von der Rückkehr des Hundes zu schweigen, wäre Affectation[581] gewesen; ihn heimlich zu entfernen, knechtisch; ihn wieder aufzunehmen, ein muthwilliges Herbeiziehen neuen Zwistes. Sie beschloß endlich, was weiblich Gesinnte gar gern thun, die Sache ein Bischen abzumildern, weil ihr Herz bei jedem Einschreiten mit Leiden bedroht war. Warum hatte sie aber Tayo, da er doch lebte, nicht früher wieder aufgesucht? Wie konnte er jetzt sie wieder verlassen? Ihm nachgehen wollte sie

[580] „Brückenau“ = bayerisches Heilbad im Kreis Kissingen, seit 1970 Bad Kissingen.
[581] „Affectation“ = Getue, Ziererei.

nicht, damit konnte sie Albert´s Aufmerksamkeit erregen, der jeden Augenblick von einem Spazirritt zurückerwartet ward.

Während dieses Kampfes ihrer Gedanken kam Tayo wieder gestürmt, begann sein altes ehrerbietiges Spiel, aber statt wieder fortzuspringen, fasste er Agnes´ Kleidung, und sie bittend ansehend, aus allen Kräften wedelnd und sanft sie fortziehend, schien er sie entführen zu wollen. Jetzt fürchtete Agnes die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf ihn zu ziehen, sie winkte Tayo in seine demüthige Stellung, um ihr Gewand aus seiner Schnauze zu befreien. Der Hund gehorchte, lag einige Sekunden unbeweglich, dann erhob er ein kurzes, durchdringendes Geheul und eilte windschnell davon. Agnes sah noch ängstlich umher, ob ihm auch Niemand etwas in den Weg lege, als Albert im Reitanzug vor ihr stand und sie nach angelegentlichem guten Morgen zu einem Spazirgange einlud. Je voller ihr Herz war, je bereitwilliger erfüllte sie seine Bitte, schnell sich entschließend, bei Wiedererscheinung des Hundes den Hergang einfach zu erzählen, aber auch, wenn die bei diesem Anlaß erfolgende Erklärung nachtheilig für Albert ausfiel, dem Wink des Schicksals zu folgen und lieber einen schmerzlichen Entschluß zu fassen, als es keck mit einem schmerzvollen Leben zu wagen. Sie hatte sich in diesem plötzlichen Entschluß mit sich selbst versöhnt und wandelte ruhig, ihres Bräutigams Bericht von seinem Spazirritt anhörend, durch die Menge. Schon ward die Allee etwas leerer und von einsamerm Gebüsch begrenzt; da trat ein Mann aus diesem hervor, einen Arm in der Binde, blaß und wankend, und Tayo hielt den Zipfel seines Ueberrocks in seiner Schnauze und zog ihn bei Agnes´ Anblick heftig mit sich fort. „Agnes!“ „Franz!“ ertönten zwei wonnetrunkene Stimmen, und die Liebenden lagen einander am Herzen, Tayo that freudeheulend einige Sätze, allein sich besinnend, stellte er sich neben die Zwei, legte den Kopf auf die rechte Seite, dann auf die linke und sah wedelnd die Glücklichen an.

Der erste Liebhaber, der erste Gatte trägt sogar vor Gericht die Schöne davon. Des Hofraths Schicksal war bald entschieden, und er trug es mit so mehr Zahmheit, da Tayo´s Rückkehr ihm viel drohender war als die des Geliebten; denn so brav war er doch, lieber sein Herz, das Agnes wirklich, so weit es dessen fähig sein mochte, liebte, als seine Ehre verwunden zu lassen; und was er an Tayo verübt, war nicht sehr ritterlich zu nennen. Er hatte ihn freilich stehlen lassen, den zottigen Liebling, und dem damit beauftragten Knecht ein recht ansehnliches Stück Geld versprochen, damit er ihn ertränke. Der Knecht geht auf dem Weg zum Fluß vor dem Posthause vorbei, wo ein Jägersmann soeben die Dilligence[582] nach Sachsen besteigen will; dieser sieht, wie der Hund an der Schnur zerrt und der Knecht ihn fortzugehen schmeichelt; der schöne Hund gefällt ihm, der Knecht denkt, für des Herrn Hofraths Zweck sei Pillnitz, wo der Jäger hingehörte, so gut wie die Tiefe des Mains, und läßt sich ein paar große Thaler für ihn geben. Doch der Hund war eine schlechte Waare, denn er kostete, bis der Jäger nach Schleiz

[582] „Diligence“ = Eilpostkutsche.

kam, drei neue Stricke, so ungestüm suchte er durch Nagen und Zerren sich zu befreien. Dort hatte er ihn im Posthaus an ein Ofenbein gebunden, als das Thier ein wüthend Geheul erhob, mit einem Ruck das Ofenbein umriß und in einem Satz durch das Fenster auf die Straße hinabsprang. Der alte Ofen wackelte, die Kellnerin schrie, die Passagiere freuten sich über den Hundemuth — denn Muth rührt überall, auch von Seiten eines Hundes, die Herzen — Alles sah aus den Fenstern, das Beginnen des Thiers zu erfahren. Da stand es vor einem soeben aus einer Chaise[583] gestiegenen Fremden, hatte seine Vorderpfoten auf dessen Säbelgurt gelegt und drückte seinen Kopf an dessen Brust, indeß dieser, totenbleich und von seinem Bedienten unterstützt, den Treuen mit seinem gesunden Arm — denn der rechte hing in einer Schlinge — an sein Herz zog.

Tayo war also, Dank des Hofraths Verrat, seinem Herrn, der, wie von den Todten erstanden, seine Geliebte aufzusuchen, aus dem Innern Rußlands herbeieilte, entgegengeführt worden. Wie diese Begegnung möglich war, konnte sich Franz freilich nicht erklären. Der Jäger hatte den Hund in Würzburg gekauft; allein daß Agnes´ Oheim nach Würzburg versetzt worden, daß Agnes´ Mutter todt, sie darauf zu jenem Oheim gereist sei, das hatte der schmählich Gefangene an den Ufern der Wolga nicht erfahren, und seine Briefe hatten hingegen auch Freiburg nicht erreicht. Nur um seine Agnes durch seine von Krankheit und Kummer zerrüttete Gesundheit nicht zu betrüben, brachte er das Opfer, ehe er seinen Weg nach Freiburg fortsetzte, sich eine kurze Zeit in den Bädern von Brückenau zu erholen.

Gleich bei seiner Ankunft in Deutschland hatte er von neuem an die Geliebte geschrieben, aber die Briefe, poste restante[584] nach alter Verabredung bezeichnet, blieben auf der Post in Freiburg, wo neue Officianten[585] Agnes´ Namen gar nicht kannten, unbeachtet liegen. Bei seiner Ankunft in Brückenau mußte der Müde ein paar Tage das Zimmer hüten; aus Furcht, seinen Hund aufs neue zu verlieren, ließ er ihn nicht umherlaufen und war ärgerlich über den beharrlichen Mismuth, in welchem das Thier zwar gehorsam, aber oft leise heulend an der Zimmerthür lag. Den dritten Tag ging der Kränkelnde an den Brunnen, und Tayo rannte ausgelassen von seinem Herrn fort, wieder zu ihm, alle Sitte vergessend, bald heulend, bald ihn zerrend. Verdrießlich über dessen Unart entfernte sich Franz in ein stilles Gebüsch, da fasste ihn der Hund am Rockzipfel und – führte ihn seiner Agnes in die Arme.

Daß von Russland wiedergekehrte Krieger genasen, erfuhren wir vielfach und weinten um so theilnehmender um die vielen Tausende, die nie wieder zurückkehrten; Franz genas auch und führte, von des brummigen Oheims herzlichem Segen beglückt, seine Agnes in das schöne Wasgau, wo er zu Tayo´s täglicher Freude vergnügt mit ihr lebt.

[583] „Chaise“ = zweisitzige Kutsche.
[584] „poste restante“ = postlagernd.
[585] „Officianten“ = Unterbeamte, Bedienstete.

Meta Wedekind



Abb. 24: Meta Forkel (um 1785)

Meta Forkel, geb. Wedekind

Kurzbiographie

Sophie Margarethe Dorothea Wedekind kam am 22. Februar 1765 in Göttingen als zweites überlebendes Kind des Pastors, Schuldirektors und Philosophieprofessors Rudolph Wedekind zur Welt.[586] Ihre Familie nannte sie „Gretgen", sie selbst unterzeichnete mit dem Namen „Meta". Ihr vier Jahre älterer Bruder Georg, lebenslang ihr enger Vertrauter, war durch Pockennarben entstellt und zunächst durch eine Lernschwäche behindert, sodass der Vater die frühbegabte Tochter vorzog. Doch später studierte Georg mit großem Erfolg, wurde Medizinprofessor und Leibarzt adeliger Familien, trug als einer der bedeutendsten deutschen Jakobiner zur Gründung der Mainzer Republik bei und wurde 1809 sogar in den Adelsstand erhoben.[587]

Sowohl die akademische Atmosphäre des Elternhauses als auch die besonderen Bedingungen von Metas Geburtsstadt stellten die Weichen für ihre spätere Arbeit als Autorin und Übersetzerin. Ihre Ausbildung wurde vom Vater sorgfältig konzipiert und zumindest teilweise auf die Interessen des Mädchens zugeschnitten; besonders Sprachen fielen ihr leicht. Die Stadt Göttingen wiederum war durch die Personalunion so stark an England gebunden, dass sie von Zeitgenossen als „Miniatur-London" verspottet wurde.[588] Hier wurde die erste deutsche Anglistik-Professur eingerichtet, hier war ohne große Mühe erstklassiger Englischunterricht zu bekommen. Das war keineswegs selbstverständlich in einer Zeit, die noch so sehr von der Vorherrschaft des Französischen geprägt war, dass Englischkenntnisse ein seltenes Privileg der „intellektuellen Avantgarde" darstellten.[589]

Zunächst führte Metas Weg nicht in eine eigenständige Existenz, sondern in den üblichen Hausfrauen-Lebensentwurf zeitgenössischer Mädchen. Mit zwölf Jahren verlor sie ihren Vater und begann in der Folge, ihre Ausbildung zu ver-

---

[586] Vgl. zur Biographie von Meta Wedekind vor allem: Monika Siegel: „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...". Das Leben der Schriftstellerin und Übersetzerin Meta Forkel-Liebeskind im Spiegel ihrer Zeit. Dissertation TU Darmstadt 2001, Online; Marie Luise Spieckermann: Dorothea Margareta Liebeskind (1765–1853). Übersetzerin zwischen wissenschaftlicher Literatur und Unterhaltungsromanen englischer Autorinnen. In: Brunhilde Wehinger und Hilary Brown (Hgg.): Übersetzungskultur im 18. Jahrhundert. Übersetzerinnen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Hannover 2008, S. 141–164; Eckart Kleßmann: Universitätsmamsellen, bes. S. 98–103, 174–180, 221–24, 319–323.

[587] Vgl. Siegel S. 20f. Georg Wedekind (1761–1831) gilt noch heute als bedeutender Arzt und Reformpolitiker. Er heilte den hessischen Großherzog Ludwig I. vom Typhus und trat als einer der ersten deutschen Mediziner für die Pockenschutzimpfung ein.

[588] Vgl. Spieckermann, S. 145f.

[589] Vgl. Spieckermann, S. 141.

nachlässigen. Vier Jahre später heiratete sie auf eigenen Wunsch ihren Klavierlehrer, den doppelt so alten Musikdirektor Nikolaus Forkel (1749–1818). Dieser Mann war aufgrund seiner schwierigen Persönlichkeit unter den Zeitgenossen höchst umstritten. So wird er von Therese Heyne in ihren Lebenserinnerungen rückblickend heftig diffamiert: Er habe vor seiner Heirat ein langjähriges ehebrecherisches Verhältnis zu Thereses Mutter gehabt, er sei häßlich, plump und unwissend gewesen.[590] Heute entwirft die Forschung ein differenzierteres Bild. Doch die Ehe mit Meta stand unter keinem guten Stern. Nach der Geburt des Sohnes Karl Gottlieb im Frühjahr 1782 zog sich die junge Mutter, sei es auf der Suche nach einer „natürlichen Umgebung" für den Sohn[591], sei es aufgrund von Schwierigkeiten mit ihrer neuen Rolle, zu Verwandten nach Einbeck zurück. Dort entstand als erstes literarisches Werk der „Originalbrief einer Mutter von 18 Jahren", in dem sie sich intensiv mit Fragen der Pädagogik beschäftigte. Der Brief war formal an Wilhelmine, die Gattin von Metas Bruder Georg gerichtet, die gerade eine Tochter zur Welt gebracht hatte.

Als nächstes Werk folgte – immer noch in der Einbecker Abgeschiedenheit verfasst – der erste und einzige Roman der angehenden Schriftstellerin: „Maria. Eine Geschichte in Briefen", erschienen 1784 in Leipzig ohne Verfassernamen. Der Roman handelt von den Liebes- und Eheschicksalen zweier Freundinnen. Die vernünftige, streng konventionelle Marie und die gefühlsgeleitete Sophie geraten beide in tragische Dreieckskonstellationen. Beide entscheiden sich für den Verzicht auf den geliebten Mann, doch Marie zerbricht an ihrer starren Tugendhaftigkeit, während Sophie aus spontaner Großzügigkeit heraus handelt und daher mit der neuen Situation leben kann. Die Erzählung spielt vor dem Hintergrund einer ungenannten Universitätsstadt, die von Eingeweihten leicht als Göttingen zu identifizieren war. Georg Christoph Lichtenberg sah sich denn auch in einem kleinen Absatz persönlich verspottet und schimpfte: „Eine Gans unserer Stadt, die Frau Music Director Forkel, hat einen Roman in Leipzig drucken lassen (...)."[592] Auch sonst fand der Roman keine sehr günstige Aufnahme beim Publikum.[593]

Dennoch kehrte Meta nach Göttingen zurück. 1787 hatte sie eine Affäre mit dem frisch verwitweten Gottfried August Bürger, der sie später allerdings in Briefen und Spottgedichten unter dem Namen „Furciferaria" (Kreuz- oder Forkenträgerin, Luder) verunglimpfte. Fortan galt sie in der Göttinger Gesellschaft als leichtlebige „Schlumpe und Bacchante"[594], die angeblich weder ausreichend auf ihren guten Ruf achtete noch auf ihre hausfraulichen Pflichten oder auf ein mo-

[590] Vgl. Siegel, S. 38–42.
[591] Meta zeigt sich in ihren Äußerungen als ausgesprochene Anhängerin von Rousseaus Lehren, daher ist diese Deutung durchaus naheliegend. Vgl. Siegel, S. 44.
[592] Brief an Friedrich Nicolai vom 20. März 1785. Vgl. dazu Siegel, S. 79.
[593] Vgl. Siegel, S. 80.
[594] Christian Gottlob Heyne in einem Brief an Forster vom 18. Oktober 1789. Vgl. Siegel S. 94. Unter einer „Bacchante" ist eine hemmungslos feiernde Anhängerin des Weingottes Dionysos zu verstehen.

disch gepflegtes Äußeres. Für aufwendigen Putz scheint Meta tatsächlich wenig übrig gehabt zu haben, wie später ihre Briefe und ihre Beiträge zu Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände" belegen. Allerdings könnte ihre Neigung zu einem schlichten Kleidungsstil auch durch die zeitgenössische Modediskussion in Frankreich beeinflusst worden sein, die unter anderem das Korsett als gesundheitsschädlich und altmodisch abzulehnen begann.[595]

Um der üblen Nachrede zu entkommen, ging Meta nach Berlin, wo sie mit Hilfe des damals bekannten Schriftstellers Johann Jacob Engel (1741–1802) ihren Schreibstil systematisch vervollkommnete. Bald begann sie, sich als Übersetzerin einen Namen zu machen. In dieser Zeit entstand auch die Übertragung „Für junge Frauenzimmer sich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen"[596], eine Arbeit, die vor allem Interesse verdient durch die im Anhang beigegebenen „Fragmente zu einem Versuche über weibliche Delikatesse"[597] die aus Metas eigener Feder stammen. Wenn eine einleitende Anmerkung hervorhebt, dass sie diesen Text „an einem auswärtigen Ort im ersten Aufwallen einer gekränkten Empfindung für mein Geschlecht, die ich aus einem gewissen Zirkel mit zu Hause brachte"[598] verfasst hat, so wird nicht nur unmittelbar der Bezug auf die zurückliegende, für Meta nicht einfache Göttinger Zeit spürbar, sondern auch der konventionelle Grundton der Fragmente leichter verständlich. Der Text legt junge Frauen in der Phase der Lösung aus dem elterlichen Haushalt im Übergang in die Ehe recht konsequent auf die Einhaltung der traditionellen gesellschaftlichen Konventionen fest, eine insgesamt überraschende Perspektive vor dem Hintergrund von Metas bisheriger Vita.[599] Mit der Übersetzung wie auch mit ihren eigenen Gedanken hat

---

[595] Vgl. Siegel, S. 182.

[596] Für junge Frauenzimmer sich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen. Nach dem Englischen der Gräfin von Carlisle. Nebst einem Versuch der Uebersetzerin über weibliche Delikatesse, Leipzig 1791. Es handelt sich dabei um eine Übersetzung der Thoughts in the form of maxims addressed to young ladies, on their first establishment in the world. By the Countess Dowager of Carlisle, London 1789 (auch London/Dublin 1790). Die Autorin, Margaret Caroline Howard, Countess of Carlisle (1753–1824) hat sie den Text vermutlich angesichts der Heirat ihrer achtzehnjährigen Tochter, Lady Isabella Caroline im Juli 1789 verfasst.

[597] Ebd., S. 107–134.

[598] Ebd., S. 108, Anmerkung.

[599] Vgl. dazu Siegel, S. 102ff. und abschließend S. 242: „Nach ihrer ersten emotional unbefriedigten Ehe und einigen Verstrickungen in Liebschaften, nach ihrem wenig enthusiastisch aufgenommenen Romandebüt stellte sie für sich fest, daß eine gewisse Anpassung für Frauen unabdingbar zu sein schien und dass diese den Freiraum sogar erweitern konnte. Eine solche duale Sichtweise verfolgte sie bereits in ihrem Roman ‚Maria und später dezidierter im Anhang zu der Übersetzung von Lady Carlisles Ratgeber (...) ."
Allerdings konnte Meta sich an einigen Stellen denn doch den Widerspruch gegen ihre Vorlage nicht ganz verkneifen. So etwa, wenn sie die eher an ein adeliges Publikum gerichtete Ermahnung „*Es ist vortheilhafter, mit Höhern, oder mit unsers Gleichen, als mit Geringern umzugehn; weil jene nicht so viel Interesse dabey haben, unsern Schwächen zu schmeicheln*" aus bürgerlicher Perspektive klar zurechtrückt : „*Ein Grundsatz, der leicht gefährlich werden kann; wenn wir auch den Grund der Verfasserin gelten lassen, daß wir bei den Höhern seltner der Gefahr der Schmeichelei ausgesetzt sind, (welches doch lange noch nicht unbedingt richtig ist, denn auch dem Höhern kann ich mich durch Dienst oder gesellschaftliche Talente*

Meta Anteil an der in diesen Jahren zunehmenden Diskussion über das rechte Verhalten der Menschen untereinander. 1788 hatte Adolph Freiherr von Knigge seine noch heute bekannte Abhandlung „Über den Umgang mit Menschen" veröffentlicht, die vorwiegend dem männlichen Teil der Menschheit galt, während 1789 der Pädagoge Johann Heinrich Campe mit seiner Schrift „Väterlicher Rath für meine Tochter" das selbe Publikum in den Blick nahm, das auch Meta hier addressiert.

1789 zog sie mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Sohn zu ihrem Bruder Georg Wedekind nach Mainz. Dort traf sie auf eine Jugendfreundin aus dem „Universitätsmamsellen-Kreis", nämlich Therese, die in einer schwierigen Ehe mit Georg Forster lebte. Zwischen den Familien bestand eine enge Verflechtung: Wedekind war Hausarzt bei den Forsters, die gleichaltrigen Töchter freundeten sich an, man übernahm wechselweise Patenschaften für neugeborene Kinder.[600] Von einer Liebesbeziehung zwischen Meta und Georg Forster kann wahrscheinlich nicht ausgegangen werden, wohl aber von einer intensiven Freundschaft. Besonders wichtig wurde Forster für Meta in beruflicher Hinsicht. Denn er betrieb eine regelrechte „Übersetzungsfabrik", die mit immer neuen Übertragungen aus dem Englischen und Französischen dem wachsenden Lesehunger der Bevölkerung gerecht werden sollte. Dank ihres Sprachtalentes wurde Meta sogleich als willkommene Mitarbeiterin in dieses Unternehmen eingebunden und mit Aufträgen versorgt. Allerdings wurden die Honorare größtenteils an ihren Noch-Ehemann Nikolaus Forkel in Göttingen ausgezahlt, der das Geld unterschlug und es, ebenso wie Metas Mitgift, für die Erweiterung seiner Bibliothek verwendete.[601] Um ihre Vermögensverhältnisse zu ordnen und die Schätze der Universitätsbibliothek für ihre Übersetzungsarbeit zu nutzen, zog Meta für zwei Jahre zurück nach Göttingen. Während dieser Zeit schuf sie sich unabhängig von Forster eine eigene Identität als bedeutende literarische Übersetzerin. Es gelang ihr oft, die vielversprechendsten Neuerscheinungen vor allem auf dem englischen Buchmarkt ausfindig zu machen, um sie als erste der deutschen Öffentlichkeit zu präsentieren. Kluge Voraussicht zeigte sie zum Beispiel durch ihre Vorliebe für die gerade in Mode gekommenen „gothic novels", raffinierte Schauerromane von Autoren wie Horace

---

wichtig machen,) so laufen wir auf der andern Seite Gefahr, einen gewissen Sklavensinn anzunehmen, und uns zu Duldungen zu gewöhnen, welche das feine Ehrgefühl schwächen; auch machen wir uns den Umgang von Personen aus niedrigern Klassen zu unschmackhaft, wenn wir ausschliessend in höhern Kreisen leben; sind verlegen und unbehäglich in ihrer Gesellschaft, wenn wir sie einmal nicht vermeiden können, und verlieren das Gefühl für ihren würklichen Werth, weil wir jene feinere Politur und höhere Eleganz der Sitten, die wir uns zum Bedürfniß gemacht haben, an ihnen vermissen. —— Wenn also dieser Rath einige Einschränkung leidet, so ist dafür der folgende Absatz desto unbedingt schöner, denn nichts entstellt einen weiblichen Mund mehr als jene wegwerfenden Benennungen." (Frauenzimmer, S. 17).

[600] Vgl. Siegel, S. 91.

[601] Vgl. Siegel, S. 95. Andererseits legte Forkel häufig eine bemerkenswert großzügige Haltung an den Tag, etwa indem er Meta noch nach der Scheidung gegen Verleumdungen in Schutz nahm und ihr sogar 1815 das Klavier nach München schickte, auf dem er ihr die ersten Stunden gegeben hatte.

Walpole und Ann Radcliffe, die später die europäische Romantik stark beeinflussen sollten. Auffällig ist auch, dass sie als Übersetzerin häufig namentlich genannt und für ihre Leistung anerkannt wurde, was keineswegs der gängigen Norm entsprach.



Abb. 25: Georg Forster als Übersetzer (Karikatur um 1785)

In dieser Zeit lernte sie den musikalisch begabten Jurastudenten Johann Heinrich Liebeskind kennen. 1792 kam der gemeinsame Sohn Adalbert zur Welt. Ein Leben in Göttingen war nun aus gesellschaftlichen Gründen ausgeschlossen, und so kehrte Meta im Oktober 1792 nach Mainz zurück, wo sie diesmal bei einer weiteren Göttinger „Universitätsmamsell" unterkam, nämlich Caroline. Diese war, jung verwitwet, gerade mit ihrer Tochter in der Stadt angekommen und freute sich über die Gesellschaft einer „Landsmännin", wenngleich sie bisher noch in keine engere Beziehung zu ihr gehabt hatte.[602]

Bereits bei der Übersetzung von Thomas Paines „Rights of Man" hatte Meta große Sympathien für die Anliegen der Französischen Revolution entwickelt. In dieser Haltung wusste sie sich mit ihrem Bruder und der Familie Forster einig. So ist wohl davon auszugehen, dass sie die revolutionäre Entwicklung an ihrem Wohnort mit Zustimmung begleitete und Forster darin unterstützte, sich für den Aufbau der „Mainzer Republik" zu engagieren. Das Scheitern dieses ersten demokratischen Versuches auf deutschem Boden sollte denn auch für sie selbst dramatische Folgen haben. Zusammen mit der Frau ihres Bruders Georg und mit Caroline wagte sie die Flucht aus der belagerten Stadt, wurde aber von preußischen Truppen aufgegriffen und monatelang auf der Festung Königstein interniert. Liebeskind, der mitreiste, um ihr beizustehen, begann angesichts der Obrigkeitswillkür am praktizierten preußischen Recht zu zweifeln und selbst demokratische Gegenpositionen zu entwickeln. Nach Metas Befreiung reiste er mit ihr nach Riga, wo er seine erste Stelle als Jurist antrat.

Inzwischen wurde der Ruf der ehemals in Königstein festgehaltenen Frauen von einem anonymen Pamphlet endgültig in den Schmutz gezogen. Der Titel der anti-jakobinischen Hetzschrift lautete „Die Mainzer Klubisten zu Königstein"; Meta erschien darin unter dem Namen „Bürgerinn Forkel, Tagelöhnerinn bei der englischen Übersetzer-Fabrike des Bürgers und Mainzer Nationalkonvents Delegierten Forster".[603] Die literarisch überformte „Meta" lässt sich in zweideutigem Ton über die Vorzüge des Forsterschen Polstersofas aus.

Der (sicherlich nicht ganz unbegründete) Verdacht revolutionsfreundlicher Gesinnung führte dazu, dass der Aufenthalt des Paares in Riga nicht von langer Dauer war. Es folgten Umzüge nach Königsberg, dann nach Ansbach, Bamberg, München, Landshut und schließlich Eichstätt. 1794 ließ Meta sich von Forkel scheiden und heiratete Liebeskind, von dem sie in den folgenden Jahren noch mehrere Kinder bekam. Neben dem unehelich geborenen Adalbert überlebten drei weitere Söhne das Kleinkindalter.[604] Außerdem nahmen die Liebeskinds 1802

[602] Vgl. Carolines Brief Nr. 118 vom 27.10.1792 in dieser Ausgabe und die Einleitung.

[603] Vgl. Siegel, S. 121.

[604] Die Liebeskind-Söhne erreichten zwar im späteren Leben alle eine gewisse bürgerliche Sicherheit, aber weder die gehobene Position noch das Eheglück der Eltern. Vgl. Siegel, S. 234.

ein kleines Mädchen als Pflegekind auf[605]. Während dieser zweiten, sehr glücklichen Ehe zog sich Meta weitgehend auf ihre gesellschaftliche Rolle als Beamtengattin und Mutter zurück. Eine Ausnahme bildete ihre Mitarbeit bei Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände“ von 1812–1821, wo sie zeitweise das Ressort „Korrespondenznachrichten für München“ übernahm. In ihren Beiträgen zeigt sie sich stilsicher, behutsam progressiv und insbesondere an Kultur- und Erziehungsfragen interessiert. Es wird auch deutlich, dass sie und ihr Mann inzwischen in angesehenen gesellschaftlichen Kreisen verkehrten. Daher musste sie offenbar sorgfältig darauf achten, das diplomatische Geschick anzuwenden, das ihrem Charakter nach dem Zeugnis von Zeitgenossen ohnehin eigen war.[606] Sie pflegte bis ins Alter zahlreiche Kontakte, unter anderem durch viele Reisen, die sie oft ohne ihren Mann unternahm, durch Bäderaufenthalte und Briefwechsel. Zu ihren Korrespondenzpartnerinnen gehörten lange auch Caroline Michaelis und Therese Heyne, wobei sie offenbar eine besonders herzliche Zuneigung für Caroline fühlte und deren frühen Tod sehr betrauerte. Therese dagegen wurde mit leicht distanzierter Höflichkeit behandelt und stichelte ihrerseits in etlichen Briefen über Metas mangelnde hausfrauliche Neigung und gesellschaftliche Eleganz.

Für das Jahr 1837 sind Indizien für ernsthafte Gesundheitsprobleme bei Meta überliefert; danach ist kein Lebenszeichen mehr auffindbar. Die häufig wiederholte Angabe, Meta sei erst 1853 in Eichstätt verstorben, lässt sich aus den Quellen nicht belegen.

Beeindruckend fanden wir besonders die Beschäftigung mit dem *Originalbrief* und dem Roman *Maria*. Beide Texte setzen sich in großer Intensität mit Fragen der Kindererziehung auseinander. Reizvoll gerade auch in ihrer Widersprüchlichkeit zu Metas bisherigem Leben erscheinen uns die *Fragmente zu einem Versuch über weibliche Delikatesse*. Außerdem stellen wir in einigen Auszügen Metas Übersetzungen zusammen mit den entsprechenden Originaltexten vor: Ausschnitte aus der Übertragung eines Schauerromans und der Übersetzung von Thomas Paines Revolutions-Plädoyer „Rights of Man“ sollen zeigen, auf wie professionelle Weise sie den schwierigen Kulturtransfer meisterte.[607]

---

[605] Das Verhältnis der Pflegetochter Rosalie Knebel zu den Liebeskinds scheint sehr eng gewesen zu sein. Sie benannte später einen ihrer Söhne nach ihrem Pflegebruder Ferdinand und eine Tochter nach der früh verstorbenen Liebeskind-Tochter Antonie.

[606] Vgl. Siegel, S. 191.

[607] Vgl. dazu die Ausführungen Spieckermanns und Sophia Scherl: Die deutsche Übersetzungskultur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Berlin 2014, S. 65–144. Diese Sorgfalt im Umgang mit dem Wortmaterial der jeweiligen Ausgangstexte zeigt sich auch immer wieder in kleinen Anmerkungen der Übersetzerin. So kommentiert sie etwa bei ihrer Übersetzung der Gräfin von Carlisle ihre Entscheidung für die Einführung der Wortschöpfung „Zurückziehung“ mit den Worten „*Ich gebe gern zu, daß Zurückziehung kein recht wohlklingendes Wort für retreat (retraite) ist: allein ich gestehe, daß ich keines weiß, das den Sinn ganz umfaßt, und so bequem beinahe in allen Fällen zu gebrauchen ist, als der Engländer und Franzose dieses Wort brauchen. Stille, Einsamkeit drücken es zu Zeiten, aber nicht immer ganz genau aus.*“.

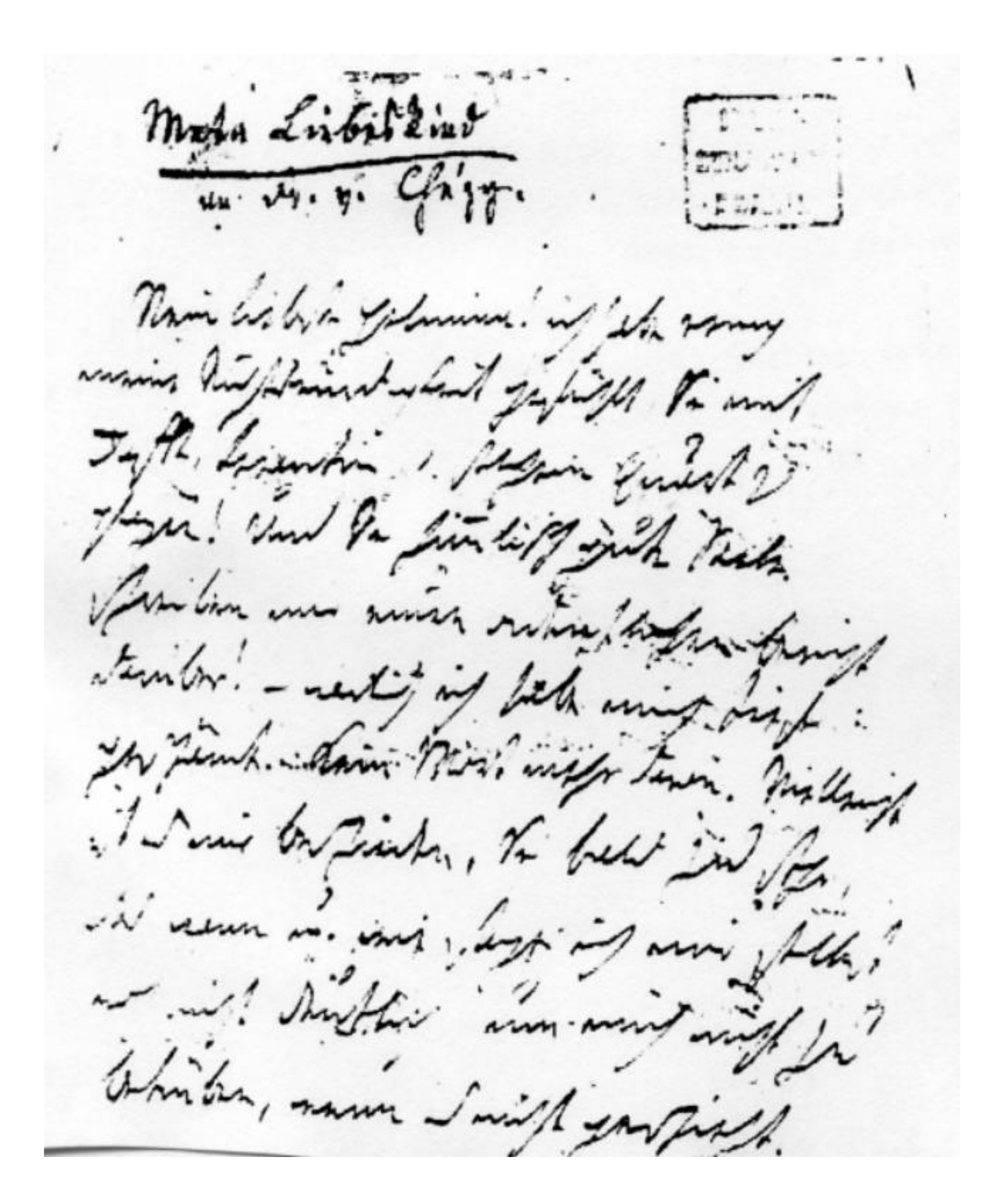


Abb. 26: Ausschnitt aus einem Brief Meta Wedekinds (Handschrift, undatiert)

Originalbrief einer Mutter von achtzehn Jahren an eine Freundin, als diese ihr nach der Niederkunft zum erstenmal geschrieben hatte.[608]

Liebstes Minchen[609].

Du kanst gar nicht glauben, welche Freude ich empfand, als ich den Brief von Deiner Hand geschrieben zuerst las. Gottlob! daß Du wieder Kräfte genug hast, um selbst schreiben zu können! Nim Dich aber ja sorgfältig vor Erkältung in Acht, denn ich weiß aus der Erfahrung, daß auch die kleinste beim Stillen sehr gefährlich werden kan.[610] Es freut mich sehr, daß das kleine Mädchen so hübsch gebildet ist, und ich weiß gewiß, daß Du Dich sehr ernstlich bestreben wirst, bei seiner Seele eben das zu thun, was die Natur an seinem Körper gethan hat. Doch auch bei der Seele muß gewiß die Natur das meiste thun. Mit dem besten Willen und den schönsten menschlichen Einsichten würden wir doch ganz verkehrte Geschöpfe aus unsern Kleinen bilden, wenn ihre Erziehung von uns allein abhinge, und nicht durch eine höhere Macht regieret würde. Auch bei der größesten Sorgfalt sind wir ja nicht einmal im Stande, alle körperliche Gefahren von ihnen abzuwenden, wie wolten wir dann im Stande seyn, ihre Seele vor Fährlichkeiten zu schützen, wenn nicht, besser wie wir, die Vorsehung über sie wallte?

Mich dünkt, die gute Erziehung besteht hauptsächlich darin, unsrer großen Wegweiserin, der Natur, so viel als möglich zu folgen. Wir müssen nicht den eigenthümlichen Charakter des Kindes umzubilden suchen, sondern wir müssen ihn nur verhindern auszuarten, und die schädlichen unregelmäßigen Auswüchse, die sich zeigen, gleich Anfangs ersticken und beschneiden. Der Saame zum Guten und Bösen liegt im menschlichen Herzen selbst. Unser Geschäft ist es, das Auf-

---

[608] Hannoversches Magazin, 101stes Stück, Freitag, 19. Dezember 1783, Sp. 1609–1612. Anmerkung in der Originalausgabe: *Wie gern nennte ich hier öffentlich die liebenswürdige Verfasserin dieses Briefes, wenn ich nicht schon durch dessen Bekanntmachung, die ohne ihr Wissen geschieht, ihrer Bescheidenheit einigen Zwang anzuthun glaubte. Diepholz, Adolf Moller.*
Adolf Moller ist der Bruder von Wilhelmine Wedekind, der angesprochenen Briefparterin. Er verfügte über Kontakte zum „Hannoverschen Magazin“ und dürfte somit wohl wirklich zur Veröffentlichung des Textes beigetragen haben. In der oben zitierten Anmerkung tritt er als eigenmächtiger Herausgeber auf, der ohne Einverständnis der Autorin gehandelt habe – was in diesem Fall wohl kaum der Wirklichkeit entsprochen hat, in der Frauenliteratur des 18. Jahrhunderts aber ein beliebtes Tarnungsmanöver darstellt, das das Skandalon weiblicher Autorschaft verschleiern sollte. Innerhalb des Textes selbst wird Adolf am Ende als säumiger Briefschreiber beschimpft, sodass eine reizvoll ironische Wendung entsteht. Zur Interpretation des Textes vgl. Siegel, S. 42–45.

[609] Die angesprochene „Freundin“ ist in Wirklichkeit Metas Schwägerin Wilhelmine Wedekind geb. Moller, die 1783 ihre Tochter Luise zur Welt gebracht hat. Meta spricht also aus der Rolle der erfahrenen Mutter (ihr Sohn Karl Gottlieb ist bereits über ein Jahr alt).

[610] Dass Mina ihre Tochter ganz im Sinne von Rousseaus Forderungen selbst stillt und nicht zu einer Amme gibt, wird kommentarlos vorausgesetzt, obgleich diese Entscheidung im 18. Jahrhundert keineswegs selbstverständlich ist (zu Rousseaus Zeit stillte in Paris nur jede 50ste Mutter). Meta wendet sich also mit ihrem Text an pädagogisch sehr fortschrittlich denkende Kreise.

keimen des erstern zu erleichtern, und das andere gleich in der Geburt zu ersticken.[611]

Es giebt in der Seele des Kindes so viele seltsame Erscheinungen, die man nicht erklären kan. Woher kan ein kleines Kind, das man immer sorgfältig hütete, nichts dergleichen bei denen zu sehen, die um es herum sind, schon Trotz kennen? Und doch sehe ich das Beispiel davon an meinem Karl. Wenn er bei seinen Mahlzeiten nicht geschwind genug bedient wird, oder wenn ihm der dargebotene Bissen zu klein scheint, so weigert er sich mit starken Zeichen des Unwillens, das Essen anzunehmen. Du kanst wohl denken, meine Liebe, daß ich ihn in solchen Fällen nicht mit Bitten oder Schmeicheleien, oder mit der Drohung, daß es sonst das Hündgen essen solle, zur Aenderung seines Entschlusses zu bewegen suche. Ich setze, so bald er aus Eigensinn sich weigert, ganz kaltblütig das Essen weg, und nehme, ohne mich um ihn zu bekümmern, ein ander Geschäft vor. Er ist zu streng gewöhnt, als daß er hierüber in ein heftiges Weinen ausbrechen solte; aber er ist im Stande, beinahe eine Viertelstunde da zu sitzen, ehe sich sein Eigensinn bricht, und er sich entschließen kan, mich zu bitten, ihm seine Mahlzeit nun doch zu geben. Jetzt zwar läßt er sich einen solchen Trotz nur selten einfallen, wie er sieht, daß er den Kürzern dabei zieht. Aber es ist mir doch unerklärlich, wie solche und noch viel sonderbarere Aeußerungen sich schon bei einem so kleinen Kinde zeigen können. Vergieb mir diese lange Ausschweifung, liebe Mina. Es würde mir lieb seyn, wenn Du mir in der Folge auch Beiträge deiner Erfahrungen liefern woltest. Denn das Erziehungskapitel ist doch für uns beide jetzt das interessanteste. Georgen[612] grüße vielmals von mir und meinem F.[613] Der letzte bedauert, daß er diesmal nicht Zeit hat, selbst zu schreiben, empfiehlt sich aber Dir und deinem Völkgen recht sehr. Adolf[614] kan sich nur vor meinem Zorn fürchten. Ich bin sehr aufgebracht, daß er mir so lange nicht geschrieben hat. Der Faule scheint zu glauben, daß seine Verheirathung ihn aller andern Pflichten, der Freundschaft und schuldigen Höflichkeit gegen das weibliche Geschlecht entledigt habe. Ihn sollst Du also von mir nicht grüßen, wohl aber seine liebe Frau, die ich für unschuldig an seinem Vergehen halte.

Leb wohl, liebe theure Mina. Ewig die Deinige. M. F.[615]

---

[611] Auffällig ist hier die sorgfältig differenzierende Auseinandersetzung mit den pädagogischen Thesen Rousseaus. Die „Natur“ des Kindes wird weder einfach hingenommen wie bei Rousseau noch völlig unterdrückt wie bei anderen Pädagogen, sondern maßvoll gebändigt. Vgl. zu Rousseau auch unser Personenverzeichnis.

[612] Georg Wedekind (1761–1831), Metas Bruder.

[613] „F“ = Forkel.

[614] Adolf Moller, der Bruder Wilhelmines und angebliche Herausgeber des Briefes, vgl. oben Anm. 608.

[615] „M.F.“ = Meta Forkel.

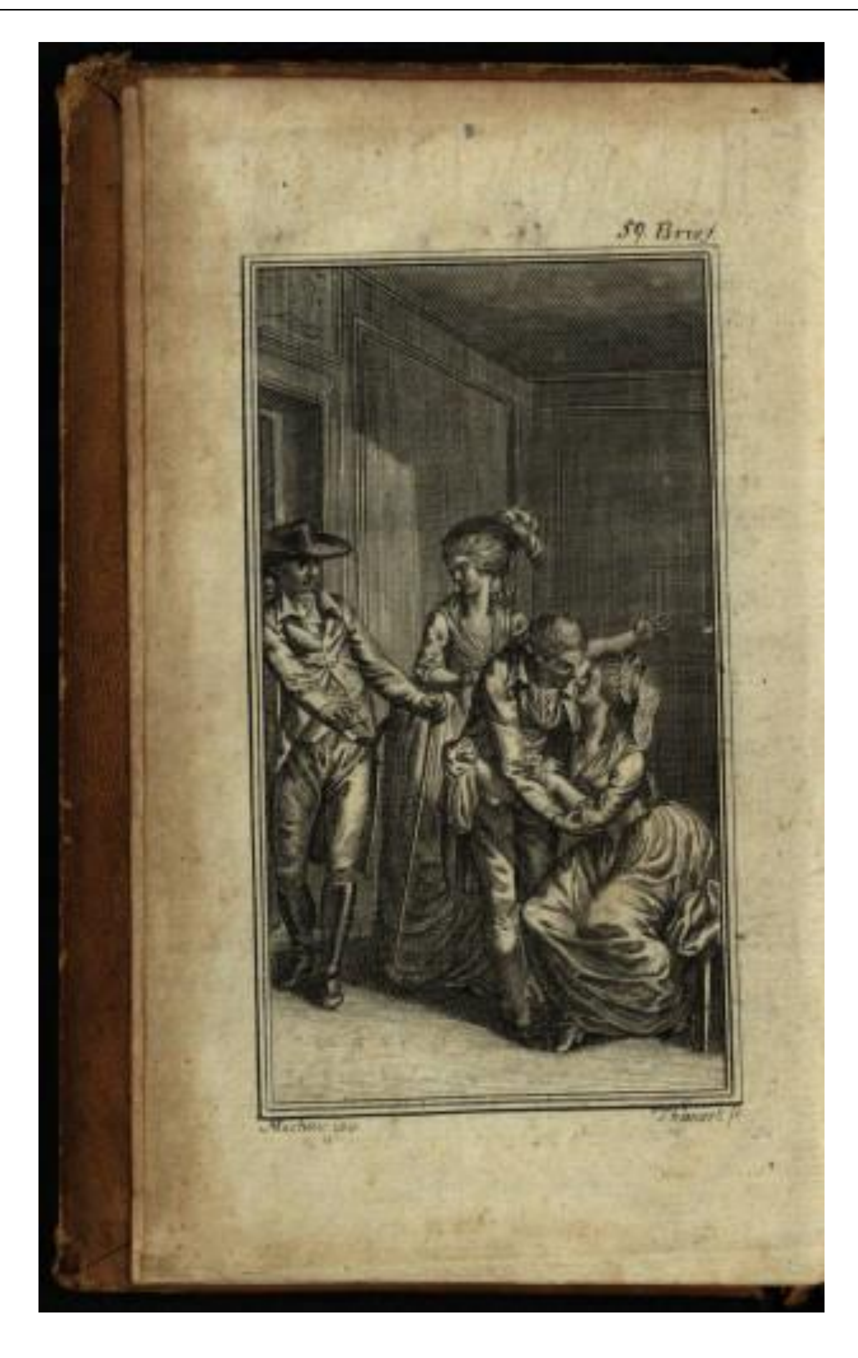


Abb. 27: Titelkupfer des Romans „Maria“

Maria. Eine Geschichte in Briefen[616]

Vorbericht[617]

Folgende Briefe sind von einem Frauenzimmer geschrieben, und würden wohl schwerlich jemals vor die Augen des Publikums gekommen seyn, wenn der Vorredner die Verfasserinn nicht dazu ermuntert, und die Besorgung der Herausgabe übernommen hätte. Es kann seyn, daß ein Theil des lesenden Publikums mir für diese Mühe wenig Dank weiß. Der andere Theil hingegen ist gewiß mit mir darinn einig, daß gut geschriebene Frauenzimmerbriefe Reize und Schönheiten haben, die Männer nur höchst selten den ihrigen zu geben vermögen. Eine reichere und lebhaftere Einbildungskraft, feinere, sanftere, biegsamere und mannichfaltigere Wendungen im Ausdruck, kurz, alle diejenigen einzelnen Schönheiten, aus deren Zusammensetzung der Charakter des Weiblichschönen entsteht, scheinen das Gepräge solcher Ausarbeitungen zu seyn, und werden gewiß bey Lesern von warmer Empfindung nie verfehlen, eine höchst angenehme, und selbst (wenn der Gegenstand darnach gewählt ist) nützliche Unterhaltung zu seyn. Sollten auch diese Vorzüge noch nicht allen und jeden Briefen dieser Sammlung in gleichem Maaß zu Theil geworden seyn, so wird der Leser doch wenigstens überall die beste Anlage dazu gewahr werden, und, in diesem Betracht, meine Ermunterung zur fernern Vervollkommnung solcher Anlagen nicht übel angewendet finden.

Die hier erzählte Geschichte gründet sich größentheils auf Wahrheit; ist also in so ferne nur als Dichtung anzusehen, als Charaktere untergemischt sind, die bloß der größern Mannichfaltigkeit und der bessern Unterhaltung wegen gewählt wurden. Einige Hauptcharaktere wird man vielleicht für übertrieben und unnatürlich halten, weil sich die Originale dazu in dieser Welt selten finden lassen. Ob es aber überhaupt eine billige Forderung sey, die man in den neuesten Zeiten an diese Gattung der Dichtungsarten macht, daß sie nämlich bloß kopiren, nie aber sich zu nachahmungswürdigen Idealen hinauf schwingen soll, will ich hier unausgemacht lassen. Ich kann aber nicht umhin, zu bemerken, daß nach meinem Bedünken diese Dichtungsart mit allen übrigen schönen Künsten das Grundgesetz: einzeln in der Natur befindliche und zerstreuete Schönheiten zu gewissen Zwecken in ein

---

[616] Quelle: Maria. Eine Geschichte in Briefen (2 Bde ohne Verfasserangabe, Leipzig 1784), Bd. 1, S. 2–15, 219–225, 281–300. Gemeinfreie Online-Ausgabe: http://www.zeno.org/Literatur/M/Liebeskind,+Margareta+Sophia/Roman/Maria . Zur Interpretation vgl. Siegel, S. 46–80.

[617] Die Autorin gibt sich (wie im „Brief einer Mutter“) im Vorbericht als männlicher Herausgeber aus – im 18. Jahrhundert ein gängiges Vertuschungsmanöver vieler Schriftstellerinnen. Einerseits legt die Herausgeberfigur einen leicht herablassenden Ton gegenüber dem Werk an den Tag, andererseits werden die Vorzüge weiblichen Stilempfindens ausdrücklich hervorgehoben, sodass eine gewisse Spannung zwischen defensiver Rechtfertigung und dichterischem Selbstbewusstsein der Autorin entsteht.

Ganzes zu versammeln, gemein haben muß. Was soll die Darstellung eines Gegenstandes mit allen seinen Gebrechen, Mängeln und Fehlern für Nutzen stiften? Und liegt nicht eben die größte Nützlichkeit aller schönen Künste und Wissenschaften in der erregten Nacheiferung nach Vollkommenheiten, die in dieser Welt selten vereinigt anzutreffen sind? Mir scheint es daher in der That eine sehr nachtheilige Forderung zu seyn, nach welcher man den Künstler seines größten Vorzugs, der in der Schöpfung musterhafter Ideale besteht, berauben, und ihn in die enge Sphäre eines bloßen unnützen Copisten einschränken will.[618]

Auch unsere neuere Pädagogen werden, im Fall ihnen diese Briefe in die Hände fallen sollten, vielleicht einige Steine des Anstoßes finden. Die Verfasserinn ist in ihrem Erziehungssystem Sirachs eifrige Anhängerin[619], und traut in gewissen Jahren dem Stock und der Ruthe weit nützlichere Wirkung zu, als den vernünftigsten und gütigsten Vorstellungen. Jedoch erstreckt sich ihre Meynung hierin bloß auf die ersten Jahre der Kindheit, die aber um so viel wichtiger sind, je gewisser in ihnen der Grund zur ganzen Erziehung des Menschen gelegt werden muß. Da also die neuern Anti-Sirachianer spätere Jahre der Kindheit zum Augenmerk haben, so könnten die geäußerten Erziehungsgrundsätze der Verfasserinn dennoch vielleicht ohne beträchtliche Collisionen davon kommen, und wohl gar Gnade vor ihren Augen finden.

Übrigens wird der Leser in dem Verfolg dieser Briefe bald sehen, daß die Hauptabsicht der Verfasserinn dahin gehe, in dem höchstliebenswürdigen, aber schwachen Charakter der Marie die Gefahren und Nachtheile einer allzu großen Empfindsamkeit, auch selbst dann, wenn sie von den allervorzüglichsten Tugenden des Herzens, Verstandes, und sogar der Religion begleitet wird, zu zeigen.[620] Wenn auch alle diese vereinigte Tugenden im Stande sind, ein allzu empfindsames Herz vor wirklich groben Vergehungen zu bewahren, so können sie doch nicht verhindern, daß ein solches Herz am Ende nicht sich selbst aufreibe, und ein in gewissem Betracht zwar erhabener, aber doch unglücklicher Märtyrer seiner eigenen Gefühle werde.

Ich wünsche, daß diese Briefe den Lesern eben so viel Vergnügen machen mögen, als sie mir gemacht haben.

Der Herausgeber.

---

[618] Hier setzt sich Meta mit der damals heiß diskutierten Frage „Realismus versus Idealismus in der Literatur" auseinander und plädiert für die Freiheit zu phantasievoll idealisierender Gestaltung.

[619] Jesus Sirach 30,1: Wer sein Kind liebhat, der hält es stets unter der Rute, dass er hernach Freude an ihm erlebe. Meta zeigt sich auch im Verlauf des Romans eher als Anhängerin der strengen „Philanthropisten", denen weniger die individuelle Entfaltung des Kindes als dessen künftige gesellschaftliche Nützlichkeit am Herzen lag. Vgl. dazu unsere Einleitung.

[620] Maria, die Heldin des Romans, ist nicht unbeschränkt positiv gezeichnet, sondern steht für die allzu starre Anwendung an sich wertvoller Tugenden. Eine wirklich homogene Idealgestalt gibt es in der Geschichte nicht. Der Leser ist daher gezwungen, immer wieder eigenständige Bewertungen vorzunehmen und die Positionen der Figuren gegeneinander abzuwägen. Eine für die Zeit recht kühne literarische Konstruktion. Vgl. Siegel, S. 46f.

Erster Brief.
Sophie an Marien.

Wären Sie doch jetzt ein Stündchen bey mir, meine Marie! Es sollte uns an Stoff zur Unterhaltung nicht fehlen. Sie werden zwar wohl meynen, daß ich Ihnen ja meinen Schatz von Neuigkeiten auch schriftlich mittheilen könnte. Aber, beyseite gesetzt, daß Schreiben und alle solche sitzende Handlungen eben nicht die Lieblingsgeschäfte meiner flüchtigen Person sind; so käme ich ja um alle Ihre Anmerkungen, oder erhielte sie wenigstens sehr spät, wenn ich vielleicht die ganze Sache schon vergessen habe.

Doch die Vorrede darf nicht so lang, als die Erzählung selbst, seyn; diese Bemerkung ist mir noch so von meinem letzten Informator[621] hängen geblieben. Also wollen wir zur Sache selbst schreiten.

Höre, Fiekchen, sagte diesen Morgen mein Onkel, legte wohlbedächtlich, seine Pfeife nieder, schob die weiße baumwollne Mütze um zwey Zoll weiter zurück, rückte seinen Stuhl mir näher, und hub folgender Gestalt an: „Du hast schon einige hübsche Partien gehabt, die aber alle dein Eigensinn zurückgewiesen hat. Lege nun deine Grillen ab, mein Kind, und denke ernsthaft daran, daß eine alte Jungfer, die es aus eigner Schuld würde, eine erbärmliche Creatur ist. Ich werde dir heute einen wackern Mann vorstellen, der ein Auge auf dich geworfen hat. Sey ja vernünftig gegen ihn." Ich hatte zwar so allerley Anmerkungen auf der Zunge, weil aber mein Onkel in einigen Punkten keinen Scherz versteht, so unterdrückte ich sie, ob es mir gleich ein wenig sauer wurde. Ich kleidete mich an, und erwartete – vielleicht wohl ein wenig unruhiger als sonst – den Glockenschlag, der das Signal unserer Visiten ist. Es kamen einige Herren und Damen zum Besuch, die sich bey mir hatten melden lassen. Als eben die ersten Unterhaltungen vom Wetter und jetzigen Moderoman zu Ende waren, trat meine Tante in das Zimmer, geführt von einem Herrn, dessen Gesicht seine Kleidung Lügen strafte; denn diese letztere zeigte einen Jüngling von 18 bis 20 Jahren an, da hingegen das erstere wenigstens 38 verrieth. Sein Haar war in künstlich nachlässige Locken gelegt; keine neidische Halsbinde verdeckte die Schönheit seines magern Halses, der sich ganz entblößt dem Auge zeigte. Ein himmelblaues seidenes Kleid, merde d`oie[622] gefüttert, Strümpfe vom schönsten Karmelit[623], machten einen vortrefflichen Kontrast, und zeigten, daß Herr Sternfeld Meister in der Farbenmischung sey. Er trug ein paar Schuhe, deren Vordertheil eben hinreichte, die Fußzehen zu bedecken; die Hacken waren so hoch, daß sie mit den meinigen wetteifern konnten. Schnallen, die gerade so breit waren, als die Schuhe; zwey Uhren mit den klingelndsten Berloquen[624] versehen, welche die Ankunft seiner wichtigen Person schon von weitem verkündigten. Die Beinkleider waren an den Knien mit niedli-

[621] „Informator" = Hauslehrer.
[622] „merde d`oie" = gelblichgrün (wörtl.: gänsekotfarben) getönter Stoff.
[623] „karmelit" = scharlachrot.
[624] „Berloquen" = Glocken.

chen Bändern zugebunden; in der einen Hand trug er ein Stöckchen, an der anderen führte er meine Tante, die alles angewandt hatte, ihre Reize so zu erhöhen, daß sie dieses allerliebsten Führers nicht unwerth schien. Nachdem dieser Herr ein tiefes Kompliment gegen die Damen, und ein etwas nachlässigeres gegen die Herren gemacht hatte, hüpfte er auf mich zu, und küßte mit vieler Gracie meine Hand. „Dieß ist also die Göttinn – so sprach er – von deren Macht und Reizen ich schon in der Ferne bezaubert worden bin?“ „In der That, Herr Sternfeld, diese Macht der Bezauberung in der Ferne hätte ich mir nie zugetraut. Sie müssen wohl sehr leicht zu bezaubern seyn.“ „O wenn so viel Schönheit mit solcher Bescheidenheit vereinigt ist, welches Herz kann dann ungerührt bleiben?“ „Mich dünkt, um den wahren Werth einer Sache zu schätzen, muß man doch wenigstens etwas davon selbst besitzen, und das scheint, mit der Bescheidenheit wenigstens, nicht Ihr Fall zu seyn.“ Es scheint wohl, als wenn Herr Sternfeld nicht viel aus dem Stegreif zu reden vermag; wenigstens konnte er hierauf keine schickliche Antwort finden. Er drehte sich einmal auf dem Absatz herum, nahm Taback und fieng eine andere Materie an.

„Aber, mon Dieu, was ist heute für ein heißer Tag! Es ist nicht möglich, eine gescheidte Frisur zu behalten. Sollten Sie es wohl glauben, daß ich heute von Monsieur Dechamp nach der neuesten Pariser Mode frisirt bin? Und doch sieht jetzt mein Kopf so mal gousteux[625] aus, daß ich mich schämen muß, vor den Damen zu erscheinen.“ Mamsell Ebard: „O, Ihr Kopfputz hat sich noch recht gut gehalten. Übrigens aber ist es wahr, die Sonne ruinirt alles. Sehn Sie nur meinen Teint. Obgleich ich nie ohne Schleier und Sonnenschirm ausgehe, so bin ich doch gestern auf der Promenade so schwarz gebrannt, wie eine Mohrinn. Nicht wahr, Herr von Grün, ich sehe ganz scheuslich aus?“

Herr von Grün widerlegte dies natürlich sehr sinnreich, und nun kam die ganze Gesellschaft auf ein sehr interessantes Kapitel: wie die Haut im Sommer zu conserviren sey? Zwey Mittel, die besonders angepriesen wurden, notirte Herr Sternfeld in sein Taschenbuch. Mit dieser und ähnlichen Unterhaltungen verstrich der Nachmittag, und die Gesellschaft gieng auseinander. Sternfeld empfahl sich mir mit einem sehr zuversichtlichen Wesen, und schien zu glauben, daß er einen sehr günstigen Eindruck auf mein Herz gemacht hätte.

Und sagen Sie, Marie, kann ich mir nicht zu einem so liebenswürdigen Bräutigam Glück wünschen? Die mir so oft von Ihnen gepriesene Wahrheit: daß der Ehestand unser Beruf sey, macht jetzt doppelten Eindruck auf mich, da ich einen so niedlichen Gefährten finde. Wahrhaftig, es würde eine allerliebste Ehe werden!

Nein, Marie, Freyheit ist das edelste Gut, und ich will dessen genießen, solange ich kann. Ach! ich kenne die Männer: als Liebhaber sind sie schmeichelnd und kriechend, wie die Schooßhündchen; aber nach der Trauung verändert sich die Scene. Unser unterthäniger Diener wird hoch gebietender Herr, und tyrannisirt

[625] „mal gousteux“ = geschmacklos.

das arme Weib für jede Schmeicheley, die er als Bräutigam ihr sagte. Und unter ein solches Joch sollte ich meinen Nacken beugen? Nimmermehr! Ich betrachte die Männer als Geschöpfe, die zum Scherzen und Tändeln in müßigen Stunden recht gut sind, die man sich aber ja nicht darf zu nahe kommen lassen. Es hat noch kein Mann Eindruck auf mich gemacht, und ich glaube gewiß, daß es auch nie geschehen wird. Mein Herz soll eine unüberwindliche Festung bleiben, und nie andre als die Gefühle der Freundschaft kennen. Allein diese Empfindungen sind gegen meine Marie desto stärker, und stets wird mit gleicher Wärme für sie schlagen das Herz

Ihrer Sophie

Zweyter Brief.
Marie an Sophien.

Ich erkenne Sie ganz in Ihrem muntern Briefe, liebe Sophie. Aber ob mir gleich das Lesen desselben viel Vergnügen gemacht hat; so bin ich doch mit Ihrer letzten Erklärung nicht zufrieden. Ich höre meine muntre Freundinn gern scherzen, aber nur nicht über einen so wichtigen Gegenstand, als die Ehe ist. Sie haben zwar darinnen Recht, daß mit dem Liebhaber als Ehemann oft eine Veränderung vorgeht, aber wer ist mehr Schuld daran, als die Mädchen selbst? Sie verlangen als Göttinnen von ihrem Liebhaber angebetet zu werden, und fordern eine kriechende Verehrung von ihm. Ist es nicht sehr begreiflich, daß er diese höchst unnatürliche Lage so bald als möglich ablegt, und daß er nun vielleicht die Rechte übertreibt, die ihm der Priester vor dem Altare giebt? Dieser neue Ton muß denn wohl freylich die junge Frau sehr befremden.

Sie, meine Freundinn, werden gewiß nie eine solche nachtheilige Veränderung zu befürchten haben. Ich traue Ihnen zu, daß Sie als Braut wohl zärtliche Liebe und gegenseitige Gefälligkeit von Ihrem Geliebten fodern, aber nie zugeben werden, daß der Mann sich zum sklavischen Anbeter erniedrige. Sie werden sich gewiß durch nachgebende Aufmerksamkeit und durch eine genaue Erfüllung Ihrer Pflichten die Achtung Ihres Gatten zu erhalten wissen. Und was kann denn wohl schöneres gedacht werden, als die Vereinigung zweyer Personen, die sich verbinden, alle Freuden des Lebens durch gemeinschaftlichen Genuß sich zu verdoppeln, und das Leiden durch gegenseitiges Theilnehmen sich erträglicher zu machen!

Und welch eine noch größere Quelle der Freude glänzt uns im Ehestande! Giebt es ein erhabeners Glück als das, sich selbst wieder in Kindern aufleben zu sehen, mit ihnen aufs neue wiederum die Ruhe und den Frieden zu fühlen, der so ganz das Eigenthum dieser Jahre der Unschuld ist? Zu sehen, wie eine Seelenkraft nach der andern sich entwickelt? – Wie ist es der zärtlichen Mutter so leicht, den Keim zu Tugend und Glückseligkeit in das junge Herz zu legen, und wie ärndtet sie schon in dem zarten Alter des Kindes den süßen Lohn ihrer Sorgfalt durch seine unschuldsvolle Anhänglichkeit an sie!

O wie hasse ich die Mütter, die, gleichgültig gegen diese Freude, ihre Kinder fremden Ammen und Wärterinnen übergeben! Durch diese Art der Erziehung höchst unartig und eigensinnig gemacht, muß sich die Mutter bey jeder Gelegenheit der kleinen Unglücklichen schämen. Was ist also zu thun? Sie entfernt sie ganz von sich, und steckt sie in eine Kinderstube. Die Töchter werden unerträgliche Geschöpfe, die nur ihr Geld, oder ihres Vaters Ansehen an den Mann zu bringen fähig ist. Die Söhne werden auf Universitäten geschickt, ohne das mindeste der dazu nöthigen Kenntnisse zu haben. Froh, der Ruthe der Französinn[626] entlaufen zu seyn, führen sie das ungebundenste Leben, kehren mit leerem Kopf und Beutel zurück, und sind dann die würdigen Glieder, von welchen die Bedienungen unsers Staats bekleidet werden.

Nie werde ich meiner Mutter die Sorgfalt genug verdanken können, mit der sie mich erzog. Nie kam ich von ihrer Seite. Geschäfte, Vergnügungen, alles opferte sie mir auf. Wenn ich noch an die rührenden Ermahnungen denke, womit sie zu Pflicht und Tugend mich ermunterte, so fließen ihrem Andenken heiße Thränen, und ich bitte Gott, daß er mich werth mache, einst meinen Kindern das zu seyn, was die Selige mir war. Gott sey gedankt, daß er mir das Glück aufbehielt, noch in ihren letzten Stunden ihr Freude zu machen, und sie mit einem zufriedenen Lächeln über meine Folgsamkeit[627] aus der Welt gehen zu sehen!

Sie wissen die Geschichte meiner Jugend. Sie wissen, daß ich mich lange der Verheyrathung mit Albrecht widersetzte, daß auf ihrem Todbette die Selige in mich drang, ihn zu heyrathen. Ich konnte ihren Bitten nicht widerstehen; und wäre auch nun mein Ehestand unglücklich, so würde doch das mir meine Leiden versüßen, daß ich durch meine Einwilligung die letzten Stunden einer sterbenden Mutter erheiterte.

Aber Gottlob! unglücklich ist er nicht. Mein Albrecht ist ein guter Mann. Er ist zwar etwas kalt, um alle Forderungen meines Herzens zu befriedigen, das so ganz zur innigsten Liebe geschaffen ist. Aber ich hoffe, wenn es mir erst gelungen ist, alle Eindrücke vergangner Zeiten, die sich zuweilen mir aufdrängen, völlig zu verbannen, die gar zu große Empfänglichkeit meiner Empfindungen zu mäßigen – mein Mann kränkt mich oft dadurch, daß er dieses übertriebne Empfindsamkeit nennt – und mein Herz ganz unter die Herrschaft der Vernunft zu beugen, daß dann unser Ehestand einer der glücklichsten wird. Ganz glücklich zu seyn, ist freylich schwer, wenn die Empfindungen von Natur nicht gleichgestimmt sind. Aber es ist Pflicht für die Frau, sich nach der Denkungsart ihres Mannes zu bilden, und ihn den Unterschied ihrer Gefühle so wenig als möglich fühlen zu lassen. Verzeihen Sie mir diese lange Ausschweifung, meine Liebe. Es wird vielleicht bald

[626] „Französinn" = Französische Gouvernante, wie sie in bürgerlichen Familien üblich war.

[627] Gehorsam, eines der Erziehungsziele der zeitgenössischen Pädagogik, wird von Marie zum absoluten Ideal erhoben. Dieser Rigorismus führt am Ende dazu, dass sie auf ein Leben mit ihrem Geliebten verzichtet und an ihrer „fast unmenschlichen Tugendhaftigkeit" zerbricht. Auf diese Eigenschaft ihrer Protagonistin geht auch Meta selbst im Vorwort ein. Vgl. Siegel, S. 46.

die Zeit kommen, da Sie ganz meiner Meynung seyn werden. Ihr Herz wird gewiß nicht immer so unempfindlich bleiben, als es bisher gewesen ist. Es kömmt nur darauf an, daß ein gefährlicherer Feind, als Herr Sternfeld, es angreift. Ihre Beschreibung von diesem hat mich sehr belustigt. Melden Sie mir doch ja immer die weitern Fortschritte, die er bey Ihnen macht.

Leben Sie recht wohl, meine Sophie.

Marie

Fortgang der Handlung: Die vernünftige, tugendhafte Marie hat vor ihrer Ehe Eduard geliebt. Durch Intrigen des eifersüchtigen Konkurrenten Wildheim wurden die beiden getrennt. Schließlich hat Marie in die Ehe mit Albrecht eingewilligt. Als Albrecht verreist ist, macht Wildheim erneute Annäherungsversuche, die Marie bedrängen und ängstigen.

Sophie hat sich inzwischen in den jungen Karlsheim verliebt und sich mit ihm verlobt. Da jedoch taucht plötzlich Julie auf, die frühere Geliebte Karlsheims, die von ihm bereits einen zweijährigen unehelichen Sohn hat. Sophie verzichtet auf den Geliebten und schenkt Julie sogar ihr – nun nutzlos gewordenes – Brautkleid.

Neununddreyßigster Brief.
Sophie an Marien.

Der Himmel möchte unsern Assembleen[628] und Kränzchen gnädig seyn, wenn Sie Präsidentinn unsrer Obrigkeit wären. Sie würden mit eben so viel Strenge als Sultan Maßoud[629] die Verläumdung ahnden.[630] Aber Scherz beyseite, meine Marie, ich pflichte Ihrer Meynung vollkommen bey. Ihr Brief hat eine sehr ernsthafte Wirkung auf mich gehabt, und ich empfand bittere Schaam und Reue über die unvorsichtigen Reden, zu welchen mich zuweilen meine geläufige Zunge verführte. Ich habe auch den besten Vorsatz gefaßt, sorgfältiger über mich zu wachen, und mich nie wieder durch meinen Leichtsinn zur Tadelsucht gegen andere hinreißen zu lassen. Da es mir aber doch ein Bißchen schwer fallen möchte, alle spöttischen Anmerkungen zu unterdrücken, so will ich in Zukunft nur über meine eigenen Thorheiten spotten. Mit diesem Vorsatz sind Sie doch zufrieden, liebste Marie, nicht wahr?

---

[628] „Assembleen“ = Versammlungen.

[629] „Sultan Maßoud“ bezieht sich wohl auf die Novelle „Sultan Massoud. Fünf Erzählungen“ im vierten Band von August Gottlieb Meißners „Skizzen“ (erschienen 1783). Der grausame und übermäßig strenge Sultan Massoud erfährt einen Sinneswandel. Ein Untergebener, der im Gespräch mit anderen an dieser Umkehr zweifelt, wird zur Strafe in Angst und Schrecken versetzt.

[630] Der 38. Brief enthält einige allgemeine Ausführungen Maries über die Schädlichkeit des boshaften Klatsches.

Den Tag vor der Hochzeit kam Wilhelm[631] an. Karlsheim flog in seine Arme. Ihre Liebkosungen waren äußerst zärtlich, und Wilhelm schien sich sehr über die Wendung zu freuen, die seines Freundes Schicksal gehabt hatte. Wie ihre Freudenbezeugungen etwas vorüber waren, bemerkte er auch uns, – Julien und mich – und kam auf uns zu. Wir hatten uns vorgenommen, ihm nicht zu sagen, welche von uns die Braut wäre; sein Scharfsinn errieth es aber gleich. Er küßte mit Wärme Juliens Hand, und sagte auch mir viel Schönes, aber gar nicht in dem Ton der Schmeicheley unsrer jungen Herren. Ueberhaupt haben alle seine Handlungen etwas Charakteristisches, das ihm sehr gut steht, und jede seiner Handlungen anziehend macht. Ich würde nicht so viel von ihm geschrieben haben, wenn ich nicht aus einem Gemälde, das er im Ringe trägt, wüßte, daß er eine Braut hat. Und wäre auch das nicht, so ist doch mein Herz durch meine Begebenheit mit Karlsheim, der Liebe auf ewig verschlossen. Ich gebe es zu, daß der Ehestand unsre Bestimmung ist, aber es giebt auch Ausnahmen. Man hat auch im ledigen Stande Gelegenheiten genug, gut und nützlich zu seyn. Sie sollen mich in der Erziehungskunst unterrichten, liebe Marie, und dann will ich mir ein süßes Geschäft daraus machen, kleine Mädchen zu mir zu nehmen und zu erziehen. Mein sonst so flatterhafter leichtsinniger Geist, den Sie so oft vergebens auf ernsthafte Gegenstände zu richten suchten, findet jetzt selbst Geschmack an ernsten Dingen; alle andere Spielereyen, die sonst mich ergötzten, sind mir verhaßt.

Julie war an ihrem Hochzeittage schön, wie ein Engel. Das schmachtende Wesen, welches ihr ehemaliger Kummer so fest in ihre Gesichtszüge gewebt hat, mit der stillen Freude, das Ziel ihrer Wünsche nun erreicht zu sehen, vereinigt, machte eine höchst liebenswürdige Vermischung in ihrem Gesicht. Sie trug ein simples weißes taffetnes Kleid mit einer blaßblauen Brustschleife. Sie hatte einen leichten Florputz um den Hals, und eben solche Aermel – Spitzen wollte sie nicht annehmen. Statt der jungfräulichen Krone hatte sie eine Rose auf ihrem blonden Haar, und einen Straus von Vergißmeinnicht vor ihrer Brust. Karlsheim betrachtete sie mit Entzücken, und sagte ihr, sie sey ihm jetzt schöner als an dem Tage, da er sie zuerst sah. Sie wurden in einer ländlichen Kirche getraut. Wir hatten den Weg dahin mit Blumen bestreut. Auch die Pfeiler und den Altar hatten wir mit Blumenkränzen umwunden, und die jungen und alten Bewohner des Gütchens folgten paarweise uns nach. Die Traurede war kurz und rührend. Nach der pristerlichen Einsegnung kehrten wir in des Pächters Wohnung zurück. Vor dem Hause ist ein großer freyer Platz. Hier wurden drey Tafeln gedeckt. An der ersten saßen Braut und Bräutigam, der Prediger und seine Frau – ein rechtes gutes Weib – Wilhelm, mein Onkel, ich, unser Wirth, einige Aeltesten des Orts, in allem zwölf Personen. An der zweyten saßen alle Männer und Weiber, die alten und jungen, an der dritten das unverheyrathete junge Volk und die Kinder. Mein Onkel hatte für

[631] Wilhelm ist ein alter Freund und Ratgeber von Karlsheim – auch Briefe zwischen den beiden Männern sind im Roman enthalten.

alle Tafeln simpel, aber gut zubereiten lassen; auch Wein und Bier floß reichlich, und es herrschte bald eine ungezwungne Fröhlichkeit unter allen Gästen.

Nach der Mahlzeit wurde getanzt. Dieses war zwar nicht nach dem Geschmack des jungen Ehepaars, welches den Tag der Verbindung lieber in stiller Freude, ohne Geräusch, gefeyert hätte; aber sie mußten meinem Onkel nachgeben, der alles nach seinem Geschmack veranstalten wollte. Er selbst tanzte auch sehr rasch für seine Jahre mit der Braut und mit allen Weibern und Mädchen Menuet, und sah nachher mit vielem Antheil den englischen und schwäbischen Tänzen zu. Je lustiger es dabey zugieng, um desto mehr erfreute es den alten Mann, und er litt durchaus nicht, daß vor dem Anbruch des Morgens aufgehört wurde. Ein feyerlicher Kehraus mußte den ländlichen Ball schließen, und das junge Paar wurde von Anwesenden, unter Musik und Tanz in das Brautgemach geführt. Einigemal rief mein Onkel mit gerührter Stimme aus: Wollte Gott, daß der alte Behrwald noch lebte, und daß ich ihm durch die Feyer dieses Tages vergelten könnte, was er an mir that!

Es müssen besondre Umstände unter ihm und dem Seligen vorgefallen seyn; denn er gedenkt seiner niemals, ohne daß Thränen in seine Augen steigen. Ich muß doch einmal nach der wahren Ursache forschen.

Künftigen Sonnabend bin ich bey Ihnen, meine Liebe, und hoffe in Ihrer Gegenwart mein Herz völlig zu heilen. Julien scheint meine Entfernung nahe zu gehen. Wenn sie mich ansieht, so dringt noch immer eine Thräne der Rührung in ihr Auge, und ich habe oft Mühe, die häufigen Ausbrüche ihrer Dankbarkeit zu unterdrücken.

Leben Sie wohl, Theuerste! Der Himmel gebe, daß ich Sie mit erheiterter Seele finden mag

Ihre Sophie

Fünfzigster Brief.
Julie an Sophien.[632]

Heute habe ich Stoff genug zu ernsthaften Betrachtungen; und wenn Ihnen, liebste Freundinn, etwas daran liegt, so will ich Ihnen denselben gern mittheilen, nebst der angenehmen Art, wie ich dazu gekommen bin. Mein Gustav[633] liegt schon in süßem Schlummer; – eben bog ich mich über sein Bettchen, und sah mit Entzü-

[632] Vgl. zu diesem Brief Siegel, S. 64-72. Die Darstellung der strengen Erziehung, die auf das Brechen des kindlichen Willens ausgerichtet ist, basiert auf den Positionen der Philanthropisten, insbesondere Campes. Kinder sollten auf diese Weise von klein auf die elterlichen Normen verinnerlichen und somit zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft geformt werden. Doch trotz dieser autoritären Ansätze finden sich in der Darstellung des Gespräches auch recht moderne Elemente. So übernimmt die Kriegsrätin mit großer Selbstverständlichkeit die Hauptverantwortung für die Erziehung ihrer Kinder und überlässt sie weder irgendwelchen Dienstboten noch dem Vater. Auch die ausführliche und einfühlsame Wiedergabe kindlichen Verhaltens ist bemerkenswert.

[633] Gustav ist der Sohn Julies mit Karlsheim.

cken den schuldlosen Ausdruck der Ruhe und Zufriedenheit auf seinem kleinen Gesichte. – Mein Karlsheim ist heute bey dem Hofrath G. zu Gaste. Ich fühle diesen Abend einen besondern Trieb mit meiner Sophie zu schwatzen. Sehen Sie, meine Liebe! Aussichten genug, Sie mit einem langen Briefe zu bedrohen.

Ich gieng heute Nachmittag unsern gewöhnlichen Weg spazieren, bloß von meiner treuen Liese, welche meinen Kleinen trug, begleitet. Dieser Weg führt auf lauter schönen Wiesen an der Krümmung eines Bachs hin. Ist man so eine halbe Stunde gegangen, so kömmt man durch ein kleines Buschwerk in eine artige Weidenallee, welche zu der Mühle führt, die Ihnen bekannt seyn wird. Dann pflege ich gewöhnlich in einer Laube am Wasser Platz zu nehmen, und mich an der schönen Aussicht und dem Rauschen des Wassers zu laben. Dieser schöne Ort wird sehr selten besucht, – zur Schande der Städter, die bloß aus dem elenden Vorwande nicht hingehen, weil nichts Ordentliches da zu haben wäre. – Um desto mehr befremdete es mich, eine junge Frau in der Laube zu sehen, die ein ganz kleines Kind auf der Erde kriechend, und zwey etwas ältere bey sich hatte; die Kinder sowohl als sie selbst waren sehr schön. Ich stutzte ein wenig. Sie aber kam mir gleich mit der angenehmsten Art entgegen, fragte mich, ob ich auch Geschmack daran fände, hier ungestört vom Gewühl der Stadt, der schönen Natur zu genießen, und nöthigte mich, neben ihr Platz in der Laube zu nehmen. Wir wurden bald sehr bekannt, und ich erfuhr, daß meine Gesellschafterinn die junge Kriegsräthinn B. war, von der ich schon durch Karlsheim viel Gutes gehört hatte. Es war sehr natürlich, daß zwey junge Mütter von ihren Kindern – dem interessantesten Gegenstande für sie, versteht sich den Mann mit eingeschlossen – redeten. Ich bewunderte die ihrigen, und ich muß auch gestehen, daß ich noch nie so allerliebste kleine Geschöpfe gesehen habe. Und was mich am meisten befremdete, das war die Standhaftigkeit dieser so zärtlichen Mutter gegen diese Kleinen, beynahe schien es Härte zu seyn. Der kleine Wilhelm – ein Kind von fünf Vierteljahren, begehrte etwas, das er nicht haben sollte, und fieng an zu weinen. Man hörte gar nicht auf ihn. Als er stärker schrie, gab ihm seine Mutter ein paar Schläge mit der Ruthe, und legte ihn ganz gelassen in eine Ecke. Ich erwartete nun ein verdoppeltes Weinen. Aber weit gefehlt. Er schwieg augenblicklich still, kam zu seiner Mutter – er fängt eben an zu gehen – und flehte mit den schmeichelndsten Geberden sie an, ihn auf den Schooß zu nehmen. Sie wies ihn ab; er zog ein weinerliches Gesicht; sie drohte ihm mit dem Finger, sagte ein ernsthaftes Wilhelm! und der Junge spielte auf der Erde so vergnügt, wie vorher.

„Ich bewundre Ihre Standhaftigkeit, Frau Kriegsräthinn. Ich muß gestehen, daß ich es nicht so weit gebracht habe, und daß mir der jetzt mit Macht wachsende Eigensinn meines Gustavs viel Sorge macht.“ „Glauben Sie mir, meine Liebe, es ist kein besseres Mittel, diesen Eigensinn gleich früh zu unterdrücken, als wenn man dem Kinde gar keine Achtsamkeit auf sein Weinen zeigt.“ „Aber, mein Gott, wie ist das möglich? Die Tränen eines so hülflosen Geschöpfes zu sehen, ohne sie zu trocknen! Ich muß gestehen, daß das Weinen eines kleinen Kindes oft die

stärksten Vorsätze seiner Erziehung in mir vernichtet hat.“ „Diese Weichheit dient gewiß nur dazu, dem Übel einen Augenblick abzuhelfen, um es nachher desto stärker zu machen. Das Kind wird bald den Eindruck merken, den seine Tränen auf Sie machen. Es wird bald Dinge fodern, welche Sie ihm ohne den größten Nachtheil nicht gewähren können, und wird alsdann bey jeder Verweigerung in das gellendste Geschrey ausbrechen.“ „Aber ein starkes Schreyen kann doch der Gesundheit gefährlich werden?“

„Das ist der Deckmantel, unter dem sich gewöhnlich die Schwäche der Mütter verbirgt. Ich habe über diesen Punkt mehrere Aerzte befragt, und immer die Antwort erhalten, daß das Weinen einem Kinde nicht schade, wenn es nicht allzu heftig und oft wiederholt würde, und auch dann schade es ihm nur äußerst selten. Man kann das ja auch an den Kindern sehen, die, aller Verpäpelung ohngeachtet, doch oft mehrere Stunden hinter einander schreyen, ohne nachtheilige Folgen für ihren Körper davon zu haben. Und dann meine Beste, kann ich Ihnen aus der Erfahrung bezeugen, daß ein Kind, welches man anfangs einigemal vergeblich weinen ließ, eines solchen heftigen Geschreys gar nicht fähig ist, da hingegen ein solches, dem man immer nachgiebt, gar wohl im Stande ist, wenn ihm einmal etwas verweigert wird, so heftig zu weinen, daß es aus Bosheit Verzuckungen bekömmt und ganz blau wird, wie ich schon mehrmal gesehen habe, und das kann denn wohl freylich der Gesundheit schaden, ob gleich immer auch in diesem Fall die Ruthe das beste Mittel bleibt.“ „Ich sehe freylich wohl ein, daß diese Zärtlichkeit falsch ist, und dem Kinde selbst sehr nachtheilig wird; aber sagen Sie mir, beste Frau, wie wollen Sie unterscheiden, ob ein ganz kleines Kind aus wahrem Bedürfniß oder aus Eigensinn weint? Und im ersten Fall werden Sie selbst es doch wohl für hart halten, ihm nicht beyzustehen.“ „Allerdings. Aber bey einem kleinen Kinde sind die Bedürfnisse bloß Hunger, Schlaf und Reinlichkeit. Diese muß ich immer befriedigen und – – “ „Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche. Rechnen Sie denn die Unpäßlichkeit dieser Kleinen gar nicht?“ „Wenn das Kind von gesunder Leibesbeschaffenheit ist; wenn die Mutter es durch Mäßigkeit vor Leibkneipen und Blähungen schützt; wenn sie durch kein festes Einwickeln seine kleinen Glieder zusammen preßt; wenn sie alle Sorgfalt darauf wendet, es stets reinlich zu halten, und durch trockne Wäsche und öfteres kaltes Waschen es für Wundwerden zu hüten, und überhaupt bemüht ist, seinen Körper durch eine harte Erziehung abzuhärten: so glaube ich, daß es von keinen Schmerzen wird beunruhigt werden. Und wenn es ja ein unangenehmes Gefühl hätte, sagen Sie mir, können Sie dadurch, daß Sie es aufnehmen und hätscheln, seinen Schmerz vertreiben?“ „Das wohl nicht. Aber ich kann es doch dadurch zerstreuen.“ „In der That, Sie sind eine gefährliche Gegnerinn. Ich denke aber doch, daß es besser ist, es gleich so zu gewöhnen, daß es zu seiner Zerstreuung und Belustigung so wenig als möglich fremder Hülfe bedarf. Indessen will ich Ihnen nur meine eigne Schwäche gestehen. Mein Wilhelm kränkelte vor kurzem an einem Stickhusten. Ich war so besorgt und zärtlich für ihn, daß ich allen seinen Einfällen während der Krankheit

nachgab, und habe dafür das Misvergnügen, ihn jetzt – wie sie erst gesehen haben – viel eigensinniger zu finden, als er sonst war.“ „Wer könnte aber ein krankes Kind mit Härte behandeln?“ „Es ist allerdings schwer, und oft hat mich ein ihm gegebner Schlag eine heimliche Thräne gekostet, und ich bin nur mit äußerster Mühe standhaft geblieben. Aber ist es nicht noch weit trauriger, wenn eine Krankheit in so kurzer Zeit den ganzen Bau verdirbt, den wir so mühsam aufführten? Wenn der Körper des Kindes gesund, aber seine Seele verdorben wird? Und es geschieht so leicht! Das Kind merkt, daß wir stärker besorgt, aufmerksamer auf seine Wünsche sind, als gewöhnlich; es macht einen Versuch, Sachen zu begehren, die man ihm sonst nicht würde erlaubt haben; es sieht, daß es ihm gelingt. Ein wunderliches Begehren folgt dem anderen; alle werden erfüllt – und der kleine Tyrann ist da. Diesem kann man gewiß vorbeugen, wenn man sich auch in der Krankheit gleich anfangs seinen ungewöhnlichen Einfällen widersetzt. Ein gut erzognes Kind wird durch eine solche Verweigerung in kein heftiges Weinen, oder andere ähnliche Ausbrüche des Unwillens gerathen, und wenn es also sieht, daß man es ganz so wie gewöhnlich behandelt, und seine Unarten eben so wie sonst bestraft, so wird die Krankheit gewiß keine nachtheilige Veränderung in seinem Betragen bewirken. Ueberhaupt, dünkt mich, ist es sehr vortheilhaft für die Kinder selbst, wenn man sie daran gewöhnt, ihre Wünsche oft unbefriedigt zu sehen. Gewöhnt man sie, alle thörichte Neigungen zu erfüllen: so macht man sie in ältern Jahren unglücklich. Denn es wird sich doch oft bey ihnen zutragen, daß Menschen oder Umstände nicht die unweise Nachgiebigkeit ihre Eltern gegen sie haben, und dann werden sie unwillig und ungeduldig werden, und unfähig seyn, das geringste Leiden zu ertragen.

„Ich fühle mit Beschämung, daß ich bisher nur schwach, und nicht mit weiser Zärtlichkeit gegen mein Kind handelte. Aber sagen Sie mir, meine Beste, woher haben Sie diese trefflichen Einsichten erlangt?“ „Ach Gott! die Einsichten machen es nicht allein aus. Man kann sie haben und doch zu schwach seyn, ihnen gemäß zu handeln. Ueberhaupt ist es ein ganz andres Ding, idealische Erziehungsplane zu lesen, und ein Kind im Lauf des menschlichen Lebens wirklich zu erziehen. Ich war schon als Mädchen lebhaft davon überzeugt, daß es eine Thorheit sey, ein Kind in den Jahren, wo es noch keine Vernunft hat, durch vernünftige Vorstellungen leiten zu wollen. In den ersten Jahren ist der Mensch bloß Thier, und muß durch sinnliche Gefühle geleitet werden. Ihn ohne Schläge erziehen zu wollen, wäre eben so thöricht, als wenn ich einen Jagdhund – verzeihen Sie das Unedle des Gleichnisses – zu dressiren dächte, ohne den Stock zu gebrauchen. Es versteht sich, daß man nur wenn es nothwendig ist, und ohne Hitze, schlagen muß. Aber ohne dieses Mittel ist es nicht möglich, dem Kinde Gehorsam gegen die Eltern einzuprägen. Und strenger Gehorsam muß die Hauptstütze der Erziehung seyn. Von allem diesem also war ich – durch eine vortreffliche Frau, deren letzte Ausbildung ich genoß – (gesegnet sey ihre Asche!) – lebhaft überzeugt, und doch kostete es mich viel, meiner Ueberzeugung gemäß zu handeln; ich war einigemal

im Begriff, zu der guten Methode, ein ungestüm weinendes Kind zu schlagen, die sehr unvernünftige hinzuzusetzen, es aufzunehmen, wenn es fortfuhr, oder sich fest um meine Knie klammerte. Aber Dank sey es meinem vernünftigen Mann, daß er meiner Schwäche widerstand!"

„Aber wird nicht die Neigung des Kindes durch solche harte Mittel von der Mutter abgewandt?" „Das war auch meine Besorgniß. Allein ich habe sie dadurch vernichtet, daß ich mich selbst zur einzigen Wärterinn meiner Kinder machte, sie fütterte, kurz, daß ich auch das, was sie vergnügte, durch niemand anders ihnen thun ließ, als durch mich, und dafür hängen auch meine Kinder mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an mir. Ich würde es auch nicht ertragen können, wenn sie ein Dienstmädchen oder sonst jemand mehr liebten als mich." „Es ist mir auch immer ein schlechter Beweis für die Güte der Mutter, wenn ihr Kind mehr an ihren Mägden als an ihr selbst hängt, und ich habe es auch immer zur Pflicht gemacht, meinen Gustav selbst zu warten: aber bey dreyen Kindern ist es doch nicht möglich, ihre Wartung allein zu besorgen." „Und warum nicht, meine Liebe? Mir ist es möglich gewesen. Freylich, wenn man sie an ein stetes Tragen oder Wiegen gewöhnt, so ist es nicht möglich. Aber das ist sehr lästig für die Mutter, und auch lange nicht so gut für die Kinder, als wenn man ihnen selbst den freyen Gebrauch ihrer Glieder überläßt. Ich habe meine Kinder gleich anfangs auf ein Küssen[634] auf die Erde gelegt, und sie da sich selbst überlassen." „Aber verlangte denn das Kind nicht aufgenommen zu werden?" „Weil es von Anfang an nicht anders gewöhnt wurde, so wußte es auch nichts Bessers. Aber einige Tage lang hielten mich unabänderliche Geschäfte von ihm so entfernt, daß ich selten bey ihm seyn konnte, als wenn ich es saugen ließ. Eine Tante, die bey mir war, hatte es, meiner Bitten ohngeachtet, oft in der Zeit getragen, und nun wollte ihm das Liegen nicht mehr schmecken. Aber ich ließ es – ohngeachtet mir der Kummer seines kleinen Herzens in die Seele drang – ruhig liegen und schreyen, bis es endlich vor Mattigkeit einschlief. Dieses versuchte ich einigemal, und es ließ sich nicht einfallen, sich aufs neue wiederum durch unnütze Arbeit zu erschöpfen. Die Wartefrau und Tante schrien zwar über mich, und konnten nicht aufhören, den armen Wurm zu bejammern; mein Gesinde brachte mich in der ganzen Stadt in den Ruf einer unmenschlichen Grausamkeit; aber ich setzte mich über alles das hinaus, überzeugt, daß meine anscheinende Härte zu des Kindes wahrem Besten gereichte." „Sollte denn das viele Liegen den Kindern nicht schädlich seyn? Sie bedürfen doch so gut der Bewegung, wie wir." „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß der Mensch in diesen ersten Jahren bloß Thier ist. Und wer trägt wohl jemals die jungen Thiere? Und doch sind sie verhältnißmäßig weit stärker als unsre Kleinen. Ich habe meine Kinder nur die ersten acht Tage, und doch nur des Nachts, ganz locker wickeln lassen. Ich habe ihr Waschwasser mit jedem Tage weniger lauwarm machen lassen, so daß ich sie mit der dritten Woche schon ganz kalt badete. Ich hielt sie nur gerade

[634] „Küssen" = Kissen.

so bedeckt, als es nöthig war, um sie vor der äußersten Kälte zu schützen, gewöhnte sie stufenweise alle Arten von Luft zu ertragen, und auf diese Art wurden sie so stark, daß sie sich bald auf ihrem Küssen bewegten, und herunter zu kriechen anfiengen.“ „Ich sehe an den geraden Beinen Ihrer Kinder, daß auch die Besorgniß ungegründet ist, als wenn das Kriechen ihre Füße schief machte.“ „Sie werden zuweilen etwas krumm, aber das Manteltragen giebt ihnen eine noch ungleich schiefere Richtung. Und dann werden ihre Füße von selbst gerade, wenn sie gehen lernen.“ „Auch das haben ihre Kinder wohl von selbst gelernt. Aber sind sie nicht oft dabey gefallen?“ „Sie fielen anfangs sehr häufig, aber ohne Schaden zu nehmen; denn ihr Körper, sich selbst überlassen, hatte seine kleinen Glieder so gut brauchen lernen, daß sie sich immer zu helfen wußten, und diese Gelenkigkeit ihrer Glieder soll ihnen auch, hoffe ich, noch in der Folge gute Dienste thun. Ich hüte mich auch sehr, sie zu bedauern, und erschrocken zu thun, wenn sie fallen; denn dieses macht, daß sie weinen, nur selten verursacht es der Schmerz. Sollten sie einmal in Thränen ausbrechen, so muß man sie zuerst zerstreuen, und ihnen, wenn es nothwendig ist, Hülfe leisten, aber ja keine Aengstlichkeit, kein Bedauren, oder gar Unwillen auf den Gegenstand, über welchen sie fielen, merken lassen. Man muß aber ein Kind so wenig als möglich an fremde Hülfe gewöhnen; denn es kömmt ihnen in der Folge ihres Lebens sehr zu Statten, wenn sie darinn geübt sind, sich stets selbst zu helfen. – Aber verzeihen Sie, daß ich Ihnen so viel von meinem Lieblingsgegenstande vorgeplaudert habe.“ „Ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie meine Begriffe über diese Materie so sehr aufgeklärt haben. Ich werde von nun an mit gedoppelter Sorgfalt über die Erziehung meines Gustavs wachen, und sollte es mir einmal an Geduld und Standhaftigkeit gebrechen, so komme ich zu Ihnen, meine Theure.“

Diese liebe Frau antwortete mir mit vieler Güte, und trug mir ihre Freundschaft an, die mir unendlich viel werth ist. Wir kehrten unter den angenehmsten Gesprächen nebst unsern Kindern nach Hause zurück, und ich konnte nicht unterlassen, Ihnen, liebe Sophie, meinen neu erworbnen Schatz mitzutheilen. Gott! wie ehrwürdig ist doch eine Mutter, die ihre Kinder gut erzieht! Ach diese kleinen unschuldigen Geschöpfe sind es gewiß wohl werth, daß man alles aufopfert, um für ihre Bildung zu sorgen. Menschen für die Ewigkeit zu erziehen, welch ein Gedanke! Gott! stärke mein Herz, an meinem Kinde dein großes Beyspiel gegen uns nachzuahmen. Entferne alles aus meiner Seele, was seine gute Erziehung hindern könnte, und reinige und beßre mein Herz, damit ich mehr durch Beyspiel, als durch Lehren, es zum Guten anführe!

Es ist ausgemacht, daß jede gute Handlung ihre schönen Folgen mit sich führt, aber gewiß wird keine derselben eine so schöne Quelle des Glücks für uns seyn, als die gute Erziehung unsrer Kinder; so wie hingegen eine Vernachläßigung derselben uns durch ihre ungerathne Gemüthsart aufs empfindlichste bestraft.

Ich bin ganz müde vom Schreiben, und Sie werden viele Mühe haben, mein unleserliches Geschmier zu verstehen. Schlafen Sie wohl , meine Theure. Mor-

pheus[635] gaukle mit den angenehmsten Bildern um ihre Phantasie. Möchte doch unter denselben auch befindlich seyn

Ihre

Julie Karlsheim

Fortgang der Handlung: Eduard, der Jugendgeliebte Marias, sucht sie auf, um noch einmal um sie zu werben. Sie weist ihn schweren Herzens zurück, weil sie ihrem Mann Albrecht treu bleiben will. Dieser hat aber kein Vertrauen mehr zu Maria, weil er auf die Intrigen des bösartigen Wildheim hereingefallen ist. Als er Maria und Eduard also im Gespräch ertappt, glaubt er an einen Ehebruch und jagt die beiden aus dem Haus. Sie flüchten aufs Land zu einer freundlichen Pfarrersfamilie, wo Maria an gebrochenem Herzen stirbt, nicht ohne allerdings vorher ihrem reuigen Ehemann verziehen zu haben. Sophie, die Jugendfreundin, begleitet Maria in den letzten Wochen und wird so zur Berichterstatterin über ihren Tod. Wildheim, der Urheber der tragischen Verstrickung, verfällt dem Wahnsinn.

Das Tugendideal, das in der Gestalt der Maria scheinbar naiv vorgeführt wird, bleibt merkwürdig doppelbödig. Denn der Gang der Handlung zeigt ja, dass es in seiner ganzen Strenge angesichts der realen Verhältnisse nicht lebbar ist. Am Ende ist es nämlich die freche und lebenslustige Sophie, die trotz aller Niederlagen den Weg in ein glückliches Leben findet und gerade nicht die tugendhaft-vernünftige Maria. Sophie verzichtet aus natürlicher Großzügigkeit auf ihren Geliebten, während Marias Entscheidung auf starrem Gehorsam gegenüber den gesellschaftlichen Normen beruht. So zerbricht Maria am Ende an ihrer eigenen Rigorosität, während Sophie weiterhin ein selbstbestimmtes Leben führt.

Auf moderne Leser wirkt die Handlungsführung recht melodramatisch und die Personendarstellung plakativ. Doch es ist mit einiger Behutsamkeit möglich, zwischen den Zeilen zu lesen. Dann entdeckt man nicht nur subtile Kritik am zeitgenössischen Tugendideal, sondern auch an sozialen Zuständen der Zeit. Dies macht Monika Siegel in ihren Ausführungen über den Roman deutlich: „Aber hinter jeder Zeile über Kindererziehung steht die Klage über das Kinderelend, hinter jeder Zeile von ´schmachtenden Liebesworten´ steht die ungeheure Realität der heiratsfähigen Töchter, die noch keinen Mann gefunden haben. Und hinter der Freundlichkeit der Landbevölkerung wird die abgrundtiefe Ungerechtigkeit und Ignoranz sowohl der bürgerlichen als auch der herrschaftlichen Schicht durchsichtig.“[636]

[635] „Morpheus“ = griechischer Gott der Träume.
[636] Siegel, S. 56.

Übersetzungsbeispiel 1: Ann Radcliffe

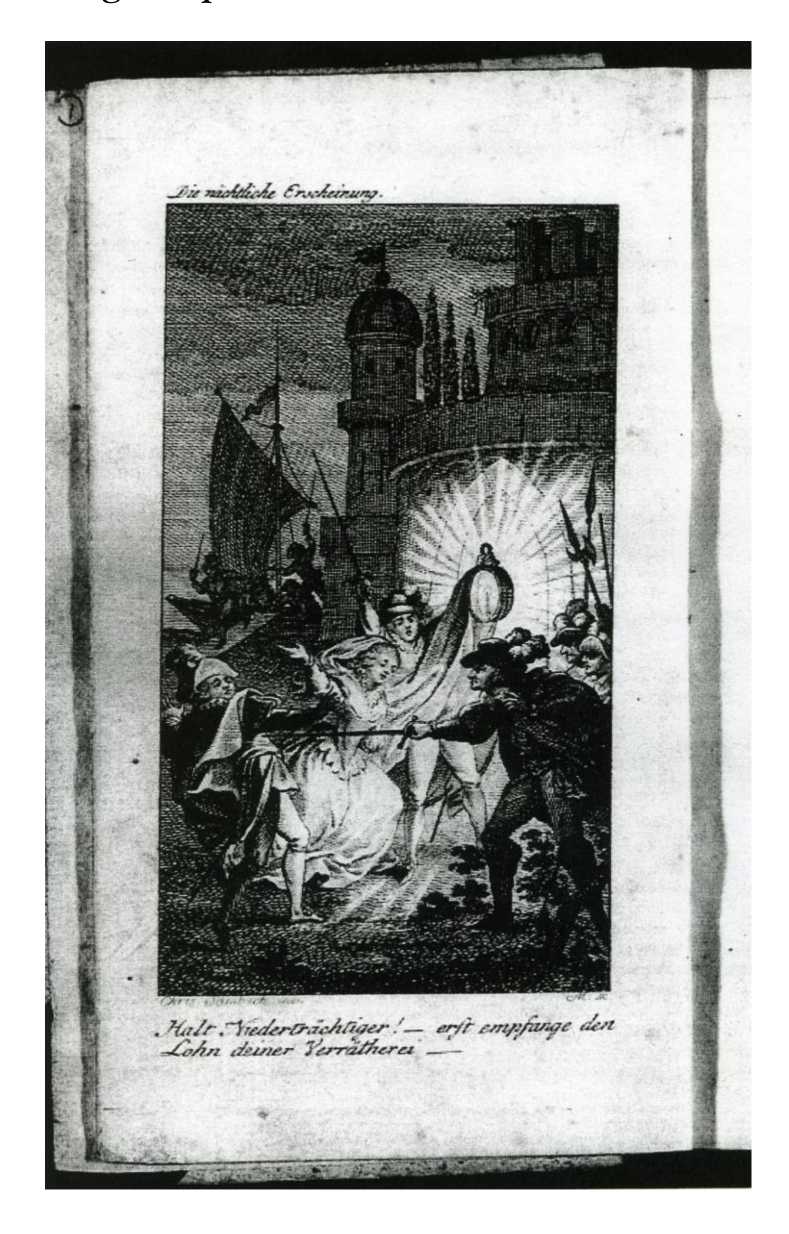


Abb. 28: Titelkupfer zu „Die nächtliche Erscheinung"

Die nächtliche Erscheinung im Schlosse Mazzini.
Aus dem Englischen[637]

Erinnerung des Übersetzers.

Das Original dieses Romans, den ich in der Hoffnung übersetzte, den Lesern, die gern in den Gefilden der Einbildungskraft schwärmen, keine ununterhaltende Lectüre in die Hände zu geben, erschien Ostern 1790 unter den Titel: *A Sicilian Romance,* in zwey Bändchen in London. Ich gestehe, daß ich diesen Titel, alles Kopfbrechens ungeachtet, auf keine Weise wohllautend zu verdeutschen wußte, und habe mir daher die Freyheit erlaubt, ihn mit einem andern, der, meinem Bedünken nach, die Geschichte individueller bezeichnet, zu vertauschen[638]: Indessen glaubte ich zu einer Anzeige dieser unschuldigen Veränderung verbunden zu seyn, damit nicht etwa unter zweyerley deutschen Gestalten einerley Werk erschiene, wenn vielleicht der Zufall einen andern Übersetzer auf das Original aufmerksam machte, ohne das Daseyn einer früheren Verdeutschung unter verändertem Titel vermuthete.

Erster Theil.

An der nördlichen Küste von Sicilien ragen noch die prächtigen Ruinen eines Schlosses hervor, das einst dem edlen Hause der Mazzini gehörte. Es steht an einem kleinen Meerbusen auf einer Anhöhe, die von einer Seite in die See hinab gleitet, und von der andern zu einem Berge anschwillt, den dunkle Waldungen krönen. Die Lage ist bewundernswürdig schön und mahlerisch; die majestätische Größe dieser Überreste der Vorzeit, die feyerliche Stille, welche über der ganzen Gegend schwebt, erfüllen den Wanderer mit Schauder und Ahndung[639]. Ich besuchte diesen Ort auf meiner Reise durch Italien; ich erklimmte einen Steinhaufen, und überschaute den unermeßlichen Umfang des Gebäudes und die erhabene Pracht der Ruinen. Meine Fantasie versetzte mich in die Zeiten zurück, da diese Mauern stolz in ihrer ursprünglichen Hoheit prangten, wo die Säle Scenen der Gastfreyheit und festlicher Pracht waren, und von den Stimmen derer ertönten, welche längst der Tod von der Erde abgestreift hat. „Eben ‚so,“ rief ich aus, „wird die gegenwärtige Generation, wird er, der jetzt im Elende erliegt, und er, der im Taumel der Vergnügungen fortsch(w)immt, dahin gehen, und in Vergessenheit sinken!“ Mein Herz schwoll in mir bey dem Gedanken; ich wendete mit einem

[637] Wien, Johann Baptist Wallishausser 1792 (Wienerische Landbibliothek II,7).

[638] Der veränderte Titel enthält die Schlüsselbegriffe „nächtlich“, „Erscheinung“ und „Schloss“. So sorgte Meta dafür, dass das Buch sofort der modischen Schauerliteratur zugeordnet werden konnte, was den Absatz gefördert haben dürfte. Tatsächlich wurde Ann Radcliffe dem deutschen Publikum anschließend eine Zeitlang als „die Autorin der Nächtlichen Erscheinung im Schlosse Mazzini“ vorgestellt. Vgl. Spieckermann, S. 160.

[639] Die Begriffe „awe and curiosity“, Ehrfurcht und Neugier, werden durch die Übersetzung deutlich ins Schaurige verstärkt.

Seufzer mich ab, und entdeckte einen Mönch, dessen ehrwürdige Gestalt, sanft zur Erde geneigt, keinen uninteressanten Gegenstand in der Gruppe bildete. Sein Blick traf den meinigen; er sah meine Bewegung, schüttelte den Kopf, und zeigte auf die Ruinen.

„Diese Mauern," sagte er, „waren einst der Sitz der Üppigkeit und des Lasters. Sie zeugten von einem wunderbaren Beispiele der rächenden Wiedervergeltung des Himmels, und wurden von dem Augenblicke an verlassen, und dem Untergange überliefert."

Seine Worte erregten meine Neugierde, und ich forschte nach ihrem Sinne.

„Eine schauerliche Geschichte ist von diesem Schlosse zu erzählen, aber für jetzt ist sie zu lang und verwickelt. Einer unsrer Ordensbrüder, ein Abkömmling aus dem edlen Hause Mazzini, zeichnete sie auf, und hinterließ die Urschrift unserm Kloster als Vermächtniß."

Ich wünschte sie zu sehen, und der gute Mönch führte mich in sein Kloster. Er stellte mich dem Prior vor, der Gefallen an mir fand, und auf mein Bitten mir erlaubte, Auszüge aus jener Urschrift zu machen, die ich hier in veränderter Gestalt dem Leser vorlege.

I

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts bewohnte Ferdinand, fünfter Marquis von Mazzini, dieses Schloß, welches seit mehrern Generationen seine Vorväter zu ihrem Hauptsitze gewählt hatten. Es war ein Mann von wollüstigem, herrschsüchtigem Charakter. In früher Jugend vermählte er sich mit Louise Bernini, der zweyten Tochter des Grafen della Salario, einer Frau, die sich mehr noch durch Sanftheit und gefällige Sitten, als durch ihre hohe Schönheit auszeichnete. Sie gebar ihm einen Sohn und zwey Töchter, die in früher Kindheit ihre liebenswürdige Mutter verloren. Viele glaubten, daß die rauhe unfreundliche Behandlung des Marquis ihre Tage verkürzt hätte. Nicht lange nach ihrem Tode knüpfte er eine zweyte Verbindung mit Maria de Bellorno, einem jungen Fräulein, welches die fesselndsten Reize der Gestalt, aber nicht ihrer Vorgängerinn Seele besaß. Sie war schlau, verstellt, dem Vergnügen ergeben, von hoch strebendem unbiegsamem Geiste. Ihr Leichtsinn, ihre Sucht nach Vergnügungen ließ ihr nicht zu, sich um des Marquis häusliche Angelegenheiten zu kümmern[640], und da sein Herz für väterliche Zärtlichkeit taub war, so vertraute er die Erziehung seiner Töchter einer Anverwandten der verstorbenen Marquise an; auch hätte er sie in keine beßere Hände geben können. Bald nach seiner zweyten Vermählung vertauschte er das einsame Mazzini mit den glänzenden, fröhlichen Szenen von Neapel, wohin sein Sohn ihn begleitete. Seiner von Natur stolzen, gebietherischen Gemüthsart unge-

[640] Die direkte Verbindung zwischen der Vergnügungssucht der Stiefmutter und ihrer Vernachlässigung der Häuslichkeit ist eine Zutat der Übersetzerin.

achtet stand er jetzt ganz unter der Herrschaft eines Weibes. Er hatte heftige Leidenschaften und die Marquise verstand die Kunst, sie nach ihren Absichten zu lenken, und wußte ihre Gewalt so schlau zu verbergen, daß er am unumschränktesten zu regieren glaubte, wo er am meisten Sklave war.[641] Er pflegte ein Mal des Jahres nach dem Schlosse Mazzini zu kommen, wohin die Marquise ihn selten begleitete, und wo er nur verweilte, um einige Befehle über die Erziehung seiner Töchter zu ertheilen, die mehr sein Stolz als Zärtlichkeit ihm eingab.

Emilie, die älteste, war ganz das Bild ihrer Mutter; mit einem sanften, fein fühlenden Herzen vereinigte sie einen hellen Verstand. Ihre jüngere Schwester Julie war weit lebhafter. Eine äußerst reizbare Empfindlichkeit trübte oft ihre Laune. Sie war auffahrend, aber großmüthig, ein Verweis lockte ihr Thränen ab, nie aber machte er sie mürrisch. Sie besaß eine feurige Einbildungskraft, und zeigte früh Spuren von Genie. Madame de Menau ließ es sich eifrigst angelegen seyn, den Charakteranlagen ihrer jungen Zöglinge entgegen zuarbeiten, welche einst ihrer Ruhe gefährlich werden konnten, und niemand war wohl fähiger zu einem solchen Geschäft. Eine Kette früher Leiden hatte ihr Herz weich gemacht, ohne die Kräfte ihres Geistes zu schwächen. Einsamkeit hatte ihr einen Theil ihrer verlornen Ruhe wieder gegeben, und ein scharfes Gefühl des Kummers zu sanfter Schwermuth gemildert. Sie liebte ihre jungen Pflegetöchter mit mütterlicher Zärtlichkeit, und fand in ihrer stufenweisen Vervollkommnung in ihrer ehrerbiethigen Liebe allen Ersatz für ihre aufopfernde Sorgfalt. Sie war Meisterin in der Musik und im Zeichnen. Oft, wenn ihre Seele zu gepreßt war, als daß sie aus Büchern Trost schöpfen konnte, wiegten diese holden Trösterinnen des Lebens ihren Kummer ein. Und sie unterließ nicht, auch ihren jungen Schülerinnen Thalente mitzutheilen, deren wohlthätigen Einfluß sie so oft an sich selbst empfunden hatte. Emilie fand vorzüglich Geschmack am Zeichnen, und brachte es bald sehr weit darin. Julie war in selbem Grade empfänglich für den Zauber der Harmonie; ihre Gefühle tönten im süßen Einklange mit den Saiten des Instruments. Sie faßte Madame´s Unterricht mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, und brachte es bald zu einer Höhe, die Frauenzimmer selten erreichen. Sie hatte ihre ganz eigene Manier. Ihre Stärke bestand nicht so wohl in schneller Fertigkeit, Schwierigkeiten zu überwinden, in künstlichen Sprüngen und Läufen, als vielmehr in der Feinheit des Geschmacks und einen bezaubernden Ausdruck der jeden Ton eine Seele einzuhauchen scheint, und unwiderstehlich das Herz des Zuhörers fesselt. Die Laute war ihr Lieblingsinstrument; die zärtlichen Töne derselben harmonirten mit der süßen schmelzenden Melodie.

---

[641] Vgl. zu dieser Stelle Spieckermann S. 161f. Sie stellt der Übersetzung Metas eine zeitgenössische französische Übertragung gegenüber, die nicht nur eine weitere Titelvariante bereithält, sondern der Textwiedergabe weitgehende eigene Betrachtungen hinzufügt: *cetait lui qui obéissait quand il croyait commander. Tout le secret consistait à tromper son orgueil: et les femmes possèdent si bien ce secret là!* (Julia, ou les Souterrains du Château de Mazzini. Paris 1797).

Das Schloß Mazzini war ein großes unregelmäßiges Gebäude, und schien für ein zahlreiches Gefolge erbaut zu sein, als die Sitte der damaligen Zeit in Krieg und Frieden um den Adel versammelt. Die gegnwärtige Familie füllte nur einen kleinen Theil desselben aus, und auch diesen gaben die weitläufigen, geräumigen Zimmer, die langen einsamen Gänge, die zu denselben führten, ein verlassenes verödetes Ansehen. Melancholische Stille thronte in den gewölbten Hallen, und oft unterbrach ganze Stunden lang kein Fußtritt das tiefe Schweigen in den Vorhöfen, die von hohen Thürmen beschattet wurden.

Ann Radcliffe: Sicilian Romance[642]

VOLUME I: “ I could a Tale unfold!“

On the northern shore of Sicily are still to be seen the magnificent remains of a castle, which formerly belonged to the noble house of Mazzini. It stands in the centre of a small bay, and upon a gentle acclivity, which, on one side, slopes toward the sea, and on the other rises into an eminence crowned by dark woods. The situation is admirably beautiful and picturesque, and the ruins have an air of ancient grandeur, which, contrasted with the present solitude of scene, impresses the traveller with awe and curiosity. During my travels abroad I visited this spot.

As I walked ove the loose fragments of stone, which lay scattered through the immense area of the fabrick, and surveyed the sublimity and grandeur of the ruins, I recurred, by a natural association of ideas, to the times when these walls stood proudly in their original splendour, when the halls were the scenes of hospitality and festive magnificence, and when they resounded with the voices of those whom death had long since swept from the earth. “ Thus, said I,“ shall the present generation – he who now sinks in misery – and he who now swims in pleasure, alike pass away and be forgotten.“ My heart swelled with the reflection ; and as I turned from the scene with a sigh, I fixed my eyes upon a friar, whose venerable figure, gently, bending towards the earth, formed no uniteresting object in the picture. He observed my emotions ; and, as my eye met his, shook his head and pointed to the ruin. “These walls,“ said he, "were once the seat of luxury and vice. They exhibited a singular instance of the retribution of Heaven, and were from that period forsaken, and abandoned to decay.“ His words excited my curiosity, and I enquired further concerning their meaning.

“A solemn history belongs to this castle,“ said he, “which is too long and intricated for me to relate. It is, however, contained in a manuscript in our library, of which, I could, perhaps, procure you a sight. A brother of our order, a descendant of the noble house of Mazzini, collected and recorded the most striking incidents relating to his family, and the history thus formed, he left as a legacy to our convent. If you please, we will walk thither.“

I accompanied him to the convent, and the friar introduced me to his superior, a man of an intelligent mind and benevolent heart, with whom I passed some hours in interesting conversation. I believe my senttiments pleased him, for by his indulgence, I was permittet to take abstracts of history before me, which, with some further particulars obtained in conversation with the abate. I have arranged in the following pages.

[642] Ann Radcliffe : A Sicilian Romance. By the authoress of the Castles of Athlin and Dunbayne, in two volumes, ed. Alison Milbank, London-New York 1971, S. 1–5. Originalausgabe London 1790.

CHAPTER I.

Towards the close of the sixteenth century, this castle was in the possessieon of Ferdinand, fifth marquis of Mazzini and was for some years the principal residence of his family. He was a man of a voluptuous and imperious character. To his first wife, he married Louisa Bernini, second daughter of the count della Salario, a lady yet more distinguished for the sweetness of her manners and the gentleness of her disposition, than for her beauty. She brougt the marquis one son and two daughters, who lost their amiable mother in early childhood. The arrogant and impetuous character of the marquis, operated powerfully upon the mild and susceptible nature of his lady; and it was by many persons believed, that his unkindness and neglect put a period to her life. However this might be, he soon afterwards married Maria de Vellorno, a young lady eminently beautiful, but of her character very opposite to that of her predecessor. She was a woman of infinite art, devoted to pleasure, and of an unconquerable spirit. The marquis, whose heart was dead to paternal tenderness, and whose present lady was too volatile to attend to domestic concerns, committed the education of his daughters to the care of a lady, completely qualified for the undertaking, and who was distantly related to the late marchioness.

He quitted Mazzini soon after his second marriage, for the gaieties and splendour of Neaples, wither his son accompanied him. Through naturally of a haughty and overbearing disposition, he was governed by his wife. His passions were vehement, and she had the adress to bend them to her own purpose; and so well to conceal her influence, that he thought himself most independent when he was most enslaved. He paid an annual visit to the castle of Mazzini: but the marchioness seldom attended him, and he staid only to give such general directions concerning the education of his daughters, as his pride, rather than his affection, seemed to dictate.

Emilia , the elder, inherited much of her Mother´s disposition. She had a mild and sweet temper, united with a clear and comprehensive mind. Her younger sister, Julia, was of more lively cast. An extreme sensibility subjected her to frequent uneasiness: her temper was warm, but generous; she was quickly irritated and quickly appeased; and to a reproof, however gentle, she would often weep, but was never sullen. Her imagination was ardent, and her mind early exhibited symptoms of genius. It was the particular care of madame de Menon to counteract those traits in the disposition of her young pupils, which appeared inmical to their future happiness; and for this task she had abilities which entitled her to hope for success. A series of early misfortunes had entendered her heart, without weakening the powers of her understanding. In retirement she had acquired tranquillity, and had almost lost the consciousness of those sorrows which yet threw a soft and not unpleasing shade over her character. She loved her young charge with maternal fondness, and their gradual improvement and respectful tenderness repaid all anxiety. Madame exelled in music and drawing. She had often forgot her

sorrows in these amusements, when her mind was too much occupied to derive consolation from books, and she was assiduous to impart to Emilia and Julia a power so valuable as that of beguiling the sense of affliction. Emilia´s taste led her to drawing, and she soon made rapid advances in that art. Julia was uncommonly susceptible of the charms of harmony. She had feelings which trembled in unison to all its various and enchanting powers.

The instructions of madame she caught with astonishing quickness and in a short time attained to a degree of excellence in her favourite study, which few persons have ever exceeded. Her manner was entirely her own. It was not in the rapid intricacies of execution, that she excelled so much as in that delicacy of taste, and in those enchanting powers of expression, which seem to breathe a sound, and which take captive the heart of the hearer. The lute was her favourite instrument, and his tender notes accorded well with the sweet and melting tones of her voice.

The castle of Mazzini was a large irregular fabrick, and seemed suited to receive a numerous train of followers, such as, in those days, served the nobility, either in the splendour of peace, or the turbulence of war. Its present family inhabited only a small part of it; and even this part appeared forlorn and almost desolate from the spaciousness of the apartments, and the length of galleries which led to them. A melancholy stillness reigned through the halls, and the silence of the courts, which were shaded by high turrets, was for many hours together undisturbed by sound of any foot-step.

Übersetzungsbeispiel 2: Thomas Paine

Thomas Paine: Die Rechte des Menschen[643]

Diese Übersetzungsarbeit von Meta entstand im Jahr 1791 im Auftrag von Georg Forster.[644] *Forster selbst dürfte inhaltlich mit der Position des revolutionsfreundlichen Paine übereingestimmt haben, fand den Text aber so brisant, dass er ihn nicht unter seinem Übersetzernamen publizieren wollte, wie es sonst bei den Arbeiten angestellter „Unter-Übersetzer" üblich war. Meta, die weniger Rücksicht auf ihren Ruf zu nehmen hatte, äußerte sich in einem Brief an den Verleger Voß dagegen ganz begeistert: „An der Übersetzung selbst wird man, wie ich mir schmeichle, und wie auch HE Forster mir schmeichelt, keine Spuren von Eile finden: denn bei einem Stük, das als Urkunde der Menschheit anzusehn ist, habe ich es mir zur Pflicht gemacht, jeden Ausdruck sorgfältig zu wiegen."*[645] *Sie stellte es angesichts der Bedeutung des Textes dem Verleger frei, wie viel er bezahlen wolle. Dennoch lehnte der ängstliche Voß den Abdruck zunächst unter dem Vorwand ab, die Übersetzung – die er gar nicht gesehen hatte – sei zu schlecht. Erst ein Jahr später konnte der erste Teil erscheinen.*[646]

Vorrede des englischen Herausgebers

Bei der amerikanischen Revolution spielte Herr Burke[647] eine solche Rolle, daß ich ihn für einen Freund der Menschheit halten mußte: auf diese Meinung gründete sich der Anfang unsrer Bekanntschaft, und gern hätte ich sie immer beibehalten.

Ich befand mich eben zu Paris, als Herr Burke vergangnen Winter im englischen Parlament seine heftige Rede gegen die französische Revolution und gegen die Nationalversammlung hielt; kurz zuvor hatte ich ihm von dem glücklichen Fortgange der Sachen Nachricht gegeben, und bald darauf kam mir seine Ankündigung der Schrift, die er herausgeben wollte, zu Gesicht. Sie sollte in einer Sprache herauskommen, womit man in Frankreich nicht allgemein bekannt ist, und ich versprach daher einigen hiesigen Freunden der Revolution, die Beantwortung

---

[643] Voller Titel: Eine Antwort auf Herrn Burke´s Angriff gegen die französische Revolution.Von Thomas Paine, Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten bei dem Kongreß während des Amerikanischen Krieges. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst der von Ludwig XVI, angenommenen Konstitutions Acte. Berlin 1792. (Digitalisierte Ausgabe, Ex Dono Charles de Szilassy, Bibliothèque Cantonale et Universaire de Lausanne, Seiten 1–4 und 19–21).
Thomas Paine (1737–1809), ein anglo-amerikanischer Politiker und Philosoph, nahm leidenschaftlich für die Französische Revolution Partei, lehnte aber die Hinrichtung des französischen Königs ab. Daraufhin wurde er selbst von Robespierre zum Tode verurteilt und entging nur durch Zufall der Hinrichtung.

[644] Vgl. dazu Siegel S. 100–102 und Sophia Scherl: Die deutsche Übersetzungskultur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Berlin 2014, S. 65–144.

[645] Vgl. den vollständigen Abdruck des Briefes im Anschluss an die Übersetzung.

[646] Vgl. Siegel, S. 101f.

[647] Edmund Burke (1729–97) hatte 1790 eine Abhandlung „Reflections of the revolution in France" veröffentlicht, in der er scharfe Kritik an der Entwicklung in Frankreich äußert.

derselben zu übernehmen. Doppelt nothwendig schien mir die Erfüllung dieses Versprechens, als die Schrift wirklich erschien.

Außer den heftigsten Schmähungen gegen die französische Revolution und gegen die Sache der Freiheit, enthält sie eine durchaus falsche Vorstellung des ganzen Vorgangs.

Dieses Verfahren des Herrn Burke muß mich um so mehr befremden, da ich nach einem Umstande, den ich sogleich erzählen werde, ganz das Gegentheil erwartete.

Ich hatte das Elend des Kriegs genug kennen gelernt, um zu wünschen, daß er auf immer aus der Welt verbannt und ein andres Mittel ausfindig gemacht werden möchte, die Streitigkeiten beizulegen, welche unter benachbarten Nationen oft unvermeidlich sind. Gewiß würde ein solches Mittel möglich seyn, wenn die Regenten der Staaten ernstlich darauf dächten, oder die Staaten selbst aufgeklärt genug wären, sich nicht blindlings von den Höfen leiten zu lassen. Die Amerikaner waren in den nämlichen Vorurtheilen gegen Frankreich aufgewachsen, welche damals allgemein bei den Engländern herrschten; Erfahrung aber und nähere Bekanntschaft mit der französischen Monarchie hat sie vollkommen von ihrem Irthum überzeugt, und schwerlich kann man sich mehr Vertrauen und Herzlichkeit zwischen zwei Ländern denken, als jetzt zwischen Amerika und Frankreich herrscht.

Als ich im Frühjahr 1787 nach Frankreich kam; war der Erzbischof von Toulouse Minister und stand damals in großem Ansehn. Ich knüpfte mit seinem geheimen Sekretair, einem aufgeklärten gutdenkenden Manne, eine vertraute Bekanntschaft, und fand, daß er mit mir über den Unsinn, Kriege zu führen, und über die unglückliche Politik, welche zwei Nationen, wie England und Frankreich, trennt, völlig einstimmig dachte. Um ganz gewiß zu seyn, daß wir einander nicht mißverständen, brachte ich den Hauptinhalt unseres Gesprächs zu Papier, und schickte es ihm zu. Zugleich fragte ich ihn, wenn ich wahrnähme, daß man in England geneigt sey, ein besseres Verständnis als bisher unter beiden Nationen zu stiften, ob ich dann wagen dürfte zu versichern, daß man in Frankreich gleiche Gesinnungen hege? Er antwortete mir in seinem Briefe ganz ohne Zurückhaltung und zwar im Namen des Ministers, mit dessen Vorwissen er geschrieben hatte.

Vor etwan drei Jahren gab ich dem Herrn Burke diesen Brief in die Hände und er besitzt ihn noch bis auf diese Stunde. Ich glaubte von ihm sicher erwarten zu können, daß er die Gelegenheit benutzen würde, guten Gebrauch davon zu machen, und die irrigen Vorurtheile aus dem Wege zu räumen, welche zwei benachbarte Nationen zu ihrem beiderseitigen Nachtheil bloß deswegen gegen einander gefaßt hatten, weil sie sich nicht kannten.

Bei dem Ausbruch der französischen Revolution konnte Herr Burke gewiß Gutes damit stiften, wäre er dazu geneigt gewesen. Allein nicht sobald sah er die alten Vorurtheile verschwinden, als er den Saamen neuer Feindschaften auszustreuen eilte, gleichsam als fürchte er, England und Frankreich Freunde werden zu

sehen. Es ist traurig, und leider nur allzuwahr, daß es in allen Ländern Menschen giebt, die vom Kriege und von der Beförderung der Zwistigkeiten unter den Nationen leben. Noch unverzeihlicher aber ist es, wenn Personen, die an der Regierung des Landes Theil haben, sichs zum Geschäft machen, Zwietracht auszusäen und Vorurtheile zu begünstigen.

Über einen Paragraphen dieser Schrift, wo von einer Pension des Herrn Burke die Rede ist, bin ich noch einige Erläuterung schuldig. Man hat sich wirklich eine Zeit lang mit diesem Gerücht getragen. Oft erfährt man zuletzt, was einen am nächsten angeht, und ich habe der Sache erwähnt, damit Herr Burke sie widerlegen könne, wofern er es rathsam findet.

Thomas Paine

Die Rechte des Menschen

...“Wir haben – sagt Herr Burke – die Franzosen mit mehr Wuth, Beleidigung und Schmach gegen einen milden, gesetzmäßigen Monarchen sich auflehnen sehen, als jeh ein Volk gegen den unrechtmäßigsten Usurpator oder gegen den blutdürstigsten Thyrannen sich empörte.“

Dieses ist einer von tausend Fällen, wo Herr Burke zeigt, daß er mit den Urquellen und Triebfedern der französischen Revolution gänzlich unbekannt ist.

Nicht gegen Ludwig den XVI., sondern gegen die despothischen Grundsätze der Regierung, empörte sich die Nation. Diese Grundsätze hatten ihren Ursprung nicht in ihm, sondern in der ursprünglichen Einrichtung seit vielen verfloßnen Jahrhunderten. Sie waren zu tief eingewurzelt, um weggeschaft zu werden, so wie der Augiasstall[648] der Speichellecker und Plünderer in einer zu scheußlich schmutzigen Verfassung war, als daß etwas anders als eine gänzliche und allgemeine Revolution ihn säubern konnte. Wenn einmal etwas geschehen muß; so sollte man es aus allen Kräften betreiben, oder es ganz seyn lassen. Dieser Zeitpunkt war jetzt da, und es blieb keine Wahl, als mit entschiednem Nachdruck oder gar nicht zu handeln. Man wußte, daß der König ein Freund der Nation war, und dieser Umstand konnte dem Unternehmen günstig seyn. Vielleicht war nie ein in despotischen Begriffen aufgewachsener Monarch so wenig zur Ausübung despotischer Macht geneigt, als der jetzige König von Frankreich. Allein die Grundsätze der Regierung blieben demohngeachtet dieselben. Der Monarch und die Monarchie waren abgesonderte und verschiedene Dinge, und gegen den eingeführten Despotismus der letzten, nicht aber gegen die Person oder Grundsätze des erstern, empörte sich die Nation und brachte eine Revolution zu Stande.

[648] “Augiasstall”: Eine der Aufgaben des Herakles bestand dem Mythos zufolge in der Reinigung der riesigen Rinderställe des Augias.

Herr Burke achtet nicht auf den Unterschied zwischen **Menschen** und **Grundsätzen**, und sieht deswegen nicht ein, daß eine Empörung gegen den Despotismus der letzten Statt finden kann, ohne über den ersten zu klagen.

Die natürliche Billigkeit Ludwig des XVI. konnte den erblichen Despotismus der Monarchie nicht verändern. Alle Tyranneien voriger Regierungen, die unter eben dem erblichen Despotismus handelten, konnten in den Händen eines Nachfolgers wieder aufleben. Nicht die Frist unter Einer Regierung konnte Frankreich in seinem jetzigen Zustande der Aufklärung befriedigen. Ein zufälliger Aufschub der **Ausübung** des Despotismus, ist keine Aufhebung seiner **Grundsätze**; jener hängt von der Tugend des einzelnen Mannes ab, der im unmittelbaren Besitz der Macht ist: diese aber von der Tugend und Stärke der Nation. Bei Karl dem I. und Jakob dem II. von England, war die Empörung gegen den persönlichen Despotismus, in Frankreich aber gegen den erblichen Despotismus der eingeführten Regierung, gerichtet. Indessen sind Menschen, die, wie Herr Burke Kraft eines vermoderten Pergamments auf immer über die Rechte der Nachkommenschaft bestimmen können, nicht im Stande, diese Revolution zu beurtheilen. Sie greift in ein zu weites Feld, als daß ihre Blicke sie ausspähen könnten, und schreitet mit der Gewalt der Vernunft fort, welcher sie nicht nachzukommen vermögen.

Thomas Paine: Rights of Man[649]

Preface to the English edition

From the part Mr. Burke took in the American Revolution, it was natural that I should consider him a friend to mankind; and as our acquaintance commenced on that ground, it would have been more agreeable to me to have had cause to continue in that opinion to change it.

At the time Mr. Burke made his violent speech last winter in the English Parliament against the French Revolution and the National Assembly, I was in Paris, and had written to him but a short time before to inform him how prosperously matters were going on. Soon after this I saw his advetisement of the Pamphlet he intended to publish: As a attack was to be made in a lunguage but little studied, and less understood in France, and as everything suffers by translation, I promised some of the friends of the Revolution in that country that whenever Mr. Burke´s Pamphlet came forth, I would answer it. This appeared to me the more necessary to be done, when I saw the flagrant misrepresentations which Mr. Burke´s Pam-

[649] Voller Titel: Rights of Man. Being an answer to Mr. Burke´s attack on the French Revolution. By Thomas Paine, Secretary for Foreign Affairs to Congress in the American War. Aus: Thomas Paine: Writings, ed. Moncure Daniel Conway, New York 1894.

phlet contains; and while it is an outrageous abuse on the French Revolution, and the principels of Liberty, it is an imposition on the rest of the world.

I am the more astonished and disappointed at this conduct in Burke, as (from the circumstances I am going to mention) I had formed other expectations.

I had seen enough of the miseries of war, to wish it might never more have existence in the world, and that some other mode might be found out to settle the differences that should occasionally arise in the neighbourhood of nations. This certainly might be done if Courts were disposed to set honestly about it, or if countries were enlightened enough not to be made the dupes of Courts. The people of America had been bred up in the same prejudices against France, which at that time characterised the people of England; but experience and acquaintance with the French Nation have most effectually shown to the Americans the falsehood of those prejudices; and I do not believe that a more cordial and confidential intercourse exists between any two countries than between America and France. When I came to France, in the spring of 1787, the Archbishop of Thoulouse was then Minister, and at that time highly esteemed. I became much acquainted with the private Secretary of that Minister, a man of an enlarged benevolent heart: and found, that his sentiments and my own perfectly agreed with respect to the madness of war, and the wretched impolicy of two nations, like England and France, continually worrying each other, to no other end than that of a mutual increase of burdens and taxes. That I might be assured I had not misunderstood him, nor he me, I put the substance of our opinions into writing and sent it to him; subjoining a request, that if I should see among the people of England, any disposition to cultivate a better understanding between the two nations than had hither to prevailed, how far I might be authorised to say that the same disposition prevailed on the part of France? He answered me by letter in the most unreserved manner, and that not for himself only, but for the Minister, with whose knowledge the letter was declared to be written.

I put this letter into the hands of Mr. Burke almost three years ago, and left it with him, where it still remains; hoping, and at the same time naturally expecting, from the opinion I had conceived of him, that he would find some opportunity of making good use of it, for the purpose of removing those errors and prejudices which two neighbouring nations, from the want of knowing each other, had entertained, to the injury of both.

When the French Revolution broke out, it certainly afforded to Mr. Burke an opportunity of doing some good, had he been disposed to it; instead of which, no sooner did he see the old prejudices wearing away, than he immediately began sowing the seeds of a new inveteracy, as if he were afraid that England and France would cease to be anemies. That there are men in all countries who get their living by war, and by keeping up the quarrels of Nations, is as shocking as it is true; but when those who are concerned in the government of country, make it their study

to sow discord and cultivate prejudices between Nations, it becomes the more unpardonable.

With respect to a paragraph in this Work alluding to Mr. Burke´s having a pension, the report has been some time in circulation, at least two months; and as a person is often the last to hear what concerns him the most to know, I have mentioned it, that Mr. Burke may have an opportunity of contradicting the rumour, if he thinks proper.

Thomas Paine

Rights of Man

…..“We have seen,” says Mr. Burke, “the French rebel against a mild and lawful monarch, with more fury, outrage, and insult, than any people has been known to rise against the most illegal usurpor, or the most sanguinary tyrant.” This is one among a thousand other instances, in which Mr. Burke shows that he is ignorant of the springs and principles of the French Revolution.

It was not against Louis XVIth but against the despotic principles of the Government, that the nation revoltetd. These principles had not their origin in him, but in the original establishment, many centuries back: and they were become too deeply rooted to be removed, and the Augean stables of parasites and plunderers too abominably filthy to be cleansed by anything short of a complete and universal Revolution. When it becomes necessary to do anything, the whole heart and soul should go into the measure, or not attempt it. That crisis was then arrived, and there remained no choice but to act with determined vigor, or not to act at all. The king was known to be the friend of the nation, and this circumstance was favorable to the enterprise. Perhaps no man bred up in the style of an absolute king, ever possessed a heart so little disposed to the exercise of that species of power as the present King of France. But the principles of the Government itself still remained the same. The Monarch and the Monarchy were distinct and separate things; and it was against the established despotism of the latter, and not against the person or principles of the former, that the revolt commenced, and the Revolution has been carried. Mr. Burke does not attend to the distinction between men and principles, and, therefore, he does not see that a revolt may take place against the despotism of the latter, while there lies no charge of despotism against the former.

The natural moderation of Louis XVIth contributed nothing to alter the hereditary despotism of the monarchy. All the tyrannies of former reigns, acted under that heriditary despotim, were still liable to be recived in the hands of successor. It was not the respite of a reign that would satisfy France, enlightened as she was then become. A casual discontinuance of the **practice** of despotism, is not a discontinuance of its **principles**: the former depends on the virtue of the individ-

ual who is in immediate possession of the power; the latter, on the virtue and fortitude of the nation. In the case of Charles Ist and James IInd of England, the revolt was against the personal despotism of the men; whereas in France, it was against the hereditary despotism of the established Government. But men who can consign over the rights of posterity for ever on the authority of a mouldy parchment, like Mr. Burke, are not qualified to judge of this Revolution. It takes in a field too vast for their views to explore, and proceeds with a mightiness of reason they cannot keep pace with.

Zwei Briefe zur Entstehung der Paine-Übersetzung[650]

Meta Forkel an den Verleger Christian Friedrich Voß

Mainz, den 25t September 1791

Hier sind die ersten Bogen der nagelneuen Constitution, die vorgestern direct von Paris im Moniteur[651] angekommen ist. Das übrige, welches noch ohngefähr 5 Bogen meiner Hand ausmachen wird, kommt mit künftigen Posttage, nebst Forsters schon fertigen, überaus Forstermäßigen (das heißt vortrefflichen) Vorwort zum Paine, die er nur noch zurückbehält, um einem sklavischen deutschen Rezensenten ein Memento[652] zu geben.[653] Diese Constitution ist von dem **Projekt** der Constitution (das im August der Hamburger Zeitung in schändlicher Übersetzung stand) wesentlich verschieden und vom Könige sanktioniert, folglich bleibendes Gesetzbuch für Frankreich, das in jedes Politikers Archiv gehört, und gewis auch einzeln, ohne Anhang zum Paine, dem es indessen als Anhang doch auch wohl eine Auszeichnung vor der andern Übersetzung gibt, zu benutzen seyn. Sie werden das natürlich besser, als ein Kannengießer[654] wissen. Als gewaltiger Führer für Politik und Demokratie hat Forster sichs nicht verdrießen lassen, bis ½ 12 gestern Miternachts diese Urkunde der Menschenfreiheit aufs pünktlichste mit mir durchzugehen, und jeden Ausdruck abzuwiegen, zu welcher Deliberation[655] auch noch Herr Huber zugelassen ist (unbeschadet seines eignen damaligen Übersetzungs Fleisses, der jetzt Ziel und Maass überschreitet und ihm einen Schnupfen zugezogen hat.) Der Fleis dieses ganzen Zirkels ist würklich zu bewundern. Abends pflegen wir uns die abgefaßten Bogen als Siegestrophäen triumphirend vorzuzeigen: Forster aber trägt unstreitig wo nicht an Extension, doch an Intension die Palme davon: Seine heut an Sie abgesandte nordische Einleitung ist das schönste was man lesen kann, und ich bewundere, wie er auch dem trocknen geographischen Skelet Leben und Ründung giebt. – Verzeihn Sie meine weibliche Plauderei: wenn

[650] Nach: Brigitte Leuschner, Siegfried Scheibe (Hrsg.): Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. Bd. 16: Briefe 1790–1791. Berlin 1980, S. 563–65 (Erläuterungen zu Brief 192: Forster an Voß, 17.9.1791). Vgl. zu den Briefen auch Siegel, S. 100–102.

[651] „Moniteur“ = Französische Zeitschrift, die von 1789 bis 1901 erschien und vorwiegend über Parlamentsdebatten berichtete.

[652] „Memento“ = Mahnung.

[653] Forster entschied sich später wegen der Brisanz des Textes, die Übersetzung nicht wie sonst unter seinem Namen zu publizieren. Auch das Vorwort wurde nur mit dem Kürzel „F.“ gekennzeichnet.

[654] „besser als ein Kannengießer“: Aufgrund eines Lustspiels von 1722 (Holberg: Der politische Kannegießer) wurde „Kannegießer“, eigentlich „Zinngießer“ zum Synonym für „Stammtisch-Plauderer“, „Besserwisser“.

[655] „Deliberation“ = Überlegung, Beratung.

ich sie nicht beibehielte, so möchte ich bei meinen pedantischen Beschäftigungen endlich gar vergessen, daß ich ein Weib bin. –

Ich empfehle mich gehorsamst.

M. Forkel.

Meta Forkel an den Verleger Christian Friedrich Voß

Mainz. den 27t. September 1791.

Ich habe die Ehre, Ihnen hier das Ende der Constitution, und die Vorrede zum Paine zu schicken. Einige Bogen, die ich nach der allerneuesten Beilage zum Moniteur noch ändern mußte, als sie bereits fertig waren, hätten wohl einer Abschrift bedurft; weil es aber hier durchaus auf Neuheit und geschwinde Verbreitung mir anzukommen scheint, so wollte ich den Transport um keinen Posttag verzögern, und hoffe der Setzer wird sich schon zu helfen wissen. An der Übersetzung selbst wird man, wie ich mir schmeichle, und wie auch HE Forster mir schmeichelt, keine Spuren von Eile finden: denn bei einem Stük, das als Urkunde der Menschheit anzusehn ist, habe ich es mir zur Pflicht gemacht, jeden Ausdruck sorgfältig zu wiegen. Ich konnte nicht unterlassen, einige lächerlichen Fehler in der Hamburger Zeitung hinten anzuhangen, wiewohl ohne diese Zeitung zu nennen, und unterwerfe es Ihrem Urtheil; – wenn Sie die lezte Seite der Vorrede lesen wollen – sie beizubehalten oder zu durchstreichen.

Und nun noch schlieslich ein Wort das merkantilische[656] unsres Paine-Geschäfts, welches mir gerade bei diesem Werk, das einen höhern als den merkantilischen Werth in sich führt, und gegen einen Mann, dessen Bekanntschaft, auch ohne merkantilische Hinsicht, mir sehr schmeichelhaft und wünschenswerth ist, nicht das Wichtigste seyn konnte. – Sie haben Herrn Forster sehr gütig geschrieben, ich möchte das Honorar für den Bogen bestimmen, allein Sie werden mir verzeihn, wenn ich das nicht thue. Ich schrieb Ihnen gleich anfangs, daß ich das Schicksal dieser Übersetzung, unter allen Bedingungen, gern Ihnen überlassen wollte: der vorzügliche Fleiß den ich darauf verwandt habe, hat mir zum eignen Vergnügen gereicht, und mir durch die Erfüllung meines Wunsches, es unter Ihren Auspicien[657] erscheinen zu sehn, mir sehr angenehm belohnt. Wäre ich nicht in der Lage, wo es mir Pflicht ist, meine Zeit auch in andrer Hinsicht einträglich zu benutzen, so würde ich ein ganz eignes Vergnügen drein setzen, diese Arbeit ohne jede Vergütung als die meines eignen Wohlgefallens daran, gemacht zu haben, so aber überlasse ich ganz und gar Ihnen selbst, was Sie an jenem Ersatz mir bestimmen. Sie werden die Güte haben, wie ich schon gebethen hatte, nebst den mir

---

656 „merkantilisch" = geschäftlich, finanziell.

657 „Auspicien" = Vorzeichen; i.e. unter dem Dach des Vossischen Verlags.

zugedachten Exemplaren (die ich würklich mit Verlangen erwarte, sobald sie fertig sind) mir das von Ihnen zu bestimmende Honorar nach Göttingen zu schicken; und würden mich doppelt verbinden, wenn Sie auch von der Constitution, wofern Sie solche einzeln drucken, Exemplare beilegen wollten. Seinen Anteil an der Vorrede, sowie an der Durchsicht des Ganzen hat HE Forster mir freundschaftlich überlassen, und ich werde mich auf andre Art mit ihm aufs Reine setzen; es gehört unter die große Reihe der Verpflichtungen, die ich bei diesem Aufenthalt seiner Freundschaft verdanke. Den zweiten October habe ich endlich zu meiner Abreise fest bestimmt; mit sehr angenehmer und dankbarer Erinnerung werde ich aus diesem Sommeraufenthalt zurückdenken, und es nicht unter die geringsten Vorzüge desselben rechnen, ihm die Ehre Ihrer Bekanntschaft schuldig zu seyn.

M. Forkel

Meine Adresse nach Göttingen ist:
An die Doktorin Forkel, geb. Wedekind.

Fragmente zu einem Versuche über weibliche Delikatesse[658]

Zu einer Zeit, wo es bei dem Frauenzimmer immer mehr herrschender Ton wird, aus ihrem eigenthümlichen Gebiete hinaus in das männliche hinüber zu schweifen, dürfte wohl ein Versuch, sie zu demjenigen zurück zu führen, welches die Natur sichtlich für sie bezeichnet hat, und sie auf eine Eigenschaft aufmerksam zu machen, die der Hauptschmuck alles weiblichen Reizes, die Grundlage aller sittlichen Vollkommenheit ist, nicht am unrechten Orte stehen.[659]

Weibliche Delikatesse, Feinheit, Zartheit des Gefühls, köstliche Geschenke der Natur, dem Stoffe des Weibes ursprünglich verwebt, um allen Reiz, womit es bekleidet ward, zu erhöhn![660] Wüßte jedes Mädgen, was ihr seyd, mit welchem Zauber ihr auf Männerherzen würket, und oft der Schönheit, dem blendenden Geiste selbst, den Kranz, womit sie prunken entwindet; wüßte sie, wie unaussprechlich nachtheilige Folgen für ihren ganzen sittlichen Character, für das Glück ihres ganzen Lebens aus der Vernachlässigung dieser holden Tugenden entstehn; wie auch das schönste Gesicht entstellt wird, wenn die süße Hülle bescheidner Sittsamkeit, die zaubernde Röthe jungfräulicher Schaam es nicht mehr veredelt; gewiß, statt daß sie jetzt nach jedem Mittel zu haschen scheint, sich ihrer zu entäußern, würde sie es ihr sorgsamstes Bestreben seyn lassen, sie zu hegen, ihrer zu warten als des kostbarsten Schatzes, den keine andern Vorzüge, keine erworbenen Eigenschaften jemals ersetzen können!

Allerdings ist es ein sonderbares Phänomen, daß gerade in unsern Tagen, wo Aufklärung und Verfeinerung der Sitten sich ihrem Gipfel nähern, weibliche Delikatesse fast immer mehr verschwindet; daß unser Geschlecht sich wetteifernd be-

---

[658] Für junge Frauenzimmer sich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen; Nach dem Englischen der Gräfin von Carlisle. Nebst einem Versuch der Uebersetzerin über weibliche Delikatesse. S. 107–134; Leipzig, bey Friedrich Gotthold Jacobäer 1791.

[659] Anmerkung der Autorin: *Es bedarf vielleicht einer Entschuldigung, daß ich einen Aufsatz, dessen Unvollendetes ich vollkommen fühle, hier abdrucken lasse. Ich schrieb ihn an einem auswärtigen Ort im ersten Aufwallen einer gekränkten Empfindung für mein Geschlecht, die ich aus einem gewissen Zirkel mit zu Hause brachte. Ein Freund, der ihn bei mir sah, bat mich um Erlaubniß, ihn abzuschreiben, und in einem Werkchen abdrucken zu lassen, das er damals für Frauenzimmer schrieb. Weil er aber an der Fortsetzung gehindert wurde, und das davon erschienene nicht sehr in Umlauf gekommen ist, hab ich es mir zu verzeihn zu können geglaubt, wenn ich ihn hier anhänge, wo gerade ein leeres Plätzchen dafür ist, da es in der Hoffnung und mit dem Wunsche geschieht, durch dieses Fragment eine geübtere Hand aufzufordern, reichhaltiger einen Gegenstand zu behandeln, über den ich noch wenig las, und der mir doch für junge Personen meines Geschlechts, von unendlicher Wichtigkeit zu seyn scheint.*

[660] Hier bezieht sich Meta auf Rousseaus Konzeption des Weiblichen als „natürlicher" Eigenschaft aller Frauen. Jede Abweichung vom Ideal des Sanften, Zarten und Mütterlichen kann aus dieser Sicht als „unnatürlich" bewertet werden.

müht, die sanfte Weiblichkeit abzulegen, und in dem ihm so unnatürlichen rauhen Ton der Männer überzugehn.

Zwar schiebt man ein gewisses Afterkind[661] der Kunst an ihre Stelle, eine zwangvolle Convenienz[662], die oft die süßesten Gefühle, der Natur und der Wahrheit unterdrückt, die der Weltdame zur traurigen Nothwendigkeit geworden ist, und oft dem unreinsten verdorbensten Herzen zur Larve[663] dient.

Die Delikatesse, welche sich jedem weiblichen Herzen zum ewigen Eigenthum zu erhalten wünschte, ist das leise, unverdorbne Gefühl für das Gute und Schickliche, das sich unwillkürlich in allen Reden und Handlungen des Weibes äußert, und sie – ich möchte sagen instinktmäßig – von allem zurückhält, was die feingezognen Gränzen der Anständigkeit überschreitet. Dieses Gefühl schaffen, wo es nicht ist: kann keine Kunst; es erhalten aber, es schärfen, allem vorbeugen, wodurch es geschwächt oder zerstört werden könnte, – dazu Mittel an die Hand geben, ist ein Bestreben, welches den Seegen eines jeden verdient, dem das Glück und die Tugend des Weibes am Herzen liegt. Einige einzelne Züge, einige Bemerkungen hinwerfen, ist alles worauf ich Anspruch mache; glücklich wenn nach mir eine geübtere Hand die Bahn weiter fortbrechen will.

Dieses leichte Gefühl, mit der Natur des Weibes gleichsam eingeimpften Schaamhaftigkeit vereint, ist ein sichererer Wächter der Tugend, als alles Räsonnement über ihren hohen Werth. Ich habe nie die neuere Methode der Erziehung gut heißen können, welche früh, um ihre Zöglinnen vor Laster zu hüten, sie mit allen Irrwegen des Lasters bekannt macht; sie gewöhnt, vertraulich und ohne Zwang über Gegenstände zu reden, denen man dadurch, daß man ihnen den Schleier der Dunkelheit abzieht, und die ahnende Phantasie ihres Geschäftes entledigt, ihre Verführungskraft über ein junges Herz zu benehmen hofft.[664]

Ich behalte es mir vor, meine Gedanken darüber an einem anderen Orte zu sagen; jetzt berührte ich es nur, weil es mir scheint, daß diese Methode das kindische Alter schon an freie Bekanntschaft mit Gegenständen zu gewöhnen, welche die Natur absichtlich mit einer mystischen Hülle umgeben zu haben scheint; dieses Bemühn, den Unterschied der Geschlechter gleichsam aufzuheben,einen Schaamhaftigkeit, sollte gewiß eine der Hauptursachen ist, warum jenes feine Gefühl, jene bescheidne Sittsamkeit bei dem größesten Theile des weiblichen Geschlechts täglich mehr verschwindet.

[661] „Afterkind“ = uneheliches Kind.
[662] „Convenienz“ = starres Befolgen von konventionellen Verhaltensvorschriften.
[663] „Larve“ = Maske.
[664] Diese Position steht im Gegensatz zum Gedankengut der Aufklärung. Vgl. zum Beispiel Philippine Gatterers Gedanken zur Sexualerziehung.

Dieses unwiederbringliche Vertilgen seiner gewissen feinen Schaamhaftigkeit, sollte schon Grund genug seyn, alles aufzuwiegen, was man so häufig über den Vortheil gesagt hat, ein junges Mädgen durch Bekanntmachung mit allem, was einst Tugend gefährlich werden könnte, vor jedem Angriff zu schützen. Ein Frauenzimmer, so glaubt man, das solche Dinge gedacht hat, und es gethan zu haben nicht verheelt, wird leichter Gefahren entgehen, als die, deren furchtsames Erröthen dem kühnen Verführer Hoffnung einflößt, ihre Unerfahrenheit zu besiegen.

Ich wiederhole es nochmals: Unschuld, Schaamhaftigkeit und Reinheit des Herzens widersteht, mächtiger alle Verführung als räsonnirende Vernunft. Ein Frauenzimmer, das über solche Dinge gedacht zu haben nicht verheelt, das frei mit Männern über die Gränzen des Erlaubten philosophirt, mag immerhin unter den starken Geistern einen ehrenvollen Platz behaupten. Kann sie aber wohl im Ernst für ihre Tugend zu gewinnen glauben, wenn sie diese Philosophie an die Stelle der ihr von der Natur verliehnen Schutzwehr zarter Schaamhaftigkeit setzt, und dadurch Waffen von sich wirft, worin sie ihrem Gegner überlegen war, um sich in ein Gebiet des Kampfes zu wagen, in welchem seine größere Geübtheit ihm nothwendig den Sieg erleichtern muß? – Philosophie ist das Gebiet des Mannes, feines Gefühl die angeborne Stärke des Weibes.

Möchte doch jedes holde liebenswürdige Geschöpf diesen Unterschied zwischen Mann und Weib sich fest einzuprägen suchen! Wenn es unpassend für sie ist, sich in das Gebiet männlicher Kenntnisse zu wagen, so ist es noch tausendmal verunstaltender, wenn sie dem Ton, den Sitten nachstrebt, die das starke und freie Geschlecht von dem sanften, abhängigen unterscheiden. Das Mädgen, das über seine Bestimmung denkt, und sich daraus Grundsätze für ein glückliches Leben bildet, wird nie der Mode beitreten, die den Unterschied beider Geschlechter verwischt, und auch darin unsre weibliche Jugend einer Delikatesse entäußert, die ihrem Anstande, ihrem ganzen Betragen einen so anziehenden Reiz giebt.

Nichts verschönert wohl einen weiblichen Mund mehr, als feine Wahl im Ausdruck der Gedanken, Sorgfalt in der gesellschaftlichen Unterhaltung alles rauhe und männliche, alle unedeln und niedrigen Ausdrücke zu vermeiden. Einem Manne, der in mancherlei Verhältnissen, der auf Schulen und Akademien, sich an eine gewisse Roheit gewöhnen konnte, verzeiht man diesen Mangel an Feinheit noch eher. Aber womit soll man ihn bei dem weicher geschaffnen Weibe entschuldigen, das in seiner Erziehung keine Gelegenheit, in seinen Berufsgeschäften keine Aufforderung dazu findet? Und doch sieht man, – mit inniger Wehmuth für mein Geschlecht schreibe ich es nieder – rauhen, brüsken Männerton, entscheidendes Anmaaßen, freie, fast zügellose Scherze, und Spöttereien über Dinge, welche als heilig zu ehren mir gelehrt wurden, in einigen Gegenden mehr, in andern weniger

um sich greifen. Bedächten Frauenzimmer, die durch Umstände, durch ansteckendes Beispiel vorzüglich, in einen dieser Fehler zu fallen verleitet werden, wie unanständig bei jedem solchen Ausbruche alle Grazie vom Antlitz des liebenswürdigsten Mädgens flieht, in welchem Grade sie dadurch den Beifall gebildeter Menschen durchaus verscherzen, wie schnell sie jeden Mann von feinerem Gefühl von ihrer Seite scheuchen, und sich vielleicht die süßesten Lebensfreuden auf eine lange Zukunft vergiften, sie würden zurückschaudern vor dem Abgrunde, welchem sie entgegen gehn, und dankbar der Freundesstimme folgen, die sie warnt, und sie in die anständigern Pfade der sanften Weiblichkeit zurück zu führen sucht.

Noch vor einem andern Tone, den ich so oft junge Frauenzimmer mit Mannspersonen führen hörte, und der mir immer unbeschreibliches Mißbehagen verursachte, wünschte ich sie so gern aus warmen Herzen zu warnen; ich möchte ihn wohl den Ton akademischer Vertraulichkeit nennen. Ein solcher Ton kann sich selbst sehr unschuldig seyn, aber er beleidigt immer das feinere Gefühl, dem es weh thut, die Gränzen des Anstandes von Geschöpfen vernachläßigt zu sehn, deren schönster Schmuck bescheidne Sittsamkeit seyn sollte. Selbst Fesseln der Convenienz, wenn sie auch zwangvoll wären, sollten von jungen Mädgen nie überschritten werden, die, da sie noch gar keinen festen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft haben, am wenigsten berechtigt seyn können, sich über irgend eine hergebrachte Sitte des äußern Wohlstandes[665] hinweg zu schwingen. Es scheint freilich jetzt manchem ein Beweis eines großen, seine innere Kraft fühlenden Geistes zu seyn, in allem möglichen eine gesuchte Verachtung gegen das: Was werden die Leute sagen, und gegen allen conventionellen Zwang an den Tag legen. Einem Manne, der mehr freier Herr seines Schicksals seyn kann, mag es in vielen Fällen erlaubt seyn, so zu denken; einem Mädgen aber nie. Es wird und muß für ihre künftige Bestimmung, für ihr dereinstiges häusliches Glück die nachtheiligsten Folgen haben, wenn sie sich an Unabhängigkeit von Lagen und Umständen gewöhnt, wenn sie nicht auch in Kleinigkeiten sich Rücksichten, Gebräuchen, und allen Pflichten des Wohlstandes zu unterwerfen gelernt hat.

Schon aus diesem Grunde ist jener freie Ton mir immer so anstößig gewesen, hat es mir immer weh gethan, wenn junge Mädgen so ganz en camerade mit jungen Herrn umgiengen, sie vertraulich schlechtweg beim Namen riefen, so daß nichts als das Du und Du fehlte[666], um die Brüderschaft vollkommen zu machen. Wenn auch keine Art eines sträflichen Verhältnisses dabei obwaltet, so wird doch von Seiten des jungen Menschen eine vertrauliche Erwiederung veranlaßt; wird er,

[665] „Wohlstand" = Anstand.

[666] Im 18. Jahrhundert war die Staffelung der Anredeformen weit komplexer und gesellschaftlich relevanter als heute. Neben den heute üblichen Formen „Du" und „Sie" konnte ein Mann außerdem mit „Ihr" oder „Er" angeredet werden, je nach Distanz und sozialem Status. Das „Du" als vertraulichste dieser Formen blieb dem Umgang zwischen engen Vertrauten und Familienmitgliedern oder der Anrede von Dienstboten vorbehalten.

wenn er nicht sehr bescheiden ist, gereizt, sich Freiheiten zu erlauben, die auf einen Dritten den ungünstigsten Eindruck machen müssen, und mit seiner Achtung schlechterdings nicht bestehn. Und was über alles ist, das Mägden selbst, entwöhnt sich von der Feinheit des Gefühls und Betragens, die für den Mann, der einst in innigster Gemeinschaft mit ihr leben wird, die Quelle des feinsten Freudengenusses und so unumgänglich nothwendig ist, um gegenseitige Achtung zu erhalten; das veredelnste, dauerhafteste Band der Freundschaft und der Liebe, welches auch bei der engsten Vertraulichkeit nie hintan gesetzt werden sollte.

Zu den übrigen Bewegungsgründen, junge Mädgen von allen Unvorsichtigkeiten im Betragen zurück zu halten, gehört noch ihr Ruf in den Augen der Welt, dem auch eine leise Verletzung des Wohlstandes unersetzlichen Schaden bringen kann. Und sollte das einem Mädgen, dessen künftiges Glück vielleicht von diesem Rufe abhängt, wohl eine gleichgültige Betrachtung seyn? Sollte sie wohl je, auf die innere Lauterkeit ihres Herzens pochend, der Meinung der Welt, selbst wenn sie unbillig wäre, Trotz bieten dürfen? Ein Fremder, ein Mann, den sie vielleicht in dem Augenblicke nicht bemerkt, der mit freiem Herzen, vielleicht mit dem Wunsche, eine Wahl zu treffen, in eine Gesellschaft tritt, sieht ihren Stuhl mit einem Schwarme junger Herren belagert; sieht sie diesem vertraulich ins Ohr flüstern, jenem Winke geben, ohne Umstände sie bald zu diesem, bald zu jenem kleinen Dienste verschicken, die Unterhaltung ihrer Freundinnen vernachläßigen, und Arm in Arm mit einem und dem andern im langen Saale umherschlendern, als wäre sie blos für sich und ihre Verehrer da.

Der junge Mann, den vielleicht die Schönheit, die Reize des Mädgens rührten, geht traurig zurück; denn er sehnt sich nach einer bescheidnen, sittsamen Gefährtin seines häuslichen Lebens. Immerhin mögen seine Freunde ihm sagen, sie ist gut, sie ist unschuldig, sie besitzt die treflichsten Eigenschaften des Herzens, die angenehmsten Talente, nur hat man sie feine Beobachtung des Wohlstandes nie gelehrt. Umsonst, der erste ungünstige Eindruck haftet, keine Versicherung ihres unsträflichen Wandels, kein Reiz ihrer Schönheit kann ihn wieder auslöschen, und der Mann der vielleicht das Glück deiner Tage gemacht, den auch du vielleicht innigst beglückt hättest, geht kalt an dir vorüber.

Das ganze Wesen des Weibes, alle seine Gefühle und Handlungen athmen eine gewisse Feinheit und Delikatesse, die auch den weniger fein organisirten Mann über alles entzückt, und ihn in ihrem Umgange durch eine Kette von Freuden führt, desto neuer, desto beseeligender für ihn, je weniger er sie bei seines Gleichen findet. Das Frauenzimmer selbst, auch das entartetste, scheint es zu fühlen, daß es durch gewisse Zartheit des Gefühls in den Augen des Mannes gewinnt. Daher suchen die, welche dies kostbare Geschenk der Natur in seinen ächten Quellen verwahrlost haben, die dieser ursprünglichen Feinheit des Gefühls nicht mehr fähig sind, sie durch allerlei nachgeahmte Afterkinder zu ersetzen, eine ge-

wisse erkünstelte Schwäche, die sie mit Feinheit verwechseln, an ihre Stelle zu schieben.

Deswegen peinigen uns so viele Damen mit ihren unerträglichen Ziererereien, mit ihren Nervenschwächen, mit ihrem erkünstelten Abscheu vor gewissen Thieren, mit ihrer anscheinenden Furcht vor Gefahren, die keine Gefahren sind, mit ihrer Aengstlichkeit auf Reisen, bei einem Gewitter[667] und bei tausend Kleinigkeiten, denen sie gewis getrosten Muths entgegen gehen würden, wenn sie nicht durch jene Furcht sich ein gewisses feines Ansehn zu geben glaubten.

Wer ihnen doch sagen möchte, wie sehr sie bei diesen Ziererereien ihre Absicht verfehlen wie alles dies mit wahrer Delikatesse gar nichts gemein hat, wie die zärtlichste, gebrechlichste Dame, deren feines Nervensystem bey jedem Geräusch eines Wagens schmerzlich leidet, das indelikateste Geschöpf seyn, und das Mädchen hingegen, welches keine dieser Geistes- und Leibesschwächen kennt, und auch seinen Körper gegen äußeres Ungemach abzuhärten gesucht hat, die höchste Feinheit der Seele und des Gefühls besitzen kann.

Ein wesentlicher Bestandtheil der weiblichen Delikatesse, wofür wir in unsrer Muttersprache kein einfaches Wort haben, ist Discretion, feine Schonung des andern. Auch hierin sollte das weibliche Geschlecht es dem männlichen zuvorzuthun streben. Frauenzimmer haben eine gewisse Geschmeidigkeit des Geistes, ein gewisses Vermögen, sich schnell in die Lage eines andern zu versetzen, ahndend zu fühlen, was in seiner Seele, seinen Empfindungen vorgeht, welche Aeußerungen ihm willkommen seyn, welche ihm bange, peinliche Gefühle bei ihr erregen, ihn verlegen machen würden.

Besonders im Betragen gegen Fremde, in größern, gesellschaftlichen Zirkeln sollten Frauenzimmer sich nie von dieser feinen Schonung, von dieser Discretion entfernen. Ich bin oft in Erstaunen gerathen über die sonderbare Auswahl des Gesprächs, welches ich sie mit Menschen, die sie zum erstenmale sahn, ohne alle Auswahl führen hörte; über die Fragen, die sie an einen Mann richteten, den sie zum erstenmale sahn; über die sonderbaren Anerbietungen, über die Einladungen, die sie an ihn verschwendeten, ohne zu wissen, ob er den Werth, den sie vermeinten, darauf zu setzen wußte. Solche Dinge können an sich selbst unschuldig seyn, und aus arglosem Herzen fließen; allein sie entfernen immer den Mann, vielleicht ihm selbst unwillkürlich, von der feinen Achtung, in welcher sich zu erhalten der erste Wunsch jedes Mädchens seyn sollte. So kannte ich ein hübsches, nicht ungescheutes Mädchen, deren erste Frage an einen Mann nach seiner Geliebten zu seyn pflegte; die alles, was sie nur von Ringen oder andern ihr verdächtig scheinenden Dingen bei ihm sah, ihm wegnahm, durchmusterte, und zum Gegenstand

[667] Anmerkung der Autorin: *Die oft zwar körperlich und also unschuldig seyn kann.*

witziger Neckereien machte: welchen unangenehmen Deutungen sie sich selbst dadurch aussetzen konnte, schien sie nicht zu fühlen.

Sehr natürlich, und eben nicht tadelnswürdig, wenn er in gehörigen Schranken gehalten wird, ist bei jungen Frauenzimmern der Trieb, besonders bei Knüpfung neuer Bekanntschaften gleich anfangs in einem vortheilhaften Lichte zu erscheinen, und sich ihrer blendendsten Seite zu zeigen. Aus diesem Grunde affektiren sie zu gern in der Gesellschaft von Fremden eine übertrieben muntere Laune, suchen sie mit allem Schimmer ihres Witzes zu blenden, mit der ganzen Fülle ihres Geistes zu übertäuben, kramen unaufgefordert alle ihre großen oder kleinen erworbenen Talente aus, und suchen mit aller Gewalt Aussehn und Bewunderung zu erregen. Dieses Bestreben verräth einen hohen Grad von Eitelkeit und Gefallsucht, die bei dem Manne von Charakter eher schlimme als gute Wirkung machen wird; ist immer Beweis von weniger Klugheit, denn womit wollen sie bei fortgesetzter Verbindung diesen ersten Eindruck unterstützen, geschweige denn ihn erhöhn, und so die Achtung der neuen Bekannten auf längere Zeit fesseln? Der nicht näher dabei intereßirte Fremde, dem es nur um die Unterhaltung einer Stunde zu thun ist, wird, wenn er auch im Herzen spottet, mit Schmeicheleien nicht geizen, die ihm ja beinahe gewaltsam abgepreßt werden, und nur zu leicht erstickt Schmeichelei den zarten Keim der Bescheidenheit im jugendlichen Herzen, der hinein gesenket ward, die süßesten Früchte zu bringen.

Einige Bemerkungen über das Kapitel der Neckereien und Scherze stehn hier vielleicht nicht am unrechten Orte. Neckereien sind bei vielen Frauenzimmern, besonders bei dem witzigen, oder sich witzig dünkenden Theile, ein Lieblingsthema der Unterhaltung. Oft freilich sind sie auch Nothhülfe, wenn dem leeren Köpfchen andrer Stoff fehlt. Sie können an sich unschuldig, sie können eine angenehme Würze des Gesprächs seyn, und einem schönen Munde neue Reize geben. Nur wünschte ich meinem Geschlecht auch hierin eine gewisse Vorsicht zu empfehlen.

Ein neckender Ton führt immer eine Art von Vertraulichkeit ein; setzt die, welche ihn anfängt, Repressalien aus, die ihr vielleicht, wenn sie keinen bescheidenen Gegner trift, unangenehm werden können; und sie handelt nie klug, diese Saite bei jungen Männern anzustimmen, deren Gefühls für Anständigkeit und Achtung für ihr Geschlecht sie nicht versichert ist, oder die sie aus andern Rücksichten in einer gewissen Entfernung zu halten suchen sollte. Ein einmal erlaubter neckender Ton hebt die Gränzen dieser Entfernung für immer auf, und es wird mehr als gewöhnliche Klugheit erfordert, einen Mann wieder darin zurückzuführen, wenn man ihm einmal verstattet hat, sie zu überschreiten.

Unbegreiflich ist es mir, wie auch Frauenzimmer von Verstand und Feinheit ihre Neckereien immer nur um einen Lieblingsstoff drehn, den ich hier nicht un-

berührt lassen kann, und wodurch sie sich mehr, als durch irgend etwas aussetzen. Sie scheinen etwas darin zu suchen, einen Mann, von dem sie wissen, daß er sie heimlich liebt, mit andern Weibern zu necken, für die sie seine Gleichgültigkeit oder Abneigung kennen. Ist dies geheimer Triumph über ihre sich bewußte Übermacht? fühlen sie nicht die Unfeinheit, die Unart, die sie dadurch gegen ihr eignes Geschlecht begehn; das Plumpe der Schmeichelei, womit sie ihre eigne Eitelkeit kitzeln? — Wenn sie dafür keinen Sinn haben, möchten sie dann wenigstens auf die Folgen aufmerksam seyn, die durch diese Unvorsichtigkeit bei einem Manne selbst für sie entspringen müssen.

Einem feinfühlenden, würklich liebenden Manne muß eine solche Neckerei tiefe Kränkung und Beweis eines fühllosen, harten, keiner zarten Schonung fähigen Herzens seyn, eines Herzens, das wohl gar in seinem Schmerze, oder in seiner Verlegenheit einen angenehmen Triumph findet. Bei einem eitlen Manne hingegen, der sie weniger ernstlich liebt, oder den selbst vertrauende Liebe zu täuschenden Hofnungen geneigt macht, kann sie dadurch zur Verrätherin an sich selbst werden, sie kann ihn zu dem Gedanken verleiten, daß geheime Eifersucht, oder eine andre Empfindung aus ihr spräche, oder daß sie wohl gar Erklärungen von ihm erpressen wolle, die seine Bescheidenheit zurückhielt, und keinen Sinn für den Werth dieser bescheidnen Zurückhaltung hätte, welche die feinste Huldigung, der stärkste Beweis inniger achtungsvoller Liebe ist, der nur einem Weibe beigebracht werden kann. —

Ich sah wenigstens der Fälle mehrere, wo ein Mann sich durch solche unbesonnene Scherze zu Hofnungen und Freiheiten berechtigt glaubte, die das Frauenzimmer gewiß ihm nicht einräumen wollte, da sie wohl vielmehr gehoft hatte, ihre Empfindung für ihn unter dieser anscheinenden Larve gleichgültigen Scherzes zu verstecken. Noch mehr ist es Verletzung aller Schonung, aller Bescheidenheit, einen Mann mit einem fremden Gegenstande zu necken, den er würklich liebt; ist es äußerster Grad der Indiscretion, den Schleier aufzudecken, den er aus besondern Verhältnissen, Rücksichten, oder aus eigner Bescheidenheit über seine Liebe zieht. Und oft werden solche Neckereien auf solche Art angebracht, daß auch der nicht eitle Mann sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß er der Dame nicht unwillkommen seyn würde, wenn er die Huldigungen, womit sie ihn aufzieht, vor dem Altare ihrer eignen Reize niederlegte.

Wenn weibliche Delikatesse die Freuden des gesellschaftlichen Umgangs so sehr erhöht, welch einen noch süßern Zauber gießt sie nicht über die innigsten Bande der Freundschaft und Liebe! Wie dankbar fühlt nicht der Gatte eines solchen Weibes jede zarte Schonung, wie entzückt ihn der feinste Austausch der edelsten Gefühle, ihr Streben, seine Wünsche voraus zu ahnden, sie aus seiner Seele zu nehmen, ehe er selbst sie in Worte gekleidet hatte; entgegen zu kommen seinem leisesten Verlangen, alles hinwegzuräumen,was ihm Schmerz machen, seine Liebe kränken könnte, und ist das unmöglich, es in Sanftheit und Milde zu hüllen, die ihm einen großen Theil seiner Bitterkeit benimmt!

Solltest du nicht, Mädchen, mit sanfter Seele, voll des Wunsches, glücklich zu seyn, glücklich zu machen, diese süßen Mittel, welche die Natur in dein Herz legte, aufs sorgfältigste bewahren und nähren? Solltest du nicht mit unermüdeter Wachsamkeit diese zarte Pflanze hüten vor jedem rauhen Lüftchen, das sie verletzen, nur eine ihrer Blüthen zerknicken könnte, um sie einst in ihrem ganzen lieblichen Dufte hinzugeben dem glücklichen Manne, der mit Entzücken ihren Wohlgeruch einathmen, alle prangenden Farben andrer Blumen verachten wird, wenn er sie mit deinem sittsamen nie verblühenden Reize vergleicht.

M. F.

Dorothea Schlözer



Abb. 29: Dorothea Schlözer (nach 1800)

Dorothea Rodde Schlözer, geb. Schlözer

Kurzbiographie

Dorothea wurde am 10. August 1770 in Göttingen geboren.[668] Wie fast alle Universitätsmamsellen wuchs auch sie in einem großen Professorenhaus[669] in nächster Nähe zur Universität auf. Ihr Vater August Ludwig von Schlözer[670] hatte 1769 eine ordentliche Professur für Geschichte übernommen und die 16-jährige Professorentochter Caroline Friederike Roederer[671] geheiratet. Dorothea war die älteste von insgesamt acht Kindern, von denen drei schon im Kleinkindalter starben[672].

Schlözer gab von 1775–1795 unter dem Schutz der Zensurfreiheit, die die Reformuniversität ihren Professoren gewährte, mehrere politische Zeitschriften heraus[673], und seine klaren, kritischen Stellungnahmen wurden ebenso geschätzt wie gefürchtet. Seine Leserschaft reichte vom neuen Bildungsbürgertum bis in die höchsten Schichten. So lag seine Zeitschrift auf dem Schreibtisch des Kaisers Joseph II[674] und Kaiserin Maria Theresia soll in einer Kabinettssitzung einen Vorschlag mit den Worten abgelehnt haben: „Das geht nicht, was würde der Schlözer in Göttingen dazu sagen."[675]

[668] Zur Biographie Dorotheas vgl. vor allem Bärbel Kern/Horst Kern: Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Wiedersprüchen der Aufklärung. München 1988; Christian von Schlözer: August Ludwig von Schlözers öffentliches und Privatleben aus Originalurkunden und, mit wörtlichen Beifügungen mehrerer dieser letzteren, vollständig beschrieben von dessen ältestem Sohn. Leipzig 1828 (zit. als C.v. Schlözer) und Leopold von Schlözer: Dorothea von Schlözer. Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende 1770–1825. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1925 (zit. als L.v. Schlözer).

[669] Ein Göttinger Professorenhaus des 18. Jahrhundert hatte zusätzliche Zimmer, um sie an Studenten zu vermieten, aber vor allem einen großen Salon, um dort Vorlesungen abzuhalten, Besucher zu empfangen und Festlichkeiten veranstalten zu können.

[670] 1735 in einem ländlichen Pfarrhaus in Hohenlohe geboren, hatte Dorotheas Vater nach seinen Studien in Wittenberg und Göttingen mehrere Jahre in Schweden und Russland gelebt und als Lehrer und Historiker gearbeitet. Für seine Verdienste um die russische Geschichtsschreibung wurde er 1803 von Zar Alexander I geadelt. Sein Selbstverständnis basierte auf seiner Rolle als sozialer Aufsteiger.

[671] Caroline Friederike war die Tochter des Göttinger Medizinprofessors Johann Georg Roederer Schlözer hatte als Medizinstudent des Vaters 1759–61 in ihrem Elternhaus gewohnt und sie selbst als Hauslehrer unterrichtet.

[672] Dorothea (1770–1825), Elisabeth (1772–74), Christian (1774–1831), Ludwig (1776–1812), Georg (1778–79), Karl (1780–1859), Elisabeth (1783–1818), August (1788–91).

[673] Briefwechsel meist statistischen Inhalts (1775–76), Briefwechsel meist politischen und historischen Inhalts (1776–82), Stats-Anzeigen (1782–95).

[674] Joseph II war von 1765–1790 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[675] Vgl. C. v. Schlözer Bd. I, S. 275.

Während viele seiner zeitgenössischen Kollegen sehr stark vom pädagogischen Gedankengut Jean-Jacques Rousseaus[676] geprägt waren, beschritt Schlözer seinen eigenen Weg und debattierte besonders heftig mit dem Reformpädagogen Johann Bernhard Basedow. Dessen Erziehungsprinzip basierte vorwiegend auf dem gefühlsgeleiteten Übernehmen vorgegebener Standpunkte, seine Didaktik auf praktischer Anwendbarkeit von Wissen. Schlözer dagegen beschloss, durch ein Erziehungsexperiment mit seinem erstgeborenen Kind Dorothea, seinem „Anti-Basedow"[677], dem Gegner und der Welt zu beweisen, dass Jungen wie Mädchen bereits vom Kleinkindalter an zu Reflexion und Analyse fähig seien.



Abb. 30: Silhouettenbild der Familie Schlözer (1784)

Das aufgeweckte Töchterchen, sein Dortgen, die „Herzenstochter", entpuppte sich als Idealbesetzung für das Experiment. Sie lernte unter Anleitung des Vaters schon außerordentlich früh sprechen. Mit 15 Monaten verfügte sie laut der väterlichen Statistik über „87 Wörter und 192 Ideen". Anschließend lernte Dorothea das ABC nach einer Methode ihres Vaters, die er in einem gelehrten Werk beschreiben wollte, „wenn nur das Aufschreiben der Observationen nicht so mühsam

[676] Zu den pädagogischen Gedanken Rousseaus und Basedows vgl. auch unsere Einleitung.
[677] August Ludwig Schlözer an Graf Schmettow, Brief vom 9.9.1787, in: C.v. Schlözer Bd. 2, S. 114ff.

wäre".[678] Schlözer notierte daher alle Entwicklungsschritte mit buchhalterischer Akribie. „Dortgen geht manchmal mit mir auf dem Wall spazieren. Es sieht schnackisch aus, ein Kind von 25 Monaten, klein wie eines von 15 Monaten, und diskutierend, als wäre sie 6 Jahre alt"[679]. Mit knapp 3 Jahren lernte Dorothea Plattdeutsch, denn im planmäßigen Sprachunterricht des Vaters bildete Plattdeutsch, dessen Kenntnisse in Norddeutschland wichtig waren, die Grundlage beim Erlernen anderer Sprachen wie Englisch, Holländisch und Schwedisch. Mit einer französischen Dienstbotin plauderte sie so nebenbei Französisch[680]. Lesen lernte sie im Alter von vier Jahren anhand einer vom Vater eigens zu diesem Zweck hergestellten Fibel, einem Tagebuch ihrer ersten gemeinsamen Reise nach Franken, in die Heimat des Vaters.[681] Schlözer war es stets wichtig, Bildung und das alltägliche, praktische Leben zu verbinden.

Ab 1775, also als Fünfjährige, bekam Dorothea Privatunterricht bei Professor Abraham Gotthelf Kästner[682] in Mathematik. Zum Erstaunen Kästners begriff Dorothea alles sehr schnell, und er stellte 1777 der Siebenjährigen ein ausgezeichnetes Zeugnis aus, das er nicht als „Galanterie gegen die Mademoiselle Schlözerinn" verstanden wissen wollte[683]. Man konzentrierte sich auch fortan hauptsächlich auf Mathematik, Geschichte, Religion und Sprachen, was offensichtlich Dorotheas Neigungen und Begabungen entsprach und unternahm nur kurze Ausflüge in andere Wissensgebiete. Gedichte und Romane zu lesen hielt der nüchterne Schlözer für schädlich.[684]

Zusätzlich lernte Dorothea Zeichnen und Tanzen, bekam Musikunterricht und glänzte bald bei öffentlichen Konzerten als Sängerin und Klavierspielerin. Mit Nähen, Stricken, Kochen und anderen Haushaltsgeschäften machte die Mutter sie vertraut.

---

[678] Briefe an Johannes von Müller vom 21. November 1771 und vom 8. März. 1772. Vgl. L. v. Schlözer S. 14f. und Ute Seidler: Dorothea Rodde, geborene Schlözer, in: Traudel Weber-Reich: Des Kennenlernens werth. Bedeutende Frauen Göttingens, Göttingen 1995, S. 110f.

[679] Brief an Johannes von Müller vom 13. September 1772. Zitiert nach L.v. Schlözer, S. 15.

[680] Schlözer selbst sprach viele Sprachen. Sein Ansatz bestand darin, eine lebendige Sprache erst sprechen zu lernen, bevor man sich mit der Grammatik beschäftigte.

[681] August Ludwig Schlözer: Dortgens Reise von Göttingen nach Franken und wieder zurück. Zum Lesen und Lernen für Dortgen, Göttingen 1774 (Digitale Ausgabe). Abgedruckt auch bei L.v. Schlözer, S. 20ff.

[682] Kästner war von 1756–1800 Professor in Göttingen und eigentlich nicht unbedingt ein Freund von Dorotheas Vater. Im Interesse des Kindes scheinen sich die beiden Professoren aber geeinigt zu haben.

[683] „...und fand überall, dass sie diese Lehren nicht auswendig gelernt, sondern mit Verstand gefaßt hatte. Es ist trockene Wahrheit, daß ich mit einem Jüngling, der ihr Alter mehr als doppelt hätte und mit der Geometrie nicht länger bekannt wäre als sie, zufrieden sein würde, wenn er sich so zeigen könnte." Abraham Gotthelf Kästner: Zeugnis vom 8.8.1777. Zitiert nach L.v. Schlözer, S. 28f.

[684] Vgl. Kern, S.53ff.

Im Herbst 1781 plante der reiselustige Schlözer eine Studienfahrt nach Rom, für die das elfjährige Dortgen Italienisch und Latein lernte.[685] Vater und Tochter wurden überall gastfreundlich aufgenommen.[686] Besonders in Rom bewunderte man Dorothea. Sie wohnte im Hause des Bankiers Barazzi, wurde wie eine Prinzessin verwöhnt, plauderte auf Italienisch und besuchte Bälle, Konzerte und die Oper.[687] Auf langen Spaziergängen in sachkundiger Begleitung des damals in Rom lebenden Schriftsteller Heinse[688] lernte sie die Stadt mit ihren Kunstwerken kennen, der Bildhauer Alexander Trippel[689] modellierte sie, der Maler Rehberg porträtierte sie[690]. Auch eine Audienz beim Papst hatte sie zusammen mit ihrem Vater. Nach der glücklichen Rückkehr mit der abenteuerlichen Überquerung des Col du Mont Cenis[691] im März 1782, war sie als „Römerin" eine gefragte gesellschaftliche Attraktion in ihrer Heimatstadt.

Goethe lernte Dorothea bei seinem Besuch in Göttingen 1783 kennen. Er meinte, dass „sie als das schönste hoffnungsvollste Kind zur Freude des strengen, fast mißmutigen Mannes glücklich emporwuchs." Auch wünschte er sich einen Abguß der Trippelschen Büste Dorotheas: „Vater und Tochter verdienen, dass ihr Andenken erhalten bleibe."[692]

Das straffe Erziehungsprogramm wurde fortgesetzt, aber es hatte sich etwas verändert. Dorothea war kein Kind mehr, sondern entwickelte sich zur jungen Frau. Schlözer ließ sie nun frei entscheiden, ob und was sie lernen wollte. Dorothea entschied sich (in erster Linie) für das Studium der höheren Mathematik und erweiterte ihre Sprachkenntnisse. Mit 16 Jahren konnte sie sich in zehn Spra-

---

685 Vgl. Martin Peters: Altes Reich und Europa. Der Historiker, Statistiker und Publizist August Ludwig (v.) Schlözer (1735–1809), Münster 2005, S. 308.

686 Der sparsame Schlözer war von dieser Art des Reisens sehr angetan, wie er in einem Brief an Graf Schmettow 1787 schreibt und wollte es auch Dorothea ermöglichen. Vgl. Seidler in Weber-Reich, S. 113.

687 Schon aus Verona hatte Schlözer an seine Frau geschrieben „Dem allmächtigen Vater werde ich danken, wenn ich Dir sie wieder zum Hüten überliefern kann". Brief vom 29. November 1781, zitiert nach L.v. Schlözer, S. 55.

688 Der deutsche Autor Johann Jakob Wilhelm Heinse (1746–1803) machte von 1780–1783 eine ausgedehnte Italienreise, die ihn zu seinem Roman „Ardinghello" (1786 veröffentlicht) inspirierte. Heinse war später als Bibliothekar Kollege von Georg Forster in Mainz, flüchtete aber 1792 mit dem kurfürstlichen Hof vor der heranrückenden französischen Armee nach Aschaffenburg. In einem Brief schrieb Heinse ganz begeistert über Dorothea (vgl. L. v. Schlözer, S. 75f.).

689 Schlözer schrieb am 20.2.1782 an seine Frau: „Seit 10 Tagen gehe ich mit lauter Künstlern um, Trippel, der größte Bildhauer in Rom, folglich in der Welt, modelliert Dortchen in Gips (versteht sich, zu seiner Last; ich zahle nichts)". Zitiert nach L.v. Schlözer, S. 78f. Alexander Trippel (1744–93) lebte ab 1778 als Bildhauer in Rom.

690 Dorothea mit Hut (Pastell), Dorothea schenkte wohl dieses Bild 1825 der Universität Göttingen. Friedrich Rehberg (1758–1835) war ein Maler aus Hannover, der sich damals auch in Rom aufhielt.

691 Vgl. den Text in unserem Band.

692 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: Tag- und Jahres-Hefte, Werke, Abt. I, Bd. 36, Weimar/Berlin 1893, S. 182.

chen[693] unterhalten. 1786 unternahmen Vater und Tochter wieder eine Reise, diesmal in den Harz. Dorothea zeigte großes Interesse für das Bergwerkswesen und die Mineralogie.[694] Ein paar Monate später verbrachte sie sechs Wochen alleine in Clausthal und befuhr alle wichtigen Erzgruben.



Abb. 31: Dorothea Schlözer nach der Promotionsprüfung (1787)

Die Idee, Dorothea anlässlich der 50-Jahres-Feier der Universität 1787 eine Ehrung[695] zukommen zu lassen, kam vom Dekan der Philosophischen Fakultät, Professor Johann David Michaelis, dem Vater von Caroline. Schlözer war sofort begeistert, sah darin wohl auch eine besondere Krönung seines Erziehungsexperimentes und bestand deshalb auf einer ordentlichen Prüfung. So reichte Dorothea

[693] Deutsch, Plattdeutsch, Französisch, Englisch, Schwedisch, Holländisch, Italienisch, Latein, Spanisch und Hebräisch.

[694] „Natürlich fuhr sie in eine Grube ein und verliebte sich in das Bergwerkswesen. Nach unserer Rückkehr ließ ich ihr einige Monate ein Privatissimum über Mineralogie und Marktscheidekunst geben“, vgl. August Ludwig Schlözer an Graf Schmettow, Brief vom 27.10.1786, zitiert nach C.v. Schlözer, Bd. 2, S. 114ff.

[695] Man dachte zuerst nur an eine Studentenmatrikel oder ein „diploma honoris causa“, vgl. Kern, S. 114. Doch eine Promotion erwies sich als prestigeträchtiger für die Universität.

ihr „curriculum vitae samt der Beschreibung ihres „literarischen Lebens“[696] ein und legte im August 1787 im Haus des Dekans Michaelis vor versammelter Professorenriege ihr Doktorexamen ab. Das einzige Zugeständnis an das 17-jährige Mädchen bestand darin, dass die Prüfungssprache Deutsch und nicht Latein war wie sonst üblich. Eine schriftliche Dissertation wurde damals allerdings noch nicht verlangt.



Abb. 32: Dorothea und ihre Freundinnen (undatierte Postkarte)

Sie bekam als erste Frau in Göttingen, als zweite Frau im deutschsprachigen Raum,[697] die Doktorwürde zugesprochen. Ihre Urkunde konnte sie bei der Jubiläumsfeier selbst nicht entgegennehmen, da Mädchen im Festsaal der Universität, der Paulinerkirche, nicht zugelassen waren. Nur verheiratete Frauen durften von

[696] Beide Handschriften Dorotheas sowie ihre Promotionsurkunde befinden sich in der Göttinger Universitätsbibliothek. Vgl. Kern S. 115, Küssner, S. 34.

[697] Die erste Frau war Dorothea von Erxleben, die 1754 in Halle den Doktortitel in Medizin erhielt.

der Empore aus zuschauen.[698] Angeblich hat Dorothea durch eine zerbrochene Fensterscheibe von der angrenzenden Bibliothek aus das Geschehen verfolgt.[699]

Die Promotion einer jungen Frau erregte großes Aufsehen und wurde von vielen Seiten begrüßt, von anderen aber auch kritisiert, zum Beispiel von Friedrich Schiller. [700] Auch als nun berühmte Doktorin führte Dorothea ihr vorheriges Leben mit diszipliniertem Studium, verbunden mit geselliger Unterhaltung, fort. Sie liebte die vielen Einladungen zu Abendveranstaltungen in Göttingen und Umgebung, hatte auch einige Verehrer,[701] legte Wert auf Kleidung und schmückte sich gerne mit Federhüten, um nur nicht dem Bild eines „gelehrten Frauenzimmers" zu entsprechen.[702] Zudem wurde sie zur Assistentin ihres Vaters. Unter seiner Anleitung hatte sie die lästigen Teile der Münz-Umrechnungen zu besorgen, die er für seine „Münz-, Geld- und Bergwerksgeschichte der Russischen Kaisertums vom Jahre 1700–1789" (erschienen Göttingen 1791) brauchte. Mit der Mutter reiste sie im Oktober 1787 nach Straßburg, 1790 alleine nach Frankfurt und dann im Frühjahr 1791 mit dem Vater nach Hamburg, Kiel und Lübeck. Dort lernte sie bei einem Empfang den Kaufmann und Senator Matthäus Rodde, einen 15 Jahre älteren Witwer mit drei Kindern kennen. Über ihre Brautzeit sind kaum Gefühlsäußerungen in Briefen bekannt.[703] Für Dorothea war die Ehe eine pragmatische Angelegenheit, eine Frage der Ratio und der Kalkulation.[704] Am 29. Mai 1792 fand die Hochzeit in Göttingen statt. Fast wäre sie im letzten Moment geplatzt, da Rodde die von Schlözer geforderten finanziellen Absicherungen nicht zugestehen wollte. Man einigte sich schließlich auf eine Dorothea begünstigende Lebensversicherung, deren Prämien Rodde zahlen sollte. Dorothea führte fortan selbstbewusst den ungewöhnlichen Doppelnamen Rodde-Schlözer, wodurch sie zur Vorreiterin der modernen Namensgesetzgebung wurde.

Rodde pflegte in seinem Haus in Lübeck einen prunkvollen Lebensstil, und Dorothea begann mit ihrer allgemein gelobten Ausstrahlung und geistigen Reg-

---

698 Therese und Meta waren wahrscheinlich da.

699 Vgl. L.v. Schlözer, S. 134.

700 Schiller im Brief an Gottfried Körner (Weimar, 6.10.1787): „Ich bin diese Woche von vielen Göttingern heimgesucht worden, die während der Ferien herumstreifen. Sie erzählten mir von Schlözers farce mit seiner Tochter, die doch ganz erbärmlich ist. – Bürger will über Kant lesen" .Zitiert nach: Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1787 bis zum Tode Schillers. Hrsg.: Karl Goedeke, Leipzig 1874 (schiller online); Seidler in Weber-Reich, S. 178.

701 Vgl. Kern, S. 136.

702 Vgl. Klaus Harpprecht und Gesa Dane: Die Universitäts-Mamsellen, Göttingen 1988, S. 6f.

703 Wir kennen nur einen Brief an Luise Michaelis vom 19.1.1785, darin beschreibt sie genau, was sie vom Schicksal erwartet, nämlich einen reichen Kaufmann zu heiraten. Sie wolle wie ihr Vater auch, ihr Leben mit Verstand und Vernunft, ohne Gefühle planen. Außerdem war sie gewöhnt, nur das zu tun, was man von ihr verlangte. So verspürte sie auch keinen Drang zu wissenschaftlicher Arbeit oder zu sonstigen Veröffentlichungen.

704 Vgl. Kern, S. 141.

samkeit einen beliebten Salon[705] zu führen. Das Ehepaar bekam drei Kinder[706] und Dorothea war eine begeisterte Mutter, auch ihren Stiefkindern[707] gegenüber. Aber schon bald entwickelte sich eine kühle Distanz zwischen den Eheleuten, zumal Dorothea der äußeren Prachtentfaltung teilweise distanziert gegenüberstand.

1794 lernte Dorothea bei einem Aufenthalt in Göttingen Charles de Villers kennen[708], einen französischen Offizier, Schriftsteller und Philosophen, feinfühlig, gebildet und kultiviert, aber ziemlich mittellos, der Frankreich nach der Revolution verlassen mußte. Er folgte ihr 1797 nach Lübeck und zog ins Roddesche Haus ein, nach außen als aufgenommener Flüchtling und gemeinsamer Gast. Aber nach innen begann eine vom Ehemann bewusst geduldete „ménage à trois" auf Lebenszeit.[709] Villers und Dorothea betrieben dabei auf geistiger Ebene auch einen regen Austausch zwischen französischem und deutschem Gedankengut. So entwickelte Villers für sich die Rolle eines Vermittlers zwischen Deutschland und Frankreich, die ihm auch die Bewunderung und intensive Zuneigung der berühmten Madame de Stael einbrachte. 1806 beschützte er das Roddesche Haus vor Plünderung durch napoleonische Truppen und schickte einen Bericht über die Besetzung der Stadt nach Paris.[710]

Dorothea blieb trotz allem bei Rodde, wohl hauptsächlich wegen ihrer finanziellen Absicherung, aber auch aus gesellschaftlichen Rücksichten. In einem Brief an ihre Mutter grenzt sie sich in diesem Punkt deutlich von Caroline Michaelis ab und sucht ihren guten Ruf zu verteidigen.[711]

Rodde war im Auftrag der Stadt Lübeck oft auf Reisen. Dorothea begleitete ihn mehrfach mit den Kindern nach Paris. Sie verkehrte dort in den besten Salons, wurde 1801 zu einer Sitzung der ersten Klasse des Institut de France eingeladen –

[705] Vgl. Küssner, S. 45f.

[706] 1794 Augusta, 1796 Dorothea, 1797 August Ludwig. Die Namen der ältesten Tochter und des Sohns sind als Huldigung an Dorotheas Vater zu verstehen.

[707] Joachim Matthäus (1782–1865), Matthäus (1783–1835), Margarethe Elisabeth, genannt Betty (1785–1826).

[708] Villers (1765–1815) studierte ab 1796 unter anderem bei Dorotheas Vater.

[709] Vgl. Kern S. 157. Solche Dreierkonstellationen waren im 18. Jahrhundert nicht ganz ungewöhnlich. Auch Therese, Forster und Huber hielten zeitweise eine ähnliche Beziehung aufrecht.

[710] Vgl. Kern, S. 180.

[711] „Muß ich nicht herzlich Neigung empfinden zu dem Mann, teuerste Mutter, mit dem mich so viel geistige Fäden verbinden? Die zügellosen Weiber, die nicht imstande sind, außerhalb der Ehe geistigen Austausch zu pflegen, ohne dass ein Feuer sich entzündet! Dank der angeborenen Natur! Dank den Eltern! Auf den Wegen von Caroline wird man mich nicht sehen. Es ist ein heilig Ding um die eheliche Treue, nur frivoler Leichtsinn wirft die Fesseln leicht ab. Oder ist es ein Geschöpf mit kindlichem Instinkt, ob auch die geistige Begabung noch so reich ist. Wir schätzen beide unseren Freund als Ehrenmann. Hilfloser Flüchtling, der nicht untergehen darf. Eine Pflicht, die mir liebe Pflicht ist. Welch Leben führt manch vagabundierender Dichter." Zitiert nach L.v. Schlözer, S. 201.

gegen eine Regel, welche die Gegenwart von Damen im Saal verbot.[712] 1804 machte sie Konversation mit der Kaiserin, besuchte die Oper[713] und Jean-Antoine Houdon fertigte ohne Auftrag zwei Büsten von ihr.[714] 1806 krönte die Wahl Roddes, der sich inzwischen „von Rodde“ nennen durfte[715], zum Bürgermeister von Lübeck den gesellschaftlichen Aufstieg.

Doch 1810 machte der leichtfertig herbeigeführte Bankrott des Handelshauses Rodde dem gesicherten Leben Dorotheas ein Ende.[716] Mit Hilfe von Villers und ihren Brüdern kämpfte sie darum, wenigstens einen Teil ihres Vermögens für sich und die Kinder zu retten, doch die Rechtslage ließ dies nicht zu. Ihre Stiefkinder ersetzten ihr wenigstens das in die Ehe eingebrachte Vermögen, auch die vor der Hochzeit abgeschlossene Lebensversicherung blieb ihr zugesprochen.

Nachdem Villers im Januar 1811 einen Ruf auf eine Professur für französische Literatur in Göttingen erhalten hatte, folgte ihm Dorothea mit den Kindern und kaufte in ihrer Heimatstadt nach einiger Zeit ein Haus.[717] Es begann eine schwierige Zeit mit ständigen finanziellen, gesundheitlichen und persönlichen Problemen, die sich noch steigerten, als Ende 1812 Matthäus Rodde nachfolgte, den man aus Lübeck verbannt hatte.[718] 1813 brach die Herrschaft Napoleons zusammen, und auch das Königreich Westfalen unter Napoleons Bruder Jérôme, Göttingen wurde wieder hannoverisch.[719] Villers wurde als Universitätsprofessor entlassen, war verzweifelt und enttäuscht, sein Weltbild brach zusammen, denn er fühlte sich inzwischen fast mehr als Deutscher denn als Franzose. Einen Ruf nach Heidelberg konnte er nicht mehr annehmen, da er 1815 nach einem Schlaganfall starb.

Dorothea, nun völlig auf sich allein gestellt, wurde kränklich. Dazu kamen Sorgen um die Gesundheit ihrer Kinder, die alle an Schwindsucht (Tuberkulose) litten, ihr kranker Ehemann und permanente finanzielle Probleme. Ihre Schwester Elisabeth und zwei ihrer Kinder starben (Auguste 1820 und August Ludwig 1823).

---

[712] Vgl. Friedrich Johann Lorenz Meyer: Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs, Tübingen 1802, Bd. I, S. 130.

[713] Über den Opernbesuch veröffentlicht Dorothea einen Bericht im „Moniteur“. L.v. Schlözer, S. 218f.

[714] „Dorothea mit Stirnband“ und „Dorothea mit Kopftuch“. Houdan (1741–1828), französischer Bildhauer des Klassizismus, ist durch seine Porträtbüsten bekannt.

[715] 1803 hatte er von Kaiser Franz I den Titel eines Reichsfreiherrn verliehen bekommen.

[716] Rodde hatte, abgesehen von seinem aufwendigen Lebensstil, zunehmend Schwierigkeiten, öffentliche und private Gelder zu trennen.

[717] Das „Keidelsche Haus“, heute Lange Geismarstrasse 49. Vgl. Kern, S. 191.

[718] Karl Sieveking (ein Freund der Familie Rodde aus Hamburg)schrieb:„Der alte Rodde ist ein Vampyr der Langeweile,…die heulende Jämmerlichkeit des Spießbürgers, … wirklich unausstehlich schon für Fremde. Daß aber diejenigen, welche mit ihm an eine Galeere geschmiedet sind, nicht halb verrückt werden, ist mir unerklärlich.“ Zitiert nach Kern, S. 186.

[719] Dorothea wurde beauftragt im Namen der Stadt den König von Schweden, der auf dem Weg von Leipzig nach Paris durch Göttingen kam, zu empfangen. „Göttingen konnte nicht besser vertreten werden“ schrieb Constant an Villers. Vgl. L.v. Schlözer S. 288

Wie es in dieser Zeit um sie selbst bestellt war, erfahren wir hauptsächlich aus 19 erhaltenen Briefen, vornehmlich an ihren Lieblingsbruder Karl und dessen Frau Friederike, in denen sie auch immer wieder um Geld bitten musste.[720]

Um ihre letzte Tochter Dorothea zu retten, reiste sie 1825 mit ihr und Rodde auf ärztlichen Rat nach Marseille. Die Tochter wurde dort gesund, aber Dorothea starb auf der Heimfahrt in Avignon. „Ich stehe erstaunt vor meinem Schicksal." schrieb sie in einem der letzten Briefe an ihren Bruder Karl.[721]

Im Dezember des gleichen Jahres starb auch Rodde.

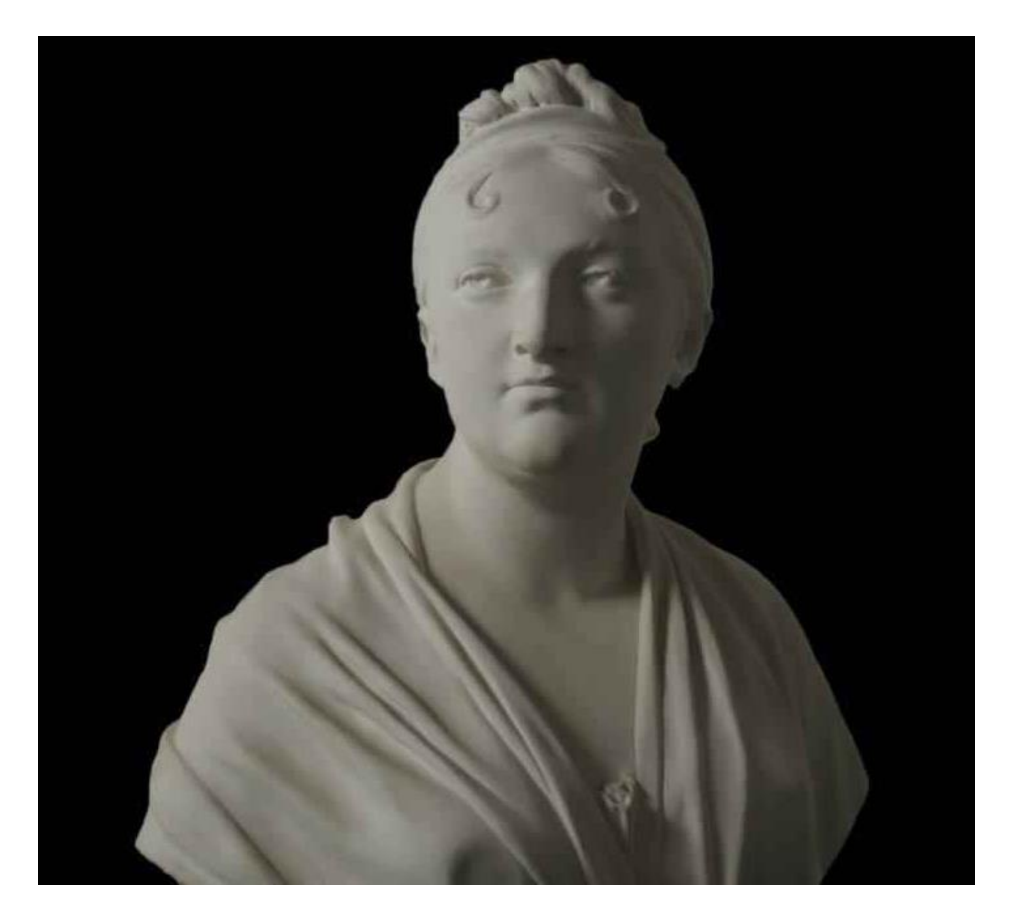


Abb. 33: Gipsbüste von Dorothea (1805)

[720] Kern, S. 191.
[721] Küssner, S. 59.

Briefe

Brief an Luise Michaelis 1785[722]

Göttingen, den 19. Junius 1785

Beste Luise[723]!
Deine Frage habe ich nun recht wohl verstanden. Meinst Du denn, dass Kochen und Spinnen angenehmer ist, als wenn ich ein historisches Collegium bei meinem Vater höre? Freilich, wenn ich Latein oder einen schweren Satz im Euklides[724] auszuarbeiten habe, so vergeht mir wohl zuweilen die Geduld, aber da denke ich dann, wenn ich diesen Satz und Latein fix verstehe, so lerne ich dadurch wie eine Brille beschaffen sein muß, und das ist doch wohl angenehmer, als bei Hitze und Frost in der Küche zu stehen. Und wird es mir manchmal ein wenig sauer, so werde ich jetzt schon genug dafür belohnt, weil mir mein Vater so manches Extra Vergnügen dafür erlaubt.

Du mußt Dir aber ja nicht einbilden, dass ich nichts von weiblichen Arbeiten verstehe: im Kochen nehme ich es doch wohl mit Dir auf, und meine Mutter macht mir oft Schmeicheleien über mein flinkes Stricken. – Ich kann spinnen, nähen, mit Wein umgehen, denn ich besorge größtenteils den Keller allein; nur im Putzmachen fehlts mir noch ein wenig, da möchtest Du wohl schon mein Meister sein, und meiner Mutter[725] vollends komme ich in diesem Capitel all meine Tage nicht bei. Nicht einmal, sondern wohl zehnmal hat es mir mein Vater freigestellt, ich sollte keine Lernstunde mer haben, sondern nur weibliche Sachen treiben – aber ich hielt es noch nicht für rathsam, warhaftig nicht bloß weil ich fürchtete, meinen Vater bös zu machen[726].

---

722 Abdruck nach Leopold von Schlözer, S. 107ff.

723 Luise Michaelis (1770–1846), Schwester von Caroline, befand sich gerade in Gotha. Sie schrieb über diesen Brief in ihrer Autobiografie: „Mit Dorothe Schlözer unterhielt ich einen steten Briefwechsel u. ich bedaure daß ich einen sehr merkwürdigen Brief, damit er der Welt erhalten würde, ihren Onkel den Generalkonsul v. Schlözer in Lübek gegeben habe. Ich fragte sie nemlich, ob es nun ihrer Neigung gemäß sei daß sie als Gelehrte ausgebildet würde. Sie meinte es sei doch so übel nicht, u. drückte sich so über manches aus, daß ich mich schämte den Brief zu zeigen u. ihn immer bei mir trug u. dennoch ist es nicht ganz zerrissen, u. noch lebhaft steht alles daraus in meinen Gedächtniß, u. ich will noch versuchen manches davon wiederzugeben, allein in der ihr eigentlichen Weise ist es doch nicht möglich – sie war aber zufrieden mit den was ihr Vater von ihr heischte, u. hatte manches *extra* Vergnügen davon, wie auch Reisen. Sie besuchte mich mit dem Vater auch einmal in Gotha. Zitiert nach: Steinberger, Julius (Hrsg.): Erinnerungen von Luise Wiedemann, geb. Michaelis, der Schwester Carolinens, Göttingen 1929, S. 8.

724 Euklid, ein griechischer Mathematiker (3. Jh. v. Chr.).

725 Schönheit und Ausstrahlung von Dorotheas Mutter wird in zeitgenössischen Berichten erwähnt. Dorothea liebte später besonders Hüte mit Federn, wie auf dem Silhouettenbild der Familie von 1784 zu sehen ist.

726 Diese Briefstelle kann als Beleg für die veränderte Lernsituation Dorotheas nach der Romreise gesehen werden. Sie hatte nun größere Freiheit bei der Wahl ihrer Aktivitäten.

Liebes Mädchen, ich will Dir Vieles beichten, was wir 15 jährigen Mädchen sonst in der Welt nie so früh erfahren, und auch in keinem Buche steht, was ich aber schon seit mehreren Jahren unter 4 Augen von guter Hand habe: Weiber sind nicht in der Welt, bloß um Männer zu amüsieren. Weiber sind Menschen wie Männer: eines soll das andere glücklich machen. Wer bloß amüsiert sein will, ist ein Schlingel, oder er verdient nur ein Weib von schönem Gesicht, das er in vier Wochen satt ist.

Nun, macht ein Weib einen Mann blos dadurch glücklich, daß sie eine Köchinn, Näherinn und Spinnerinn ist? Ey, so wollt ich mich doch lieber als Köchinn, Näherinn und Spinnerinn vermiethen, so könnt ich ja von dem Teufel, wenns ein Teufel ist, wieder loskommen. – Aber meinst Du denn nicht, daß ein Mädchen durch das, was ich lerne, einen Mann wirklich amüsiren könne? Meinst du, daß ich durch mein Lernen dem Stande, dem ich gewidmet bin, ganz entgehe? Wie, wenn ich nun einen Kaufmann oder Fabrikanten kriegte, der nach Spanien, Frankreich, Holland, Italien, England, Schweden u.s.w. handelt, und ich verstehe die Sprachen dieser Länder und könnte ihm sogar seine Correspondenz führen? Wieviel Kaufmanns Weiber giebt es denn, die so ein halb Dutzend Sprachen verstehen; und müsste mein – wills Gott! – Künftiger denn nicht ein Flegel sein, wenn er mir nicht eine Köchin bezahlte, weil ich ihm einen Buchhalter ersparte?
Freilich wählen können wir Mädchen nicht, weder ich noch Du; wenn ich also einen Gelehrten kriegte, so wäre mein bisschen Lernen verloren, aber schaden thäts mir doch auch nicht. Gesetzt ich müßte, der Haushaltung wegen, Clavier, Singen, Mathematik und Latein niederlegen, meine Sprachen spräche ich doch noch immerfort, und mein Mann hätte doch sein Vergnügen dabey, und ich läse doch immerso was nebenher von Rom[727]. Denn immer vor dem Herd zu stehn, wäre meine Sache auch nicht, denn armes Schofel Zeug[728] nehme ich nicht, und dazu zwingt mich mein Vater auch nicht. Ich laure nicht auf einen Mann, der so viel Einnahme hat wie Dein Vater oder meiner[729]. Aber hungern und darben will ich auch nicht, sonst bleibe ich lieber allein. Wenn mein Temperament so bleibt wie bisher, so heirathe ich nicht anders als aus Vernunft.

Es ist hier jetzt recht elendes Wetter. Heute regnet es wieder und ich bleibe zu Haus. – Diese Woche am 15. Junius haben wir bei Euch gegessen.

Nun habe ich Dir doch einen recht langen Brief geschrieben, daß mir die Finger ordentlich weh thun.

---

[727] Dieses Interesse basiert sicher auf den Erinnerungen an die Romreise mit dem Vater 1781–82.
[728] „armes Schofel Zeug“ = armer Schlucker.
[729] Michaelis und Schlözer gehörten zu den Spitzenverdienern unter den Göttinger Professoren.

Brief an Johann Christoph Schulz 1787[730]

Hochehrwürdiger Herr Pfarrer hochzuehrender Herr Oncle[731],

Erst hier in Göttingen den I 9br[732] hatte ich die große Freude Ewr. Hochehrwürden gütigen Brief vom 10 t 8br.[733] zu bekommen. Ich bin Ihnen recht sehr verbunden für den Antheil, den Sie an der Ehre, die mir von der hiesigen Philosophischen Fakultät, bey Gelegenheit unsres Jubilaei[734], erwiesen ist, nehmen. Ich würde diesen meinen Dank Ewr. Hochehrwürden schon eher abgestattet haben, wenn mich nicht die Nachholung des während der Reise[735] Versäumten gehindert hätte. Verstehen thue ich nun wohl Ihren Brief[736]; aber ihn in eben dieser Sprache zu beantworten, getraue ich mir noch nicht, und zumal an einen so großen römischen Stylisten, wie Sw. Hochehrwürden. Denn auf das lateinisch Reden und Schreiben lasse ich mich noch nicht ein, deswegen mich auch die Philosophische Fakultät vom Disputiren u. dem lateinischen Examen dispensirt hat. Ich bin aber doch über das Latein examinirt worden, u. sogar über die schwere Ode im Horaz Lib. I Od. 37, die auf die Schlacht bei Actium gemacht ist.

Ich habe eine kurze Geschichte meines Examens aufgesetzt, wovon ich auch gelegentlich eine Copey nach Franken schicken werde. Jetzt ist der Aufsatz in Celle bey dem Hrn. Land-Syndicus Jacobi, der einen Auszug daraus macht für die Landes-Analen, die er herausgiebt[737]. Es wird auch meine Silhouette[738] dabey seyn. Sobald er zurück kömmt, soll er nach Hohenlohe[739] wandern, wo ihn alsdann Ew. Hochehrwürden auch, wenn Sie belieben, zu lesen bekommen werden. Mit jener

---

[730] Transkription des Originals in der SUB Göttingen. Sign. Nachl. Schlözer IV,9; Teile des Briefes sind abgedruckt bei L. v. Schlözer, S. 139.

[731] Handschriftl. Eintrag oben auf dem Originalbrief: *Rector Schulz in Wertheim nachmals Pfarrer in Michelried einem Dorfe im Hohenloher Kirchbezirk hatte zur Ehefrau die ältere Schwester von A.L. Schlözer - der Sohn aus dieser Ehe war der nicht unberühmte Professor der morgenländischen Sprache in Giessen.*"Oncle", Gymnasialrektor und Theologe Johann Christoph Schulz (1747–1806).

[732] „I 9br“: 1. November: I = erster, 9 = novem, br = ber (Der römische Kalender hatte nur zehn Monate).

[733] „10 t 8br“: 10. Oktober: 10t = zehnter (t = ter), 8br = octo-ber.

[734] Es handelt sich um den 50. Jahrestag der Universität Göttingen, der am 17. September 1787 gefeiert wurde. An diesem Tag erhielt Dorothea ihren Doktortitel der Philosophie.

[735] 10 Tage nach der Jubiläumsfeier reiste Dorothea mit ihrer Mutter nach Straßburg, um dort am 13. Oktober die Universitätsmatrikel der Universität durch eine Deputation samt Rektor in Empfang zu nehmen. Der Vater von Dorotheas Mutter stammte aus Straßburg. Am 27. Oktober war man wieder in Göttingen.

[736] Der Brief war offenbar auf Lateinisch abgefasst.

[737] Jacobi/Kraut (Hg.) 1787a: Dorothea Schlözern gebohren den 10ten August 1770, in: Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande, 2. Jg., I. St., Hannover, S. 119ff. Zitiert nach Kern, S. 202.

[738] Ein Kupferstich mit Silhouette Dorotheas von Johann Philipp Ganz war dem Annalen-Aufsatz beigebunden. Küssner, S. 23.

[739] Hohenlohe war ein Teil von Franken, oft synonym verwendet. Dorotheas Familie väterlicherseits wohnte in Hohenlohe und ihr Vater stammte von dort.

Gelegenheit werde ich Ihnen auch mit mereren und beßeren Diplomen aufwarten. Hierbey folgt fürs erste nur ein zerschnittenes, damit es den Brief nicht beschweren soll.

Diesen Winter treibe ich hauptsächlich Algebra, den Virgil, französisch und Jus naturae. Das Griechische, wobey man den Kopf zwischen die Ohren nehmen muß[740], bleibt bis nach Ostern ruhen, wo keine Bälle mehr sind es wäre denn, daß wir selbst wieder, wie im vorigen Sommer, unsern 3 Königl.[741] u. 2 französischen Prinzen[742] einen Ball in unserm Garten geben.

Ewr. Hochehrwürden, der Frau Tante und Ihrer ganzen Familie empfehlen sich meine Eltern mit mir und meinen Geschwistern ergebenst.

Ich habe die Ehre mit großer Hochachtung zu verharren
Ew. Hochehrwürden ergebebenste Dienerin u. Niece
Dorothea Schlözer

Philosophiae Doctor und immatriculirter Student der Universität Strasburg
Göttingen den 30.9 br [743]1787

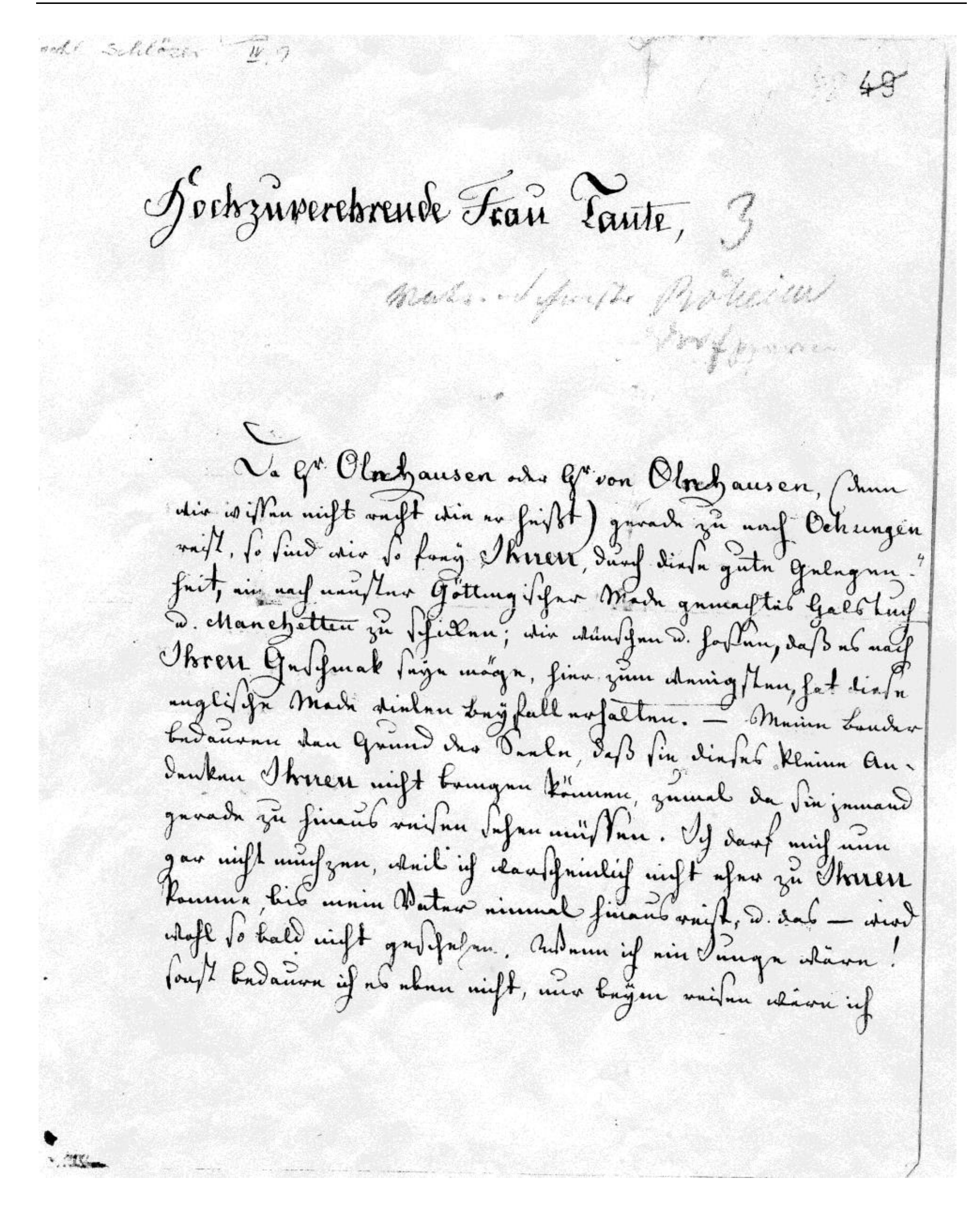
---

740 „den Kopf zwischen die Ohren nehmen" = sich konzentrieren.

741 Drei Söhne von Georg III kamen 1786 zum Studieren nach Göttingen (Ernst-August, August Friedrich und Adolf Friedrich).

742 Duc de Montmorency Chatillon und sein Bruder Prinz von Luxemburg, nach Christian Gottlob Heyne (Hg.): Die Jubelfeier der Georg Augustus Universtät zu Göttingen an ihrem funfzigsten Stiftungsfeste, dem 17. Septemb. 1787, S. 61 (digitalisiert). Beide wurden von einem Chevalier begleitet, der auf Dorotheas Doktorprüfung folgende Verse gedichtet hat: „Aux lauriers de ton père, aux myrthes de ta mère, ajoute ce rameau…" (Dem Lorbeer deines Vaters, den Myrten deiner Mutter füge diesen Zweig hinzu...). Zitiert nach C. v. Schlözer, Bd. I, S. 318.

743 9 br = novem-ber.



Hochzuverehrende Frau Tante,

Da Hr. Olshausen oder Hr. von Olshausen, (denn wir wissen nicht recht wie er heißt) gerade zu nach Oehringen reist, so sind wir so frey Ihnen, durch diese gute Gelegenheit, ein nach neuester Göttingischer Mode gemachtes Halbtuch u. Manchetten zu schicken; wir wünschen u. hoffen, daß es nach Ihrem Geschmack seyn möge, denn zum wenigsten, hat diese englische Mode vielen Beyfall erhalten. — Meine Eltern bedauern vom Grund der Seele, daß Sie dieses kleine Andenken Ihnen nicht bringen können, zumal da Sie jemand gerade zu hinaus reisen sehen müssen. Ich darf mich nun gar nicht muksen, weil ich wahrscheinlich nicht eher zu Ihnen komme, bis mein Vater einmal hinaus reist, u. das — wird wohl so bald nicht geschehen. Wenn ich ein Junge wäre! sonst bedauere ich es eben nicht, nur bey Ihnen seyn wäre ich

Abb. 34: eigenhändiger Brief von Dorothea Schlözer an ihre Tante Christine Magdalene Böheim

Brief an Christine Magdalene Böheim 1788[744]

Hochzuverehrende Frau Tante[745],

Da Hr. Olnhausen oder Hr. von Olnhausen[746], (denn wir wissen nicht recht wie er heißt) gerade zu nach Oehringen reist, so sind wir so frey Ihnen, durch diese gute Gelegenheit, ein nach neuster Göttingischer Mode gemachtes Halstuch u. Manchetten[747] zu schicken; wir wünschen u. hoffen, daß es nach Ihrem Geschmak seyn möge, hier zum wenigsten, hat diese englische Mode vielen Beyfall erhalten. Meine Brüder[748] bedauern von Grund der Seele, daß sie dieses kleine Andenken Ihnen nicht bringen können, zumal da sie jemand gerade zu hinaus reisen sehen müssen. Ich darf mich nun gar nicht muchzen[749], weil ich warscheinlich nicht eher zu Ihnen komme, bis mein Vater einmal hinaus reist, u. das wird – wohl so bald nicht geschehen. Wenn ich ein Junge wäre! Sonst bedaure ich es eben nicht, nur beym reisen wäre ich nicht so genirt, da ich als Mannsperson, gewiß schon einmal allein zu Ihnen gereist seyn würde[750].

In unserem Hause ist noch alles auf dem alten Fuß. Meine kleine Schwester Lisette[751] wächst heran, u. wird dermal einst, wills Gott, ein ganz hübsches Mädchen werden; wie kann es auch anders seyn, da sie ihrer Mutter allein ähnlich sieht. Sie schmeichelt wie ein Kätzchen, u. nimmt dadurch sehr ein, das sie daraus sehen können, da sie ihre übrigen Geschwister alle ausgestochen hat, u. einen großen Vorzug genießt: mein Trost ist, Hochmuth kömmt nicht vor dem Falln, u. hoffendlich wird der Monat October nicht erscheinen, daß mein liebes Lisettgen nicht ausgestochen u. abgesetzt ist, es sey nun durch einen Bruder oder Schwester, oder gar durch beyde[752]. – Ich muß ihr aber doch Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sie ist wirklich ein kluges Ding, die für ihr Alter recht hübsch stricken u. nähen kann, dabey hat sie eine gute Stimme u. singt kleine Liedchen mit vieler

---

744 Transkription nach dem Original in der SUB Göttingen, Sign. Nachl. Schlözer IV,9; bisher unveröffentlicht. Nur erwähnt bei Kern, S. 210.

745 Schlözer hatte drei Schwestern, die alle im hohenlohischen Franken lebten und mit Theologen verheiratet waren. Dieser Brief geht an die mittlere Schwester, Christine Magdalene Elisabeth Böheim. Sie hatte den Dorfpfarrer von Orendelsall (heute Gemeinde Zweiflingen) geheiratet, einige km von Öhringen entfernt.

746 Die genaue Identität des Besuchers konnten wir nicht klären. Es gibt aber einen Ort namens Olnhausen an der Jagst in Hohenlohe und eine gleichnamige Familie.

747 Ärmelaufschläge (Manschetten) wurden als modische Acessoires einzeln angefertigt.

748 Christian (geb. 1774), Ludwig (geb. 1776), Karl (geb. 1780).

749 „muchzen“ = mürrisch sein, brummen oder mucksen, aufbegehren, vgl. Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm (DWB), Leipzig 1885, Band 12 Sp. 2605 und 2616.

750 Vgl. das Gedicht „Mädchenklage“ von Philippine Gatterer aus dem Jahr 1779 (in diesem Band abgedruckt).

751 Lisettgen, eigentlich Elisabeth, wurde 1783 als siebtes Kind der Schlözers geboren, war zum Zeitpunkt des Briefes also fünf Jahre alt.

752 Als achtes und letztes Kind der Schlözers wurde der Sohn August 1788 geboren, lebte aber nur wenige Jahre.

Dreistigkeit[753]. Als wir neulich meines Vaters Geburtstag[754], mit einem kleinen Concert in unserem Garten feyerten, scheute sie sich nicht, vor einer ganzen Menge Menschen allein zu singen, ohne im geringsten verblüft zu werden, u. am Ende wie sie fertig war, schien sie sehr zufrieden zu seyn, als ihr ein junger Russe das Händchen küßte. – Der Carl, der bis jetzt der beste unter den Jungens ist, sang an dem Tage eine französische Arie ganz nach der Kunst. Auch wenn er so bleibt wie er ist, so wird er ein tüchtiger Bursche werden. Französisch, Mathematik, Geographie u. dergl., lernt er mit mehr Trieb u. Lust, wie alle übrigen Schlözerischen Kinder. In 8 oder 10 Jahren wird er in Ihre Gegend kommen, nach Frankfurt: denn er will ein Kaufmann werden[755]. Er kömmt aber in keine Ellen-Handlung[756], sondern auf ein großes Comptoir[757], wie das Bethmanni Syn[dikat][758]

Vor 4 Wochen war der Hr. Reg. R. Schmidt[759] mit seiner Frau, u. einem kleinen niedlichen Mädchen, aus Gießen hier. Sie waren den Abend bey Zeiten angekommen, kamen aber erst den andern Tag nach Tisch zu uns, nachdem sie schon alle Besuche gemacht hatten. Es schien als wenn sie nicht recht wußten wie sie mit uns daran wären, sie waren ängstlich u. schüchtern, hatten es aber doch wohl darauf angelegt den Nachmittag bey uns zu bleiben. Wir empfiengen sie ganz freundschaftlich, u. behielten sie Nachmittag bis Abends da. Ich lief mit ihnen in der Stadt herum um ihnen alles zu zeigen. Sie nahmen zufrieden von uns Abschied, u. sie hielt dabey eine rührende Anrede an meinen Vater, als Oncle.

Mein Vater hat ein sehr gnädiges Schreiben vom Fürsten von Kirchberg[760] erhalten: worin er sich für das Buch welches Sie dahin besorgt haben, auf das Artigste bedankt hat.

Die Bücher, die von meinem Vater in Langenburg[761] liegen,wünscht er sehnlichst, einmal mit guter Gelegenheit hierher zu bekommen.

---

[753] „Dreistigkeit“ = Unbefangenheit.

[754] Am 5. Juli, 53. Geburtstag von Schlözer.

[755] Carl (1780–1857) ist zwar wirklich Kaufmann geworden, aber in Lübeck. Er machte dort ab 1797 eine Lehre.

[756] „Ellen-Handlung“ = Tuchhandlung.

[757] „Comptoir“ = Kontor, Büro, Zweigstelle.

[758] Seit dem frühen 18. Jahrhundert betrieb die Familie Bethmann verschiedene erfolgreiche Handels- und Finanzgeschäfte. Die von ihnen gegründete Bank existiert bis heute als eines der ältesten Privatbankhäuser Deutschlands.

[759] Die Identität des Besuchers konnte nicht geklärt werden.

[760] Mit Fürst Christian Friedrich Karl Fürst zu Hohenlohe-Kirchberg (er regierte von 1767–1819) wurde Schlözer als Kind sogar kurz gemeinsam unterrichtet; Schlözer erhielt später vom Vater des Fürsten ein Stipendium für sein Theologiestudium. Sie hatten losen Briefkontakt von 1766–1808.

[761] Der Fürst von Kirchberg war mit Luise Charlotte Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg verheiratet.

Daß sich meine Eltern u. Geschwister Ihnen bestens empfehlen, versteht sich von selbst, u. ich habe die Ehre zu verharren.

Göttingen,
August 1788
Ihre gehorsamste Dienerin u. Nichte
Dorothea Schlözer

Brief an die Mutter 1791[762]

9 may, 1791

Heute liebe Mama mußten wir das liebe Hamburg[763] verlassen. So ein leben haben wir lange nicht geführt. Gestern waren wir bei der Mutter Meyern[764] zum Essen Papa u. Klopstock[765] giengen immer Hand in Hand im Garten herum. Den Morgen war ich bei dem Fürsten Heßenstein.[766] Er küßte mir die Hand u. führte mich die ganze Treppe herauf. Papa mußte noch unten bei Ihm bleiben das dauerte noch ½ Stunde, da kam Papa herauf mit einem großen Prügel, so daß der K[lopstock] u. ich laut an zu lachen fiengen. Siehe da hatte der Prinz dem Papa einen herrlichen Stock mit einem goldenen Knopf der wohl 12 Drs.[767] wert ist gegeben. K. hat mir ein herrliches Zahnstocher Etui u. einen Ring gegeben. Meyer hat mir einen schönen Kamm mit Stahlperlen[768] gegeben.

Auf den Sonnabend sind wir wills Gott in G[öttingen] Wir bitten uns ein gutes Abendessen aus. Nur verbitten wir Austern, Erdbeeren Bordeauxer Pastete, junge Erbsen u. Bohnen u. was dergl. mehr, denn das haben wir uns überdrüssig gegessen. Wollenes Garn habe ich nicht gekauft, weil Sie mir keinen Preiß bestimmt hatten, u. es giebt von 1 – 4 rh.[769] welches. Ich habe hier bei jeder Malzeit 25 – 30 Austern [gefressen][770]

---

762 Transkription nach dem Original in der SUB Göttingen,Sign. Nachl. Schlözer IV,9; der Brief ist mit leichten Kürzungen und Änderungen auch bei L.v. Schlözer abgedruckt (S. 144f.).

763 Schlözer machte mit Dorothea 1791 eine Reise nach Hamburg, Kiel und Lübeck, wo sie ihren späteren Mann, Matthäus Rodde, kennenlernte. Diesen Brief schreibt sie auf der Rückreise.

764 Die Mutter des Domherrn Friedrich Johann Lorenz Meyer, der vom 1778–82 in Göttingen Jura studiert hatte, blieb mit Dorothea in Kontakt, sie trafen sich 1801 in Paris wieder.

765 Meyer war mit Friedrich Gottlieb Klopstock befreundet.

766 Friedrich Wilhelm von Hessenstein (1735–1808), unehelicher Sohn des schwedischen Königs und Generalgouverneur von Schwedisch-Pommern .

767 Denarii?

768 „Stahlperlen", z. T. mit Gold überzogen, waren gebräuchlich für Stickereien.

769 „rh." = Reichsthaler.

770 Im Original durchgestrichen, bei L. v. Schlözer, S.144 „verzehrt".

Meyers sind zum küssen. Gestern Abend haben wir bis 2 Uhr aufgesessen. Die Kinder sind sehr wolgezogen. Gestern habe ich die Tiek gesehen, die ist so dick wie Sie[771].

Frau Valentine Meyer[772] machte gewaltig Jagd auf den Grafen[773], u. der Narr hat uns alles wieder erzält u. nichts angenommenes.

Die Carlinn[774] war mal zornig über meinen Brief, gelogen habe ich nichts. Gestern waren wir im Hafen, da bin ich wie es allen Weibern, selbst in London die Königin nicht ausgenommen geht, ausgepfiffen u. gescholten die Schandglocke über mich geläutet, mit einem Wort Preiß gemacht[775], wie eine Hure. Doch dieß gereicht mir zur Ehre. [776]

Nun weiß ich nichts mehr zu melden. Auf den Sonnabend mündlich mehr.

Adieu liebe Mama.

Brief an Frau Tilebein 1811[777]

Lübeck, 16 März 1811

Ich bin nicht im Stande, Ihnen auszudrücken liebe Edele Frau[778], wie unendlich mich Ihr Brief erfreut hat wie er mich in meinem Glauben bestärkt, daß ein geheimes Band verwandte Gemüther verbinde u. wie er mich überzeugt, daß uns hinieden im Unglück frohe und in ihrer Art einzige Momente zu Theil werden, die den Menschen wenn der Glückesstern hell vom Horizonte strahlt, ganz und gar unbekannt bleiben. Welche Contraste wird man gewahr – hier sogenannte 19 jährige Freunde und Verwandte[779], welche die unschuldige Frau eines Failirten[780] meiden – dort Ihre herrliche theilnehmende Seele, welcher ich durch jugendliche

[771] Dorotheas Mutter war mit den Jahren etwas korpulent geworden.

[772] Die Identität bleibt etwas unklar. Der mit Dorothea gut bekannte Domherr Friedrich Johann Lorenz Meyer hatte einen Bruder, der Kaufmann und Weinhändler in Hamburg war. Vielleicht meint Dorothea dessen Frau.

[773] unklar.

[774] Der Sachverhalt und die gemeinten Personen in diesem Absatz bleiben unklar.

[775] „Preiß gemacht" = taxiert, bewertet.

[776] Wilhelm von Humboldt schrieb 1796 aus Hamburg über das Hafenviertel: „Das Leben und Gewimmel ist außerordentlich. Da meine und Georg Jacobis Frau mit uns waren, so verfolgten uns die Matrosen, nach der Sitte, mit mutwilligem Schimpfen und Schreien." Vgl. L. v. Schlözer, S. 144.

[777] Transkription des Originals in der SUB Göttingen; Nachl. Schlözer IV,9 : 7. Es handelt sich um eine vermutlich zeitnahe Abschrift. In der selben Hand ist am Ende des Briefes folgende Anmerkung eingetragen: *An Madam Tilebein geb. Pepin in Zülchow bei Stettin die oben drüber geschrieben hatte: Von der bewährten gelehrten schönen u. trefflichen Dorothé von Schlözer Doctor de Philosoph verehelicht von Rodde. (Mad. Tilebein gestorben 1855) (...).* Abdruck auch bei L. v. Schlözer, S. 272f.

[778] Sophie Auguste Tilebein (1771–1854), um die gleiche Zeit wie Dorothea in Göttingen geboren, lebte mittlerweile als vermögende und kultivierte Kaufmannsgattin in Stettin.

[779] Gemeint ist die Dauer der Beziehung zu Lübecker Bekannten. Dorothea hatte 1792 geheiratet und war nach Lübeck gezogen.

[780] „Failliert" = Bankrott gegangen. Rodde hatte im Jahr zuvor Konkurs angemeldet.

Eindrücke werth geworden bin. Doch ich versichere Sie, Ihr Bild habe ich auch immer lebhaft vor Augen gehabt, kein Reisender über Stettin ist unbefragt nach Ihnen, von mir gegangen – u. als Sie vor einigen Jahren hier durchreisten, that es mir recht weh, daß Sie die Lands-Männin[781] nicht begrüßten, die gern alles hervorgesucht hätte, um Ihnen den Aufenthalt hier angenehm zu machen. Dieses nachhalthige Streben hat aber doch nie aufgehört und hat nun in mir ein unauslöschliches Gefühl von Anhänglichkeit und Dank tief eingeprägt. Meine Lage ist einzig in ihrer Art. 19 Jahre habe ich vergebens gekämpft, um ein solches Uebel vorzubeugen[782] – auf eine sehr eingeschränkte Zukunft war ich immer vorbereitet, daß dieser Sturz aber bei meines Mannes Leben kommen würde darauf war ich nicht gefaßt! Man muß sich in alles schicken und die Veränderung von sehr viel auf sehr wenig schmerzt mich weniger – als, daß mein Glaube an die Menschheit so sehr hat schwinden müssen. Meine Zukunft ist nichts weniger als gesichert . Über meine Withum[783] macht mir die Debit Masse[784] den Prozeß, das kleine Eigenthum meiner Kinder wird wahrscheinlich auf diese Weise angefochten – meine väterliche Erbschaft[785] ist mir durch die Tochter erster Ehe meines Mannes ersetzt;[786] dieses letzte kleine Revenue[787] ist das einzige sichere, worauf ich rechnen kann und so beziehe ich dann in Gottes Namen eine gemietete Studentenstube in Göttingen wohin ich auf Ostern zu reisen gedenke – dies ist das Ende der ehemals glücklich gewiegten Dorothea Schlözer deren Vater durch die Art und Weise wie er sie erzog, eine wenigstens sorgenlose Lage für sie zu erreichen glaubte. Wäre von mir allein die Rede, dann beste Frau, würde ich mir sehr lange zu helfen wissen – allein meine Kindererziehung ist noch nicht vollendet, ein Junge von 13 Jahren[788] darf noch vieles, ehe er durch sich selbst fortkömmt.

Meine Töchter sind 17 u. 15 Jahre alt[789] – schmerzhaft ist es für eine liebende Mutter Mädchen in der Blüthezeit ihres Lebens, nur auf Resignation vorzubereiten, u. jede Hoffnung zu der sie sich berechtigt glaubten, ihnen nun zu rauben.[790] Doch danke ich dem Himmel, daß diese bei ihnen nie übertrieben, noch weniger

[781] Anspielung auf die gemeinsame Herkunft aus Göttingen.

[782] Die finanziellen Verhandlungen mit Rodde über Dorotheas Absicherung hatten sich bereits vor der Ehe länger hingezogen. Vgl. dazu unsere Kurzbiographie.

[783] „Withum“ = Witwenversorgung aus dem Nachlaß des verstorbenen Ehemanns. Rodde hatte eine Lebensversicherung zugunsten Dorotheas abgeschlossen, deren hohe Prämien sie nun selbst tragen mußte.

[784] „Debit“ = Schuldenbelastung.

[785] Dorotheas Vater war 1809 in Göttingen verstorben, doch Dorotheas Erbe war in die Konkursmasse von Rodde eingegangen und daher verloren.

[786] Dorothea hatte nach dem Konkurs Roddes 1810 einen Brief an ihre drei Stiefkinder Joachim Matthäus, Matthäus und Betty von Rodde geschrieben, die durch ihre verstorbene Mutter vermögend waren. Darin hatte sie erfolgreich um Unterstützung gebeten. Vgl. Kern, S. 171f.

[787] „Revenue“ = Einkunft.

[788] Gemeint ist August Ludwig, geb. 1797.

[789] Augusta, geb. 1794 und Dorothea, geb. 1796.

[790] Ohne Mitgift war für die Töchter keine „gute Partie“ zu erhoffen.

genährt waren, sie sind von jeher mäßig und sparsam erzogen, desto weher aber thut es mir, daß auch diese geringen Ansprüche schwinden müßen. Alles dieses trübt natürlich junge schuldlose Gemüther, die auch noch nicht stark genug sind, mit der gehörigen Verachtung die Kränkungen zu ertragen, welche ihnen von einem Publikum werden, das nur vor den Thalern die Knie beugt wie Beaumarchais[791] sagte. Wer 40 Jahre alt ist, wie ich, sagt zuversichtlich, man kann alles verlieren was man hat – aber nicht das was man ist – obgleich der größte Theil der hiesigen Einwohner nicht ganz aufs Reine über den Unterschied zwischen haben und seyn kömmt. Der richtige Begriff von To be or not to be, möchte schwer werden.[792] – Doch will ich auch nicht vergessen, daß es hier einige wenige giebt, die sich durchaus gleich wie ehedem in ihrem Betragen geblieben und mir auf alle Art und Weise Freundschaft bewiesen haben – von diesen werde ich mit Dank und Liebe scheiden – Möchten Sie, theure Landsmännin, mir mit prophetischer Stimme die Ruhe zugerufen haben, nach welcher sich mein Herz so lange sehnt – ich suche sie im Vaterland – meine guten Kinder werden alles dazu beitragen um mir mein Leben zu versüßen theilnehmende Freunde habe ich – und mein Bewußtsein alles angewandt zu haben, diese Katastrophe zu verhindern, wünschen Sie mir Kraft und Muth noch 6 Wochen, um allerhand bevorstehende Unannehmlichkeiten zu ertragen. So bald ich in Göttingen angekommen bin[793], schreibe ich Ihnen – aber vorher bitte ich Sie um einige Antwort ob Sie Kinder haben? ich muß mir alles lebendig vorstellen wie Sie leben, wir dürfen uns von nun an nichts weniger als Freund sein. Sie beste Frau, sind ein wahrer Freund in der Noth und von dem laß ich nie wieder

Dorothea Rodde Schlözer

[791] Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais (1732–1799), ein französischer Unternehmer und Schriftsteller.

[792] Diese Anspielung auf den bekannten Hamlet-Monolog kann als Andeutung von Selbstmordgedanken gelesen werden.

[793] Dorothea zog Ostern 1811 mit ihren Kindern nach Göttingen.

Schreiben aus Neufchatell den 31. März 1782, betreffend eine Reise von Turin nach Genf, über den Mont Cenis.[794]

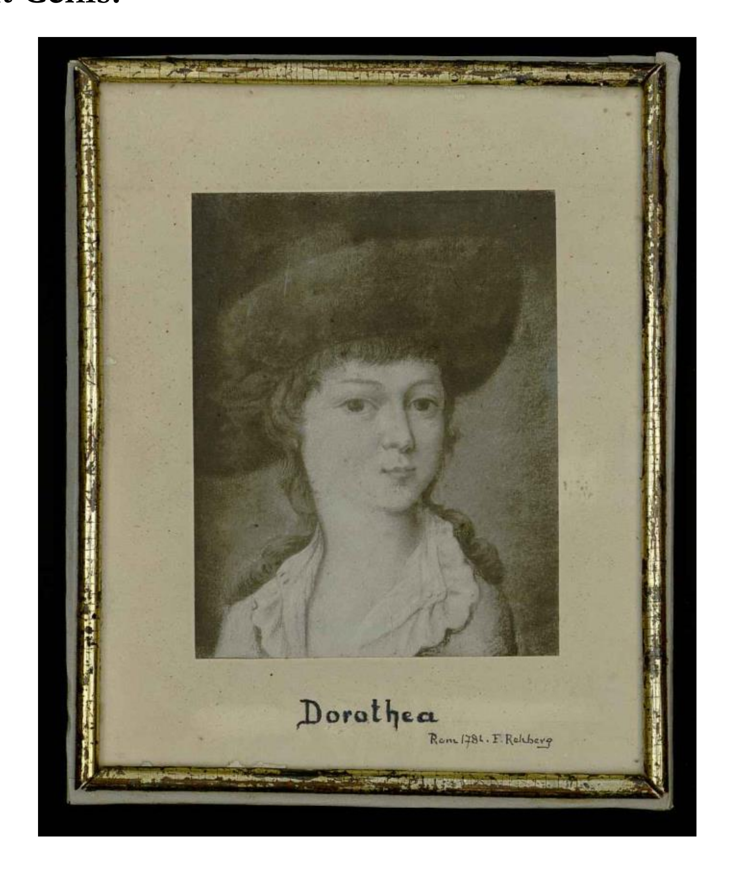


Abb. 35: Dorothea zur Zeit der Italienreise (1782)

[794] Dorothea Schlözer: Schreiben aus Neufchatell den 31.3.1782, betreffend eine Reise von Turin nach Genf über den Mont Cenis. Neues Magazin für Frauenzimmer, Bd. 3, S. 97–114, Straßburg 1787. Abgedruckt mit geringen Kürzungen auch bei Leopold von Schlözer: Dorothea von Schlözer. Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende 1770–1825, Stuttgart, Berlin, Leipzig 1925, S. 84 ff.

Den 29. März 1782 haben wir unsere Reise über den *Mont Cenis* vollendet, und eilen nun wieder froh unserm Vaterlande entgegen.
Aus dem Reisejournal eines damals noch nicht zwölfjährigen Mädchens, ohne wesentliche Veränderung, ausgezogen[795]

Den Abend vorher kamen wir bey guter Zeit (wir waren des Morgens früh von dem prächtigen Turin ausgefahren) in *Novalesa*[796] an. Dieses ist ein kleiner elender Flekken; und auch hier, so wie in ganz Italien, war bey unserer Ankunft unser Wagen von einem Gewühl von Menschen umringt, die einen guten Bissen an uns zu bekommen hoften. Allein wir waren so vorsichtig gewesen, und hatten uns ganz einem *Vetturino*[797] verdungen, der nun sehen mochte, wie er mit den Leuten fertig würde. Denn obgleich eine gedrukte Taxe[798] da ist, wie viel für jedes Stük beym Transport über den *Mont Cenis* zu geben sey; so wissen die schlauen Italiäner doch den unvorsichtigen Reisenden auf hunderterley Art zu übersezzen[799].

Wir giengen in das Wirthshauß, wo es so dunkel war, daß wir eine gute Weile herumtappen mußten, um die Stubenthür zu finden. Jedoch freuten wir uns nicht wenig, als wir eine gedielte Stube antrafen, die wir seit *Trident*[800] vermißt hatten. Unser Wagen ward indessen, wie eine Uhr, auseinander genommen, jedes Stük gewogen und ausgerechnet, wie viel davon auf die Ladung jedes einzelnen Maulesels komme. – Nachdem wir ein herrliches deutsches Essen zu uns genommen hatten,[801] legten wir uns bald darauf aufs Ohr, um zeitig bey der Hand seyn zu können.

Indeß wir uns mit Tagesanbruch wieder Reisefertig machten, und eine gute Portion Chocolade zu uns nahmen, die ich aber von unserem eigenen Vorrathe gemacht hatte, weil im Wirthshaus keine zu bekommen war; wurde jedem Maulthier seine Last angeschirrt. – Der Wagen ward auf 10 Thiere gepakt: zwey trugen den Kutschkasten, wie eine Sänfte; eine andere Ladung war die Blankarden[802] und Vorderräder; die Kutschthüren und Küsten[803] machten wieder eins aus.

---

795 Der Rest des (angeblichen?) Reisejournals von Dorothea ist leider verschollen.

796 Es gab damals eine andere Route als die alte Paßstraße über den heutigen Col du Mont Cenis. Diese führte über Novalesa.

797 „vetturino" (ital.) = Kutscher.

798 „Taxe" = Preisliste.

799 „übersezzen" = überlisten.

800 „Trident" = Trient, ital. Trento.

801 Dorothea legt an vielen Stellen der Reiseschilderung großen Wert auf die Beschreibung der Verpflegung. Das ist insofern interessant, als ihr Vater dafür bekannt war, auf Reisen gewaltigen Appetit und kulinarische Kennerschaft zu entwickeln. Vgl. Kern, S. 70.

802 „Blankarden": Der Begriff ließ sich nicht abschließend klären. Es handelt sich um ein Kutschenteil aus jungem Eschenholz, wahrscheinlich ein Korb unter dem Kutschsitz, er muss wegen der Balance etwa das gleiche Gewicht haben wie die Vorderräder. Das Wort Blankarde ist im Deutschen des 18. Jahrhunderts kaum belegt, doch es taucht im Schwedischen und Russischen auf. Dies ist insofern interessant, als Dorotheas Vater August Ludwig Schlözer mehrere Jahre als

Der große Coffre war allein auf einem Thier. Ein kleiner Coffre und ein Felleisen[804] waren zusammen auf Einem Maulesel. Die übrigen Felleisen, Kasten, und eine Chatoulle[805] kamen auf Ein Thier. Die Hinterräder und Riemen machten eine Ladung aus. Der Bok[806] war allein. Und endlich alle Kleinigkeiten kamen auf Ein Thier. Bey diesen giengen 5 Kerls[807], und der Fuhrmann ritt nebenher.

Einen andern Theil des Transports machten die vier Herren, der Bediente und ich aus. Erstere ritten auf Maulthieren, und ein Kerl gieng mit. Ich aber ward in einer Art von Sänfte getragen, die indessen einem alten Bauernstuhl eher, als einer Sänfte, glich. Es war nämlich ein alter Spinnstuhl, aus einer Bauernstube, der nur statt der Arme eines Sessels ein paar kleine Stökke hatte. An einem Strik hieng ein kleines Brett, um meine kurze Füße darauf sezzen zu können. Unten giengen 2 lange Stangen durch, woran zwey Kerls trugen. – Man findet in allen Reisebeschreibungen den Ausdruk von einer Sänfte, allein man baue ja nicht darauf: oder es müßte seyn, daß das Schiksal gerade mit mir eine Ausnahme gemacht hätte. Halb mit Angst und halb mit Spaß überließ ich mich nun meinen Trägern. Sie empfiengen mich mit Lächeln, worüber ich mich sehr freute, allein ich merkte bald, daß sie meine Masque von schwarzem Taft, die ich wegen der strengen Bergluft vors Gesicht gemacht hatte, dazu veranlassen mochte; denn als ich durch den Flekken getragen wurde, schrieen auch alle Kinder hinter mir her. Da es kalt war, und auf dem Berge wahrscheinlich noch kälter werden würde, hüllte ich mich ein so gut ich konnte, und nahm meinen kleinen Proviantkorb, den ich in Rom von meiner lieben römischen Mama *Barazzi*[808] bekommen hatte, und der während der Reise von guten frommen Seelen von neuem gefüllt worden war, an meinem Arm. – Hinten an der Lehne hiengen wohl 4 Paar dikke wollene Handschuhe, die die Kerl[809] nur zuweilen anzogen, wenn es sie allzu sehr fror. – Die Herren hatten sich so gut wie möglich mit Pelzen und Mänteln versehen, nur hatten sie keine Masquen, welches ihnen hernach gar übel bekam.

Unser Wagen und die übrige Päkkerey[810] waren eine halbe Stunde früher als wir abgegangen; die Herren ritten voraus, und ich machte den Beschluß der Caravane. Anfangs stiegen wir den Berg sehr lehn[811] hinan, merkten auch eben noch nichts von der ungeheuern Grösse des Berges. Wenn man recht anfängt die Höhe

---

Hauslehrer in Schweden und Russland gelebt hatte. Vielleicht führte er den Begriff in Dorotheas Wortschatz ein.

[803] „Küsten" = Kisten.

[804] „Felleisen" = Lederner Reiserucksack.

[805] „Chatoulle" = Schatulle, Kästchen.

[806] „Bok" = Kutschbock, Sitzbank des Kutschers.

[807] „Kerls" = Dienstleute.

[808] Bei Familie Barazzi hatte Dorothea während ihres Aufenthalts in Rom ohne ihren Vater gewohnt und war von der Hausherrin liebevoll verwöhnt worden.

[809] sic!

[810] „Päkkerey" = Gepäck.

[811] „lehn" = langsam.

hinan zu klettern, geht der Weg wie ein Zikzak-, beinah wie eine Wendeltreppe. Ich ward mit meinen Porteurs[812] sehr bald gut Freund, und erhielt durch ein gutes Wort, daß sie zuweilen halte machten, damit ich mich ein wenig unten im Thal umsehen konnte. Das war ein Anblik! *Novalesa* verlohr sich allmählich aus meinen Augen, und die Häuser schienen nur wie große Steine hingestreut zu seyn. Alles war mit blendend weißem Schnee bedeckt, daß das Auge den Blik über den Horizont kaum aushalten konnte.

Wir erblikten bald darauf die Spize des Bergs *Rochemelon*[813], worüber Hannibal[814] soll gekommen seyn. Ich kann es mir ohnmöglich vorstellen, denn der Berg ist nun noch beynah unbesteigbar, oder Hannibals Truppen müssen sich gut aufs Klettern oder Wege machen verstanden haben.

Es war schon am Fuße des Berges kalt; je höher wir aber hinauf kamen, desto schärfer ward die Luft. Außerdem verdunkelte uns auch den heitern Himmel, den wir bey unserer Abreise hatten, ein plözliches Hagelwetter. Während diesem kamen wir, eine Stunde nach unserer Abreise, in dem Dorf *Ferriere*[815] an. Dieser Ort macht einen fürchterlichen Anblik; denn er scheint an dem Berge zu hängen, die Häuser, die alle massiv, und mit Schiefer gedekt sind, drohen mit schaudervoller Gefahr herab zu stürzen. Es fließen hier einige Bäche, worüber Stege von Brettern sind, die auch etwas gefährliches haben, weil sie so schmal sind. – Auch hier, wie in *Novalesa* war ich die Verwunderung der Leute, die Wenigen, die uns begegneten schrien wegen der Neuheit meiner kleinen Figur, neben und hinter mir her.

Ich suchte emsig, um ein Schild[816] zu erbliken, konnte aber keines finden; ich fragte meinen Träger, die mir aber Geduld bis *Grand Croix*[817] einflößten. Hier waren wir nun halben Weg bis *Grand Croix*; und noch hatte ich mir nichts merken lassen, daß mich fröre. Das Ding ward aber zu arg, troz allen *Diavoli Napolitani*[818] deren Feuer in dem kalten Klima verloschen war. Die Reitenden konnten es eher aushalten; denn sie hatten immer Bewegung, die mir hingegen ganz abgieng. Unser guter Bediente ward mitleidig, und bot mir seinen Mantel an; und ich war so unhöflich, und nahm ihn an. Nachdem ich noch einmal die Gegend übersehen hatte, schlug ich ihn um mein Gesicht, und ließ mich nun wie im Finstern herum tragen. Dies hatte einige Zeit gedauert, als wir auf die Ebene von *St. Nicola* ge-

[812] „Porteurs" = Träger.

[813] Rocciamelone, 3538m hoch.

[814] Man kennt die Route von Hannibals Alpenüberquerung im Jahre 218 v. Chr. nicht genau, der Col du Mont Cenis mit dem Rocciamelone ist eine der wissenschaftlich diskutierten Möglichkeiten.

[815] Heute Moncenisio. Die Gemeinde hieß ursprünglich Ferrera.

[816] „Schild" = Schutz.

[817] La Grand-Croix war bis 1947 italienisch (Gran Croce), gehört aber heute zu Lanslebourg-Mont-Cenis.

[818] Anmerkung der Autorin: *Diavoli Napolitani sind eine Art von Bonbons aus Neapel, ganz kleine weiße Kuchen wie Erbsen, die aus Zukker und Canel* [Stangenzimt von mlat./ital. cannella = Röhrchen, bzw. heute bedeutet cannella in erster Linie Zimt] *bestehen. Wenn man sie in den Mund bekommt, brennen sie sehr stark, so daß man den Geschmak kaum ausstehen kann, dabey sind Sie auch sehr erhizend.*

kommen waren, und ich die freudige Ausrufung meiner Träger hörte, daß nun das schlimmste überstanden sey.

Nun ward ich neugierig, und zog meinen Schleier heftig herunter, um die neue Gegend anzuschauen. Aber ach! wie erschrak ich, als ich nichts sehen konnte, denn der Schnee hatte meine Augen schon vorher geblendet, und nun noch mehr, da ich in meiner Verhüllung die Zeit im dunkeln zugebracht hatte. Allmählich sah ich wieder: eine Alpe nach der andern stieg wie ein Schiff über den Horizont empor, und endlich stellte sich meinen Augen etwas dar, was ich, und vielleicht hundert Reisende, die eben diesen Weg gemacht, noch nie gesehen: Wasserfälle, die sich an den höchsten Felsenwänden herunter stürzten, und gefroren waren. Macht es schon einen angenehmen Anblik, wenn etwas starke Eiszapfen, von der Dachrinne eines hohen Hauses, in die Luft herabhängen: so stelle man sich das Vergnügen der Erscheinung vor, wenn ein ganzer hoher Wasserfall, zu einem glänzenden Krystallfelsen gefroren ist.

Nun waren wir recht auf dem *Mont Cenis,* denn es gieng ganz eben. Einer unsrer Reisegefährten wurde ganz begeistert, denn er fühlte innigst hier gerade die reine aber penetrante Luft, wie er sie so manchen Winter ehedem in Stokholm, und Petersburg[819] eingezogen hatte. Hier sind hin und wieder Pfäle eingeschlagen, damit man den rechten Weg finde, und ohngefähr siehet, wie hoch der Schnee liegt. Dies kam mir vor wie in den *Lagunen* bey Venedig, wo man sich nach den Pfälen richtet, um an keine untiefe Stellen zu kommen.

Um Mittag kamen wir endlich, in dem Wirtshause *la grande Croix,* oder *gran Croce* an. Dieses hat den Namen von einem großen Kreuze, das zum Wegweiser aufgerichtet ist. Es ist ein elendes Haus, wo man kein rechtliches Mittagessen bekommen kann, wenn just keine Forellen da sind. Denn aus dem nahliegenden See fischt man diese Fische, die nicht nur wegen ihrem angenehmen Geschmak, sondern auch wegen ihrer Grösse berühmt sind. Der See war aber zugefroren, und mit so hohem Schnee bedekt, daß man nicht einmal die Spuren seines Daseyns sehen konnte.

Unsere Mahlzeit bestand in Käse und Brod, freylich hätten wir lieber eine warme Suppe genossen; allein das gehörte dazu, um unsere Avantüre[820] vollkommen zu machen: keine Forellen, aber dafür gefrorne Cascaden. Wir wärmten uns beym Kaminfeuer, nur aber durfte man nicht zu nahe beygehen, um nicht ein aufgesprungenes Gesicht davon zu tragen.

Es stand uns hier abermals eine Prellerey bevor. Unser Fuhrmann, nebst den Lastthieren, war noch nicht angekommen. Unsere Begleiter sagten, sie hätten uns nun so weit geliefert, als ihr Accord[821] mit sich brächte; nun müßten wir Schlitten nehmen, oder sie von neuem bezahlen, um uns nach *Ramasse* zu bringen, um her-

[819] Gemeint ist Dorotheas Vater, der mehrere Winter in Stockholm oder St. Petersburg verbracht hatte.

[820] „Avantüre“ = Abenteuer.

[821] „Accord“ = Vertrag.

unter zu ramassiren[822]. Allein bis *Ramasse* waren wohl noch einige Stunden; wir merkten den Kniff, und ließen uns nicht abbringen, zu warten, bis der Fuhrmann käme, und nun zeigte sichs würklich, daß es aufs Prellen angesehen gewesen war. Sowohl die Sattelthiere, als meine Träger mußten sich bequemen, uns bis *Ramasse* zu bringen, das noch einige Stunden von *Grand Croix* liegt. Hier geht es immer auf der Ebene fort. Es ist aber ein schaudernder Weg, in so fern man ringsum mit Bergen umgeben ist, deren Spizzen in den Wolken verhüllt sind. Man trift hin und wieder kleine aus Brettern zusammengeschlagene Hütten an, wo man im Sommer Milch, Butter und Käse verwahrt, die aber nun öde und leer waren. Selten begegneten uns Menschen, und unter denen, die wir antrafen, waren einigemal Leute, mit Lastthieren, die mit großen Käsen beladen waren.

Nicht weit von *Grand Croix* liegt das Hospital *St. Nicola*[823], das für arme Reisende und Pilgrimme[824] ist, imgleichen auch diejenigen beherbergt, die etwann unterwegs krank werden. Arme werden hier umsonst gespeißt, für Reiche ist es aber wie ein ordentliches Wirthshaus.

Von nun an näherten wir uns der wichtigsten Epoche dieser Reise über den *Mont Cenis*, die mir ewig lebhaft eingeprägt bleiben wird. Schon der Gedanke, daß man einen Weg, der sonst zwey Stunden dauert, in 8 Minuten zurüklegen kann, erregt Erstaunen und Erschaudern, wenn man ihn würklich macht. Wenn man hieher nach *Ramasse* kömmt, sieht man gar keinen Ausweg: man sieht wohl den Weg für die Lastthiere, aber hiervon nur ein kleines Stük. Gegen über sieht man die stolzen Alpen, die mit Gehölz bedekt sind. – *La Ramasse* ist ein einzelnes Haus, wo, zum wenigsten im Winter, keine Seele wohnt. Hier liegen eine Menge Schlitten, die die Leute nehmen dürfen. Ein solcher Schlitten hat gar keine Lehne, vorne hängen in einem Biegel[825] zwey Stangen, und hinten ist eine kleine Pritsche, worauf ein Kerl saß, der zwey Stökke in der Hand hatte, um den Schlitten zu regieren, und wenn er im Laufen ist, ihn aufzuhalten: vorn zwischen den beyden Stangen saß gleichfalls ein Kerl, der den Schlitten mit Hülfe einer Stange regierte. In der Mitte des Schlittens war endlich mein Tragsessel aufgebunden; welcher mit einer Lehne versehen war. – In diesen sezte sich einer unserer Reisegefährten[826] und ich. Er war in einen dikken rußischen Pelz gehüllt, hielt in der einen Hand eine lange tönerne Pfeife[827], die er noch von Venedig aus mit sich geführt hatte, mit der er ein Experiment machen wollte, ob er sie unzerbrochen durchbringen,

---

[822] Ramasse = Passhöhe, 2098m hoch. Ramassiren bedeutete, mit dem Schlitten von dort den Berg hinunterzufahren. Vgl. Leopold von Schlözer, S. 91f.

[823] Das Hospiz ist heute im Stausee verschwunden.

[824] „Pilgrim“ = Pilger.

[825] „Biegel“ = Bügel.

[826] In einer späteren Schilderung „mein Vater“ statt Reisegefährte. Vgl. L. v. Schlözer, S. 92. Der Zweck der Verschleierung ist nicht ganz klar. Vielleicht lag Schlözer bei der Bearbeitung des Reiseberichtes daran, die Eigenständigkeit seiner Tochter hervorzuheben.

[827] Diese Tonpfeife ihres Vaters schenkte Dorothea später ihrem Neffen Nestor. Vgl. Küssner, S. 52f.

und damit die Praler widerlegen könnte, die das Ramassiren als etwas Halsbrechendes beschreiben; und mit der andern Hand umfaßte er mich, indem ich halb auf seinem Schooße, und halb auf dem Schlitten saß. Meinen treuen Gefährten, den kleinen Korb hatte ich im Arm, und hielt ihn mit der einen Hand fest, während ich mit der andern die Lehne des Sessels faßte, um nicht vorwärts zu fallen. Manche Reisende erzählen, man fahre mit einer so heftigen Schnelligkeit hinunter, daß man, um sich, wie man sagt, nicht zu verfangen[828], ein Schnupftuch vor den Mund halten müste. Allein so arg ist es nicht: ich wagte es zu unterlassen, und befand mich gleichwohl recht gut dabey.

So traten wir nun diese Fahrt an. Zuweilen gieng es mit uns Haus hoch, beynah ganz perpendiculair[829] herab, und ausserdem manchmal neben steilen Abgründen vorbey. – Dieses schnelle Schlittenfahren kam mir desto besonderer vor, da ich noch nie vorher in einem Schlitten auf dem platten Lande gefahren war. Unsere Führer frugen immer: *Ne va-t-il pas bien Monsieur?* Mein Begleiter bejahte es, gab ihnen aber zu verstehen, daß er schon geschwinder in Petersburg von einem gemachten Eisberg herabgefahren sey.

Merklich spürte man die Veränderung des Klimas je näher man hinunter kam. Oben lag tiefer Schnee und am Fuß des Berges thaute es. Als wir herunter waren, wo der Schlitten nun von selbst nicht mehr lief, zogen uns die Kerls vollends bis in das Dorf *Lanslebourg*[830] hinein.

Unsere Reisegesellschaft und der Bediente kamen etwas später, weil unterwegs ein Hirschfänger[831] war verlohren worden, nachdem sie gesucht und sich dadurch verweilt hatten. In *Lanslebourg* traten wir im Hof von England ab. Uns empfieng hier eine junge Wirthin, und wies uns freundlich unsere Zimmer an. Da wir sehr hungrig waren, ließen wir uns gleich Kaffee machen, der uns ganz treflich bekam.

Abends speißten wir mit zwey Genfern. Das Essen war ziemlich gut, nur wurden wir mit einem Haasen beehrt, der uns eben nicht sehr schmekte. Oben habe ich Ihnen erzählt, wie unser Wagen beym Antritt unserer Bergreise auseinander gelegt worden sey. Nun also wurde er noch den Abend wieder zusammengeschlagen: wofür man hier, wie in *Novalesa*, nach einer vorhandenen Taxe bezahlt. Aufgepakt aber wurden unsere Sachen erst den folgenden Morgen; wo wir nicht sehr früh von *Lanslebourg* abreißten. – Der Weg, der noch immer durch Gebürge führte, war sehr steil. Die Luft aber war viel wärmer, und die Gegend stand voller Obstbäume. Der Anblik war so schön, daß ich gern länger hier hätte verweilen mögen. Das Angenehme vermehrte die *Arc,* die man zwischen den Felsenwänden hinrauschen hörte, ohne sie zu sehen. Mittags kamen wir nach dem Dorfe *Modana*[832], das mitten im Gebürge liegt. Wir bekamen eine gute Mittagsmahlzeit, die

[828] „sich verfangen" = sich verschlucken.
[829] „perpendiculair" = senkrecht.
[830] Ort am Nordanstieg des Mont Cenis.
[831] „Hirschfänger" = langes Messer.
[832] Modane (ital. Modana) im Departement Savoie.

uns besonders schmekte. Die in Butter gebratenen Kartoffeln, die uns hier aufgetragen wurden, erinnerten uns, daß wir uns der deutschen Welt etwas näherten. In der Stube hiengen Gemälde vom verlohrnen Sohn, die uns einige scherzhafte Unterhaltung verschaften.

Von *Modana* bis *St. Michell*[833] war der Weg ganz abscheulich und unser Ungemach wurde nicht einmal durch ein gutes Nachtquartier vergütet. In *St. Michell* trafen wir ein so elendes Wirthshaus an, das so lose gebaut war, das man fror, wenn man es ansah. Es waren Zimmer, die an Grösse Sälen glichen, und durch eine Thür endigte sich die Aussicht auf einen Heuboden. Wir waren bey guter Zeit angekommen; gern wären wir ein wenig ausgegangen, allein es regnete. Das Angenehme, worauf wir hoffen konnten, war eine gute Nacht, denn wir waren noch ziemlich müde.

Der *Mont Cenis* hatte keinem von uns eine Unpäßlichkeit verursacht; nur hatten die Herren rothe, aufgerizte Gesichter, wo sie keinen Hut oder Tuch gehabt hatten. Der folgende Tag war wieder sehr einsam für uns; es regnete unaufhörlich, der Weg war schlecht und öde, die rauschende *Arc* war beynah unsere einzige Gesellschaft. Mittags kamen wir in das Dorf *la Chambre;* wir bekamen hier ganz herrlichen Levantischen Kaffee[834] mit Milch: wieder ein Schritt näher zu ganz deutscher Kost. – Nach Tische sezten wir unter beständigem Regen unsere Reise fort, und kamen früh in *Aiguebelle*[835] an.

Um uns den langen Abend zu vertreiben, wollten wir zum *Curé*[836] gehen: schon waren wir im Begriff, als uns ein Plazregen hinderte. – Zum Glük sah unser Bediente unten im Wirthshauß einen Geistlichen und säumte nicht, uns davon Bothschaft zu bringen. Einer unsrer Gesellschaft ging hinunter und bat ihn herauf zu kommen, und mit uns zu essen. Dieser Geistliche, Namens *Excoffon*, kam, und wir hatten an ihm einen recht unterhaltenden Mann, bey dessen Gesprächen wir ganz den trüben Abend vergassen: zumal er bis 12 Uhr bey uns blieb.

Aber allmählich vergeht einem denn doch die Gedult, wie Sie sich leicht denken können. Wir sehnten uns nach deutschen Gemüsen, und vor allen Dingen nach Oefen: allein leider, war daran noch nicht zu denken.

Den 24. März waren wir Mittags in *Montmelian*. Hier bekamen wir ein fürstliches Essen, um einen sehr billigen Preis und dazu kam noch die ausserordentliche Höflichkeit unserer Wirtinn. Bei allem diesen Guten, fand sich doch aber ein wesentliches Uebel, der Kamin nemlich rauchte unausstehlich.

Vergnügt reißten wir von *Montmelian* ab; ich dachte aber nicht, daß ich noch ein Unglük anrichten würde.[837] – Zur Abwechselung hatten wir die Pläze verän-

---

[833] Saint-Michel-de Maurienne im Departement Savoie.

[834] „Levantischer Kaffee" = Arabischer Kaffee, Mokka: Eine besonders hochwertige Kaffeesorte, die auch in Göttingen beliebt war. Vgl. Wilhelm Ebel: Memorabilia Gottingensia. Elf Studien zur Sozialgeschichte der Universität. Göttingen 1969.

[835] Der Ort Aiguebelle (Savoie) besaß ein Zisterzienserkloster und eine große Abteikirche.

[836] „Curé" = Pfarrer.

[837] Diese spannungssteigernde Vorausdeutung lässt auf erzählerische Geschicklichkeit schließen.

dert; derjenige unserer Reisegefährten[838], der mich vom *Mont Cenis* herunter gebracht hatte, und ich, hatten uns rükwärts gesezt. Jener schlummerte ein, seine berühmte Pfeife in der Hand, die noch aus Venedig her war, und unverbrochen den *Mont Cenis* herunter mit *ramassirt* hatte. Ich war sonst gewohnt, meinen rechten Arm unbewegt zu halten, und am linken trug ich meinen Korb. Ein unglüklicher Stein, der unserm Wagen einen Ruk gab, wodurch ich, und mein Korb erschüttert wurden, machte einen heftigen Stoß an die Pfeife, und was geschah! – ein Viertel brach davon ab. Dieses war ein Verlust, worüber die ganze Gesellschaft sehr theilnehmend trauerte, ob man gleich noch aus der Pfeife rauchen konnte. Wie mir zu Muthe war, brauche ich Ihnen nicht zu beschreiben. – Der Rest dieser Pfeife wurde in *Chambery* sorgfältig beygewikelt[839].

Der Abend war für mich sehr unangenehm, denn ich bekam von keinem ein gutes Wort, ob ich gleich die wenigste Schuld an dem Unglük hatte. – Wir aßen an der *Table diHôte*[840], in Gesellschaft eines Frauenzimmers aus *Lyon*.

Chambery[841] ist der einzige beträchtliche Ort, den man auf der Reise von *Turin* nach *Geneve* antrift. Wir giengen ein wenig auf den Straßen herum, wo wir viele gepuzte Leute sahen, weil es eben Sonntag war.

Von hier an merkt man allmählich, daß man aus dem Gebürge kömmt: die Berge werden niedriger, und das Thal weiter. Sonst sah man immer an den hohen Alpen Dünste aufsteigen, die wie eine Wolke an den Bäumen hängen. – Der Himmel erheiterte sich, und es hörte mit Regnen auf.

Gestern den 25ten Merz waren wir in dem Dorfe *Tranzil*. Wir aßen hier mit einem Russischen *Courier,* und einem Deutschen aus der Reichsstadt Mühlhausen. Beyde verschafften uns aber wenig Unterhaltung. – Unser Fuhrmann versprach uns heute Morgen nach *Geneve* zu bringen: wir wurden aber sehr angeführt. Erst nach Tische erblikten wir den *Genfer See*. Ich glaube *Colon*[842] war nicht so ungeduldig, ehe er Land erblikte, als wir, ehe wir *Geneve* sahen. Bey jeder in der Ferne liegenden Thurnspizze wurde der *Vetturino*[843] gefragt, ob es nicht *Geneve* sey. Indeßen mußten wir uns bis ohngefähr halb 3 Uhr gedulten, da wir den See erblikten, und uns in einem weiten Thal befanden.

Wir stiegen in der *Balance*[844] ab, die gerade der *Rhone* gegenüber liegt. Ein deutscher Kellner[845] empfieng uns, und wieß uns die Zimmer. Wir waren sehr hungrig, ließen uns also gleich Essen geben, worunter sich *Carbonade*[846], und eingemachte

[838] Dorotheas Vater.
[839] „beygewikelt" = eingewickelt.
[840] „Table diHôte" = Table d`hôte, Speiseangebot im Hotel.
[841] Chambéry (Savoie).
[842] „Colon" = spanischer Name für Christoph Kolumbus.
[843] „Vetturino" = Kutscher.
[844] Gemeint ist das Genfer Hotel „A la Balance".
[845] Das Original bietet den Druckfehler „Keller".
[846] „Carbonade" = Rippenbraten.

Bohnen befanden. Die Fuhrleute überliefen uns schon, einer verläumdete den andern, um unsre Fuhr nach *Neufchatel* zu bekommen.

Wir giengen noch ein wenig in der Stadt herum, und wunderten uns über die ganz besondern *Arcaden*, die wir auf der ganzen Reise nicht angetroffen hatten. Sie fiengen oben am Dache des Hauses an, waren mit Brettern gewölbt, und ruhten auf hölzernen Säulen. – Wir eilten nach Haus, und accordirten[847] mit dem Fuhrmann, der uns bis *Neufchatel* fahren sollte.

Das Essen war diesen Abend völlig deutsch; wir wären gern länger hier geblieben, um uns nach der beschwerlichen Reise auszuruhn; aber dieses muste bis *Neufchatel* verspart werden.

Den 27ten März hielten wir in *Rolle* Mittag; die Mahlzeit die an sich nicht übel war, wurde durch die Aufwartung von ein paar niedlichen Mädchens um vieles verbessert.

Wegen der großen Müdigkeit der Pferde, mußten wir in dem Dorfe *Grancile* bleiben. Der Ort war so elend, daß wir gar kein Haus ausfinden konnten, das einem Wirtshause nur ähnlich sah. Der Fuhrmann hielt vor einer solchen Hütte, deren innerer Bau einzustürzen drohte. Eine besondere Stube für Reisende war gar nicht zu finden: aber eine herrliche, gutmüthige alte Wirtin ersezte alles. Sie gab uns ihr einziges Bett, worinn sie mit ihrem Mann schlief, und tischte uns ihr bestes Essen auf. – Sie bedauerte mich über die Strapazen der beschwerlichen Reise, (welche Strapazen aber ich in meinem künftigen Leben noch recht oft haben möchte), und nannte mich immer *mon enfant*. Bey einem vertraulichen Gespräch in der Küche, fragte sie mich auf einmal, ob ich katholisch sey? Sie können sich die ausgelassene Freude der Alten nicht vorstellen, als ich ihr sagte, dass ich evangelisch sey. – Ich glaube, diese ihr so angenehme Neuigkeit machte, daß wir nur 50 Bazen[848] bezahlen durften[849].

Den 28ten hielten wir in *Orbe*[850] Mittag. Ich unterhielt mich auf der Straße mit ein paar sehr artigen[851] Mädchen; wovon die eine einer Cur wegen hier war. – Abends kamen wir sehr spät nach *St. Aubin*: wir irrten lange herum, ehe uns jemand einnehmen[852] wollte. Fünf Frauenspersonen, die in einem Hause bey einander wohnten, ließen sich erbitten, und öffneten uns die Thür: wo wir auch noch ein gutes Abendessen bekamen.

Wir hatten diesen Morgen einen ganz mahlerisch schönen Weg, längst dem *Neufchateller* See, der mit Weinbergen bekränzt war. Mittags langten wir hier an, und stiegen im *Faucon* ab. Das Wirthshaus sah von außen ganz gut aus, aber der

[847] „accordirten“ = vereinbarten.
[848] „Batzen“ = schweizerische Münze bis ca. 1850.
[849] „durften“ = mussten.
[850] Orbe bei Yverdom-les-Bains.
[851] „artig“ = nett.
[852] „einnehmen“ = aufnehmen.

Eingang war sehr lang und schmal, so daß wir kaum durch konnten, da uns einige Hämmel[853] begegneten.

Wir machten Nachmittag gleich einige Besuche, und ich war auch hier so glüklich, wie in Rom, Venedig, Augsburg, u.s.w. eine *Neufchateller* Mutter zu finden. *Mad. Bourgois* war so gütig, und nahm mich auf die wenigen Tage unsers hiesigen Aufenthalts, unter ihre vielen Pflegetöchter auf, die theils aus der Schweiz, theils Deutsche waren. Dabey war ihre eigene Tochter, die mit mir gleiches Alter hatte.

Gestern waren wir bey *Mad. D.* Mittags zu Tische, wo wir einen Hecht aus dem *Neufchateller* See aßen, der 12. Pfund wog. Diesen Morgen war ich mit der ganzen Familie, in der reformirten Kirche, wo der Gottesdienst anderthalb Stunden dauerte. Ich fand einen kleinen Anstoß daran, daß alle Mannsleute, die Hüte in der Kirche aufbehielten, wie die Jenaischen Studenten. – Mittags speißten wir bey Hrn *D*; diesen Abend, sind wir bey dem Liebens würdigen Hrn. Canzler B. Dieses Leben ließe sich wohl so mehrere Wochen aushalten. Aber wir wollen den 13ten April, Abends um 8 Uhr, wills Gott! in Cassel seyn[854], wie schon hin gemeldet ist, also müssen wir morgen weiter reisen.
D. S.

[853] „Hämmel" = Hammel (alter Plural).

[854] Vgl. dazu den Brief Schlözers an seine Frau vom 30. 3. 1782: „Freitag den 12, April, abends um 9 Uhr komme ich, wills Gott, in Cassel …an. Willst Du, so kannst Du eine Kutsche nehmen und eben den Tag nach Cassel kommen; vielleicht kommen auch Michaelis und andere mit, vielleicht reiten auch Burschen hinüber, wenn sie es erfahren; je mehr, desto besser." Zitiert nach L. v. Schlözer S. 98. Frau Schlözer reiste ihrem Mann nach Kassel entgegen, wobei sie unter anderem von Caroline Michaelis begleitet wurde. Deren Bericht über dieses Erlebnis findet sich in unserer Ausgabe (Brief Nr. 31 vom 16. April 1782).

Nachrichten von dem Andreasberg[855] Aus dem Tagebuch einer jungen Hannoveranerin.[856]

Mittwochs, 16 Aug. 1786

Heute gehts nach *Andreasberg*. Hr. Zehendt Gegenschreiber[857] B. aus Zellerfeld, holte mich aus *Clausthal* mit seiner Frau ab; und wir fuhren in zwey Cariolen[858] fort. Auf dem *Damm*, einem Wirthshaus, frühstükten wir mit Malaga. Unterwegs begegneten uns ein paar Mädchen, die große Sträuße Heidekraut brachten, die uns der Hr. Zehendtner H., der voraus geritten war, geschikt hatte.

Auf dem *Bruchberge*, war die Gegend äusserst schön. Man sah Clausthal, Zellerfeld, Buntenbok, den Broken, und die Aftermanns-Höhe. – Der Berg selbst ist aber sehr öde; es wächst hier nichts wie Heidekraut, und die Tannen werden nie hoch, weil das Erdreich gar zu schlecht ist.

Man kömmt von hier wieder an ein einzelnes Haus, die *Schluft*: Hierbey fließt ein Bach gleiches Namens, der viele Forellen liefert. Dieses Haus liegt in einem sehr angenehmen, jedoch kleinen und engen Thale.

Der Weg von der Schluft bis nach Andreasberg, ist sehr langweilig; und ich hatte eine grosse Freude, als ich den *Kloken-Berg* erblikte. Dieses ist ein hoher Berg, worauf ein Thurm steht, in welchem die Kloken[859] zum Läuten und Schlagen hängen.

Ich stieg bey der Frau Bergsecretairen S. ab. Den Mittag war große Gesellschaft da, und der Hr. Oberförster S. kam noch mit Hrn. Oberförster H. von Lauterberg. Nachmittags vermehrte sich die Gesellschaft, worunter eine Dame war, die bey einer Partie l`Hombre[860], eine Pfeife Tobak rauchte.

---

855 Dorothea Schlözer: Nachrichten von dem Andreasberg und den Vergnügungen auf dem Harz überhaupt. Aus dem Tagebuch einer jungen Hannoveranerin. In: Neues Magazin für Frauenzimmer, Bd. 4, S. 5–17, Straßburg 1787.

856 Anmerkungen der Autorin sind kursiv gesetzt. Hier: *Die Bergwerkssprache ist eben so was eigenes, wie die Jägersprache: Wenige Gelehrte von Profeßion kennen solche, und folglich noch weit weniger die Leserinnen dieses Magazins, die nie die Vergnügungen eines Bergwerksbezirks genossen haben. Einige wenige dieser Kunstwörter hat die Verfasserin selbst, theils im Text, theils in Noten, erklärt. Anmerk. des Einsenders.*
Als „junge Hannoveranerin" bezeichnet sich Dorothea, weil Göttingen zum Kurfürstentum Hannover gehörte. Die Sechzehnjährige unternahm diese Reise allein, wenngleich sie bei Bekannten wohnte. Vgl. Kern, S. 64.

857 „Gegenschreiber" = wichtiger Bergbeamter, der ein Urkundenbuch über die Eigentums- und Abgabenverhältnisse zu führen hat. Vgl. zu einigen weiteren Bergbaubegriffen Heinrich Veith: Deutsches Bergwörterbuch mit Belegen, Breslau 1870.

858 „Cariole" = leichter Einspänner meist ohne Dach.

859 „Kloken" = Glocken.

860 „L`Hombre" = ein im 18. Jahrhundert sehr beliebtes Kartenspiel für drei Personen.

Donnerstags, 17 Aug.
Nach bergmännischem Glauben, fieng ich den heutigen Tag sehr unglüklich an; ich verlor mein Leder[861], als ich nach der *Gnade Gottes*[862] gieng. Glüklicher Weise bekam ich es aber wieder.

In dem *Waschwerk*, das nahe bey dem Samson liegt, werden die Erze blos gewaschen[863], um die Roth- und Weisgülden abzusondern, welche gleich auf den Rösthaufen[864] nach der Hütte kommen.

Die andern Erze kommen aber ins *Puchwerk*[865].

In der *Gnade Gottes* fuhr ich bis auf den *Sieberstollen*[866], wo ich ein Ort[867] sah, das ins Hangende getrieben war. Auf diesem Stollen fuhr ich bis an den *Samsoner Schacht*[868], hierinn einige Fahrten (Leitern) hinunter, bis dahin, wo die Strossen anfangen. Diese wurden bey der Reihe durchgefahren, bis ins Gesenk (den tieffsten Ort in der Grube), das 220 *Lachter*[869] unter Tage ist. Vom Gesenk aus fuhr ich die Samsoner Strossen[870] in die Höhe, und die von *Catharina Neufang* durch.

Auf dem dritten Stoß sah ich einen mächtigen Gang *Rothgülden*, woran, wenn man nur mit einem *Fäustel*[871] dran schlug, alles bluthroth aussah. Hier bekam ich *Schlägel* und *Eisen*[872], und machte mir selbst ein Stük *Krystallinisch Rothgülden* los, das mir zum Lohn versprochen war; dieses war aber nur sehr wenig, anderes derbes hingegen desto mehr. – Mit *Schlägel* und *Eisen* arbeiten nennt man hier schrämen. Dieses geschieht sehr häufig; aber man gewinnt auch das Erz durch *Bohren*[873], das alsdenn losgeschossen wird.

Die *Strossen*[874] sind von denen in Clausthal verschieden: Die Sohle ist nicht so weit, und die Kasten[875] nicht so groß. – Allenthalben sieht man kleine *Drusen-Löcher*, von *Kalk* oder *Schwer-Spat*. Die Gänge sind hier eben nicht sehr mächtig; aber wenn sie einmal da sind, so sind sie auch sehr reich.

---

861 Lederschutz des Bergmanns für Kleider beim Arbeiten und Einfahren.

862 *Jede Grube hat ihren besonderen Namen, der oft passend, aber mit unter auch sehr poßierlich ist.*

863 „Waschen“ bedeutet in der Bergmannssprache allgemein die Aufbereitung des Gesteins.

864 Auf „Rösthaufen“ geschichtet wurde das Gestein mitunter mehrere Tage lang erhitzt. *S. Hrn. Prof. Gatterers Anleitung, den Harz und andere Bergwerke mit Nuzzen zu bereisen, S. 106, 137.*

865 *Im Poch – oder Puchwerk werden die Erze klein gestoßen. S. Gatterer, S. 101.*

866 *Die Wasser, die sich in den Gruben befinden, werden vermittelst Pompen, auf den Stollen gebracht, worauf sie an einen niedrigern Ort zu Tage ausfließen.*

867 „Ort“ = Ende eines Grubenbaus.

868 *Ein Schacht ist ein vierekigtes Loch, worinn man in die Grube fährt. Daneben liegt der Treibschacht, worinn die Erze in einem Kübel, der durch ein Rad getrieben wird, heraufgezogen werden.*

869 *Ein Lachter enthält 5, 9´2´´ Pariserfuß. Ich war also beynah 1300 Fuß unter der Erde. Das Strasburger Münster ist nur 440 Fuß über der Erde hoch.*

870 *Siehe Gatterer, S. 93.*

871 „Fäustel“ = schwerer Hammer.

872 *Sind Hämmer und Keile; letztere haben aber auch Stiehle.*

873 *In ein ohngefähr 32 Zoll tief gebohrtes Loch, wird Pulver gethan, und dieses angezündet, wodurch ein sehr großes Stück Felsen losgesprengt wird.*

874 „Strosse“ = stufenförmiger Absatz im Grubenbau.

875 „Kasten“ = hölzerne Verstärkung.

Nachdem ich die Strossen vom *Samson* und von *Catharina Neufang* durchgefahren hatte, fuhr ich in dem Samsoner Schacht bis auf die eilfte *Strekke*. Als ich in ohngefehr 20 Lachter über dem Gesenk war, erhub sich unten im Gesenk ein Concert; die Bergleute sangen: *Blühe liebes Veilchen etc. etc.,* wozu einer auf dem Leder bließ. Hier 200 Lachter (1200 Fuß) tief, im Reiche des Plutus[876], ergözte mich dieser Gesang mehr, als das beste vollstimmigte Concert, das ich in dem Hospital *l´Ospedaletto* oder D*ei Mendicanti* auf den Eilanden der venetianischen Lagunen[877] gehört habe. Die männlichen Stimmen drangen dumpfigt durch den Treibschacht empor; ich antwortete ihnen, wie ein *Echo*, im Discant; die *knarrende Kunst*[878] accompagnierte[879] mit den ausgießenden Säzzen[880]; mausestill war sonst alles ringsumher: es war unbeschreiblich schön!

Auf eben dieser eilften *Streke* erwartete uns ein Frühstük, das uns die Frau Bergsecretairin S. in dem Treiben herabgeschikt hatte, welches aus Bier, Wein, Kuchen, Brod und gebratenen Hünern bestand. Der Einfahrer[881] und Geschworner[882] halfen dieses mit verzehren, und meine Lebenskräfte wurden dadurch von neuem gestärkt. Eine Einsiedlersbank, welche eigentlich bewies, wozu das Leder nüzt, und ein ähnlicher Tisch, waren hier mehr werth, als am Tage ein weiches Sopha. Der Siz war über einen Sumpf, der zwey bis drey *Lachter* tief, und mit sehr schwachen Brettern belegt war.

Im *Samsoner-Schacht* fuhr ich bis auf den grünen *Hirschler-Stollen*, der 65 Lachter unter Tage (unter der Erde) liegt.

Die Schächte sind hier weit bequemer, wie im Clausthal, zu fahren; der ganze Schacht ist weiter, die Bühnen[883] größer, das *Hangende* und *Liegende*[884] des Schachts, ist im festen Gestein: denn Gezimmer[885] ist selten nöthig, weil das Gestein allein aushält, und deswegen ist es weit besser zu fahren; denn es sind frischere Wetter (reinere Luft) darinn. Dieses wären die guten Seiten dieser Andreasberger Schächte; aber sie haben auch nicht minder (zum wenigsten für mich) ihre schlechten. – Die Kunst geht einem oft dicht auf den Rükken her; auch ist der Treibschacht ganz offen neben dem *Fahr-Schacht,* das mir äusserst unangenehm war; zumal

---

[876] „Plutus“ = Pluton oder Plutos, griechischer Gott der Unterwelt und der aus der Erdtiefe stammenden Reichtümer.

[877] Ospedale di San Lazzaro di Mendicanti auf der Insel San Lazzaro in der Venezianischen Lagune mit einem im 18. Jahrhundert berühmten Mädchenchor.

[878] *Die Friction des Kunstgestänges, das vom Tage an in den Schacht getrieben wird, wodurch die Säzze gehoben werden, verursacht dieses Knarren.*
„Kunst“ bezeichnet in der Bergmannssprache jede Art von Maschine.

[879] „accompagnierte“ = begleitete.

[880] *Die Wasser, die in die Höhe gehoben werden, gießen die Säzze (Pumpen) aus, von wo aus sie denn wieder durch einen andern Saz gehoben werden.*

[881] „Einfahrer“ = Bergmann, der in die Grube „einfährt“, also dort arbeitet.

[882] „Geschworener“ = Beamter der unteren Bergbehörde.

[883] *Eine Bühne ist ein kleiner vierekigter Plaz im Fahrschacht, worauf man wenig ruhen kann.*

[884] „Hangendes und Liegendes“ = Gestein oberhalb und unterhalb des Schachts.

[885] „Gezimmer“ = hölzerne Abstützung.

wenn ich eben den vollen Kübel erblikte, und mir vorstellte, daß das Seil losrisse! In der Grube selbst war dieses ein schrecklicher Gedanke.

Oben am Tage gehen die Künste nicht an ganzen *Kreuzen*, sondern an zwey halben: weil das Feldgestänge[886] dadurch näher aneinander kömmt, und man auf diese Weise Plaz erspart. – Die Schächte und Stollen werden hier verschlossen, damit nichts von den reichen Erzen gestohlen wird. Mit unter geschieht`s doch; denn die Bergleute haben ein so gar enges Gewissen nicht.

Hier auf dem grünen *Hirschler-Stollen,* zu dem ich unter dem Geräusch der gießenden Säzze[887] gelangt war, und wo ich mich ein wenig ausruhte, fuhr ich zu Tage aus, und zwar auf dem Hunds-Gestänge[888] das aber sehr unbequem ist, weil man immer mit dem Fuße darinn hängen bleibt. Nahe bey dem Mundloch (wo der Stollen zu Tage ausgeht) verlor ich meinen Schachthut[889]; zum Glük blieb er an einem Thürstok hängen, wo ihn der Einfahrer wieder aufnahm.

Auf dem Stollen fuhr ich 100 Lachter. Den ganzen Morgen, von 7 Uhr bis Nachmittags um 2 Uhr, hatte ich in der Grube, nur bey dem Schimmer meines und meiner Gefährten Gruben-Lichts, dessen Strahlen sich in den düstern Felsenklippen verloren, zugebracht, ohne Gottes freyen Himmel und Tageslicht zu sehen. Schon freut man sich, wenn man die Sonne wieder sieht, wenns auch Regen ist; denn bey beyden fühlt man sich auf der Oberfläche der Erde, und nicht mehr in ihrer Rinde. Welche entzükkende Ueberraschung aber ist es nicht, wenn sich einem eine schöne Gegend, wie wenn ein Vorhang aufgezogen würde, darstellt!

Der Stollen gieng in einem romantischen Thal zu Tage aus, worinn ein Puchwerk[890] und eine Oehlmühle lag. Nicht weit von der Oehlmühle lag das Haus eines Oehlhändlers. Es war hellgrün angestrichen, und eine bildschöne junge Frau bewohnte es. Gegen über war ein kleines niedliches Gärtchen; daneben schlängelte sich ein rauschender Forellenbach, mit welchem sich nachher der Stollen vereinigte.

Bey der schönen Frau wusch ich mich, und fuhr denn nach der Hütte, die nur einen Büchsenschuß entfernt war. Hier stieg ich bey Hrn. Hüttenschreiber B. ab, wo ich wieder große Gesellschaft antraf.

Den Nachmittag besah ich die Hüttengebäude, wo eben *Kupfergahr*[891] gemacht wurde. Das *Schwarz-Kupfer* wird in dem *Gahrofen* geschmolzen, der ganz mit Kohlen beschüttet wird, die alle in Glut gerathen; weswegen eine abscheuliche Hizze

---

[886] „Feldgestänge“ = mechanische Vorrichtung, die die Kraft der oberirdischen Antriebsmaschine zum Schachteingang transportiert.

[887] „gießende Säzze“ = arbeitende Pumpen.

[888] *Die Erze werden von den mehrern Orten der Gruben auf einen Hund (Karre), den ein Bergmann schiebt, an den Treibschacht gebracht. Um diesem diese Arbeit etwas zu erleichtern, läuft der Hund in einer gewissen Bahn, die das Hunds-Gestänge heist.*

[889] *Ein Schachthut ist eine runde Müzze von grünem Filz, die die Stöße, die man oft erhält, zumal wenn es etwas zu kriechen giebt, abhalten soll.*

[890] „Puchwerk“ = Pochwerk, technische Anlage zur Zerkleinerung und Sortierung des Förderguts.

[891] *S. Gatterer, S. 205, 207, 210.*

dabey ist. Unten fließt das Gahrkupfer auf einen Heerd. Um es zu probiren, ob es völlig Gahr ist, stekt man eine eiserne Stange hinein; sezt sich rund um diese das Kupfer glatt an, so ist es Gahr, und man nennt dieses Stük, eine *Gahre*. Hat es nun diesen *Gahrpunkt* erreicht, so wird kaltes Wasser darauf gesprengt; dadurch bekömmt es eine harte Oberfläche. Diese Scheibe wird denn abgenommen, und in eine Tonne voll kaltes Wasser geworfen, worinn es ganz erkaltet. Einige Minuten bleibt es aber immer noch glühend, auch wird das Wasser ganz warm. Die Leute müssen sehr in Acht nehmen, daß sie die Kupferscheibe umwenden, damit die Oberfläche zuerst ins Wasser kömmt, sonst sind sie in Gefahr die Augen zu verlieren, oder sich sonst zu beschädigen; weil es aus dem Wasser hoch in die Höhe springt.

Auf dem Rosthaufen sah ich Erz, woran sich der Arsenik krystallinisch angesezt hatte. Ich konnte es hier nicht lange aushalten, weil ein unangenehmer *Schwefeldampf* und *Arseniks*-Geruch da war, der so arg war, daß ich meine goldenen *épaulettes*[892] bedekken mußte, damit sie nicht anliefen. Hier auf der Hütte ließ ich mich auch wägen, ich wog 106 Pfund.

Abends, da es schon dunkel war, gieng ich wieder in die Hütte, um das *Treiben*[893] *bey Nacht* zu sehen. Ich bekam aber noch ein weit schöneres Schauspiel zu sehen. Schon von weitem erblikte ich den *Frisch-Ofen*[894], der unbeschreiblich schön aussah.

In diesen Ofen wird *Glötte*[895] und *Kohlen*, eins ums andere, geschüttet; unten fließt das geschmolzene Bley heraus. Die Glötte und Kohlen zusammen schlagen eine weiße Flamme, deren Licht dem Tageslicht sehr ähnlich ist: nur sehen die umstehenden Menschen so bleich wie Todte aus.

Eine Hütte, deren Oefen gehen, bey Nacht zu sehen, ist das schönste, was man sich denken kann. Es ist mit nichts als mit einem brennenden Haus zu vergleichen; allein da wird einem das Gefühl der Schönheit durch den Schrekken und Schauder benommen: hier aber kann man ganz gelassen dabey stehen.

Um 10 Uhr fuhr ich mit der Frau Bergsecretairin S. in einer Cariole nach Andreasberg; es war aber so dunkel, daß wir eine Latern mitnehmen mußten. Der ganze Weg gieng im Thale. Die Fußgänger giengen über den Klakenberg, kamen aber auch viel später.

Freitags, 18 Aug.

Vor meiner Abreise gieng ich noch in das Amthaus, zu Hrn. Bergschreiber E., und sah einige Stuffen Rothgülden, und einen Vorrath von Drusen aus dem be-

[892] „epaulettes“ = Schulterklappen.
[893] *S. Ebendas., S. 225.*
[894] *S. Ebendas., S. 230.*
[895] „Glötte“ = Bleiglätte, Bleioxid.

rühmten *Drusenloche* von der *Felicitas*.[896] – Man fand auf dieser Grube ein Loch, wodurch man kaum kriechen konnte, das mit Drusen angefüllt war. Man gieng weiter, und nun präsentirte sich eine Grotte, die die Natur selbst gebildet hatte, die Menschenhände nicht nachahmen können. Die Krystalle der Drusen sind sechsseitige Pyramiden, und Säulen; aber reguläre Krystallisation haben sie nicht. Ihre Farbe ist weiß, auch einige sind blaßröthlicht.

Die losgeschossenen Drusen brachten die Leute auf den Köpfen heraus. Nachdem sich die Herren vom Leder und der Feder[897], nach Herzenslust mit Drusen versehen hatten, so ward das Drusenloch mit Berg (Steine, Erde und dergl.) zugeworfen, weil so viele gestohlen wurden; denn es war noch genug darinn, weil oben, unten und zu allen Seiten welche waren. – Am Sonntag den 20 Aug. hat es der Hr. Berghauptmann von *Rheden* mit Hrn. *de Luc* wieder eröffnet und ganz ausgeleert.

Der Rükweg gieng über den *Rehbergergraben*; der Weg und die Gegend ist hier sehr schön. Man sieht den höchsten Tannen auf den Kopf, und neben sich zu beyden Seiten Felsen. Nur ist die eine Felsenwand etwas weit entfernt, weil ein tiefer Abgrund dazwischen ist: an der andern fährt man aber dicht her. Dieser *Rehbergergraben*[898] ist 1400 Ruthen[899] lang; es dauert zwey Stunden, ehe man an den *Oderteich* kömmt. Der Graben ist ganz ausgemauert, und wird nach den Grubenkünsten geleitet. Unterwegs sind kleine Häuser, für die *Grabensteiger*[900], die sich hier im Winter wärmen, wenn sie im tiefen Schnee gewatet haben. In so einem Hause liegt beständig Holz in Bereitschaft; denn zuweilen wird auch im Sommer eingeheizt. Es sind wahre Einsiedeleyen. In so einem Hause wurde gefrühstükt; und wir warteten einem starken Regenguß ab.

Am Graben sind Granitberge, sie dauern aber nicht lange.

Es war hier sehr kalt, aber noch kälter bey dem Oderteich, dessen Länge, die 70 Ruthen beträgt, man nicht absehen konnte, weil er nicht ganz gerade geht. Er ist der größte auf dem ganzen Harz: 1719 ist er angefangen, und 1722 geendigt worden.

Hier schieden wir uns von den Andreasbergern, die über den Rehbergergraben nach Hause fuhren, und den Schlagbaum wieder hinter sich zuschlossen; denn ein jeder darf nicht darüber fahren.

---

[896] *S. des Hrn. Viceberghauptmanns von Trebra Beschreibung einer Druse in dem Andreasberger Gebirge, am Harze, beobachtet den 20 und 31 Januar 1785; im Götting. Magazin der Wissenschaften und Litteratur. 4 Jahrgangs 2 Stük, S. 65.*

[897] *Herren vom Leder sind diejenigen, deren Hauptgeschäft der Grubenbau und was dazu gehört, ist. Die von der Feder verwalten die Justiz, und alles, was die Feder thut.*

[898] *S. Zükkerts Naturgeschichte und Bergwerksverfassung des Oberharzes, S. 139.*

[899] „Ruthe“ = Längenmaß (ca. 4,4m).

[900] *Sind Aufseher der Arbeitsleute, die an dem Graben repariren. Auch müssen sie visitiren, ob alles noch in gutem Stande ist.*

Der Weg von hier aus geht gerade auf den *Damm*, ist aber sehr langweilig und schlecht. Um 2 Uhr kam ich erst im *Clausthal* an.

Personenverzeichnis

Heinrich Christian Boie (1744 – 1806) studierte zunächst an der Universität Jena Jura, ab 1769 in Göttingen. Dort nahm er Kontakt zu Dichtern der älteren wie auch der jungen Generation auf und gründete zusammen mit Friedrich Wilhelm Gotter den „Göttinger Musenalmanach", eine literarische Anthologie und Zeitung, die in regelmäßigen Abständen als Jahrbuch erschien und unter anderem die Gelegenheit zu Erstveröffentlichungen bot. Bekannte Autoren wie Goethe, Hölty und Bürger nutzten diese Publikationsmöglichkeit. Nach der Gründung des Dichterbundes „Göttinger Hain" 1772 wurde der Musenalmanach zum wichtigsten Veröffentlichungsorgan dieser Gruppierung, der auch Boie selbst beitrat.

Gottfried August Bürger (1747 – 1794) wurde als Sohn eines Landpfarrers in Sachsen-Anhalt geboren. 1768 kam er nach Göttingen, um Jura zu studieren. Er erhielt 1772 eine Anstellung als Amtmann in Altengleichen mit Sitz in Gelliehausen. Später zog er nach Wöllmarshausen, das ebenfalls zu seinem Amtsbezirk gehörte. Neben seiner Tätigkeit als Amtmann trat Bürger als Verfasser zahlreicher Gedichte, Balladen und Erzählungen hervor. Durch seinen Göttinger Freund Heinrich Christian Boie knüpfte er Kontakte zum „Göttinger Hain". Besonderen Ruhm brachte ihm die Ballade „Lenore" ein. Außerdem beschäftigte er sich mit den Lügenerzählungen des Freiherrn von Münchhausen, die er aus dem Englischen übersetzte. 1774 heiratete er die Tochter eines Kollegen, verliebte sich aber dann in die jüngere Schwester seiner Frau, die er unter dem Namen „Molly" in seinen Dichtungen verewigte. Nach längeren Turbulenzen führten sie schließlich eine Ehe zu dritt, die von den Zeitgenossen als skandalös empfunden wurde. Er gab seine Amtmannsstelle auf und ließ sich nach dem Tod seiner Frau 1784 in Göttingen als Dozent für Stilkunde und Ästhetik nieder. 1785 heiratete er seine Schwägerin Auguste, die er aber schon nach wenigen Monaten Ehe im Januar 1786 verlor. Eine dritte Ehe Bürgers erwies sich als Fiasko und wurde bald wieder

geschieden. Er starb am 8. Juni 1794 in Göttingen – völlig verarmt – an Schwindsucht und wurde auf dem Bartholomäusfriedhof beigesetzt.

Johann Christian Dieterich (1722 – 1800), ein enger Freund Georg Christoph Lichtenbergs, war Universitätsbuchhändler und Verleger in Göttingen. Die von ihm gegründete „Dieterichsche Verlagsbuchhandlung" existiert noch heute. Unter ihrem Dach erschienen beispielsweise der „Göttinger Musenalmanach", der „Göttinger Taschenkalender" und die „Göttingischen Gelehrten Anzeigen".

Georg Forster (1754 – 1794) wurde in Danzig als Sohn des Naturforschers und Pastors Johann Reinhold Forster geboren. Der Vater unternahm zusammen mit seinem zehnjährigen Sohn Georg eine Inspektionsreise an den Unterlauf der Wolga. 1766 siedelten sie nach London über. 1772 erhielt der Vater das Angebot der britischen Admiralität, Captain James Cook auf seiner zweiten Weltumsegelung zu begleiten, wobei ihn Georg als Zeichner begleitete. Auf ihrer dreijährigen Reise erkundeten sie unter anderem den Indischen Ozean, den Südpazifik, Neuseeland, die Tonga-Inseln und Tahiti. Georg Forster veröffentlichte 1777 eine Beschreibung dieser Expedition, die ihn zum Begründer der modernen deutschen Reiseliteratur machte.

Ab 1779 lehrte er in Kassel Naturgeschichte. In Göttingen lernte er Therese Heyne kennen, heiratete sie 1785 und zog mit ihr nach Wilna. Eine von Zarin Katharina geplante weitere Pazifikexpedition, die Forster leiten sollte, wurde im letzten Moment abgesagt. 1788 nahm er eine Stellung als Oberbibliothekar in Mainz an. Dort baute er eine florierende Übersetzerwerkstatt auf, der auch Meta Forkel angehörte. Mit Alexander von Humboldt unternahm Forster ausgedehnte Reisen im europäischen Raum und schilderte seine Eindrücke in einem dreibändigen Werk. Am 21. Oktober 1792 besetzte die französische Revolutionsarmee Mainz. Forster wurde zu einem der aktivsten Verfechter der Mainzer Republik. Als Abgeordneter des Nationalkonvents wurde er nach Paris entsandt, um die Angliederung an Frankreich zu beantragen. Der Antrag wurde angenommen, jedoch war Mainz inzwischen zurückerobert worden. Forster verfiel der Reichsacht, sodass er nicht mehr nach Deutschland zurückkehren konnte. Er starb 1794 in Paris.

Leopold Friedrich Günther von Goeckingk (1748 – 1828) stammte aus preußischem Adel. Er wurde in Gröningen bei Halberstadt geboren und wuchs auf dem väterlichen Gut auf. Nach dem Besuch der Halberstädter Domschule kam er mit 14 Jahren auf das Pädagogium in Halle, wo er mit Gottfried August Bürger Freundschaft schloss. 1765 begann er das Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Halle, 1770 wurde er Kanzleidirektor in der preußischen Kleinstadt Ellrich (Harz). Dort wurde er auch dichterisch tätig und gelangte mit der Gedichtsammlung „Lieder zweier Liebenden" zu einiger Bekanntheit. Später

wandte er viel Zeit für Herausgebertätigkeiten auf. 1776 – 79 übernahm er von Boie die Leitung des „Göttinger Musenalmanachs“, 1780 – 88 arbeitete er bei der Herausgabe des „Vossischen Musenalmanachs“ mit.

Wilhelm von Humboldt (1767 – 1835), Sohn eines preußischen Beamten im Dienst Friedrichs des Großen, war Humanist, Gelehrter, Sprachwissenschaftler, Schriftsteller, Bildungsreformer, Staatsmann und preußischer Gesandter in einer Person. Während seines Studiums in Göttingen ab 1788 kam es im Hause Professor Heynes zu ersten Begegnungen mit dessen Tochter Therese. Mit ihrem Ehemann Georg Forster entwickelte sich ein reger und sehr freundschaftlicher Briefwechsel. 1789 brachte ein Aufenthalt in Paris W. v. Humboldt in Berührung mit den Idealen der Französischen Revolution, die ihn begeisterten. Gleichzeitig wurden ihm aber auch die brutalen Auswüchse des Aufstandes vor Augen geführt. Auf seinen diversen Reisen besuchte er 1788/89 mehrfach die Familie Forster in Mainz, einem geistigen Zentrum, wo Georg Forster die Stelle eines Universitätsbibliothekars angenommen hatte. In dessen Bekanntenkreis hatte sich eine kleine Göttinger Kolonie gesammelt, zu der auch die „Mamsellen“ Meta Forkel und vor allen Dingen Caroline Böhmer zählten. Als diese nach der gewaltsamen Beendigung der „Mainzer Republik“ verhaftet und auf der Festung Königstein gefangen gehalten wurden, wandte sich Caroline in ihrer Verzweiflung hilfesuchend auch an Wilhelm von Humboldt, der jedoch wenig für sie auszurichten vermochte.

Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1758 oder 1759 – 1840) arbeitete als Jurist, Bibliothekar, Gelehrter, Kritiker und Verfasser von Dramen und Schauspielen, später auch als Übersetzer von Dramen und Singspielen von englischen, französischen und italienischen Autoren. Meyer begann sein Studium 1775 an der Universität Kiel, von 1776 bis 1779 studierte er in Göttingen Jura. Christian Gottlob Heyne verschaffte ihm 1785 in Göttingen eine Stelle als Bibliothekar, die er bis 1788 bekleidete. Neben dieser Tätigkeit war er Erzieher der jüngeren Söhne Georgs III. Meyer knüpfte Kontakte zu literarischen Zirkeln und publizierte seine Schauspiele und Lyrik in Zeitschriften und Almanachen. Er unternahm viele Reisen , unter anderem hielt er sich drei Jahre in England, Frankreich und Italien auf. Der gutaussehende Dandy und weitgereiste Weltmann galt in der Göttinger Gesellschaft als Herzensbrecher. Fast alle Universitätsmamsellen und auch Carolines jüngere Schwestern waren von ihm fasziniert. Caroline und auch Therese richteten zahlreiche Briefe an ihn.

Jean-Jacques Rousseau (1712 – 1778) französischsprachiger Schriftsteller aus Genf, Komponist, Philosoph, Naturforscher und Pädagoge. Geprägt von wechselhaften Erfahrungen mit Ungerechtigkeit und Strafen (die Mutter starb unmittelbar nach seiner Geburt, der Vater gab den Zehnjährigen zunächst in die Obhut des Schwagers, der ihn weiterreichte) war Rousseau zeitlebens ein von Unstetig-

keit und Ortswechsel getriebener „Wanderer". Stets am Rande der Armut nahm er kurzzeitige Beschäftigungen u.a. als Diener, Sekretär, Dolmetscher, Musik- und Hauslehrer an, bevor er erste öffentliche Erfolge mit einem auf Zahlen basierenden Notensystem, der Komposition einer Oper und der Mitarbeit an Diderots „Encyclopédie" erzielte. Europaweite Bekanntheit erlangte Rousseau mit Diskursen und staatstheoretischen Schriften, später dann mit dem Briefroman „Julie oder Die neue Héloise" (erschienen 1761) und vor allen Dingen mit dem Bildungsroman „Émile" (erschienen 1762). Dieser verwarf die gültigen Erziehungstheorien der Zeit heftig, indem er dafür eintrat, Kinder ihre Kindheit weitgehend selbstbestimmt durchleben zu lassen und von gesellschaftlichen Normen fernzuhalten. Die Gesetzmäßigkeiten der Natur, so propagierte Rousseau, sollten Kinder eigenständig entdecken und in freier Natur erleben. Mütter sollten ihre Kinder selbst stillen und keiner Amme überlassen, bei der Erziehung sollte der Erwachsene vorbildhaft in den Hintergrund treten und unauffällig die Entscheidungen des Kindes lenken. Diese aus heutiger Sicht zunächst recht „modern" anmutenden Prinzipien verknüpfte Rousseau freilich mit manipulativen Taktiken und einem sehr restriktiven Frauenbild: Mädchen waren nach seiner Auffassung von der Natur als Dienerinnen und Gefährtinnen des Mannes geschaffen und sollten durch ihre Erziehung ausschließlich auf diese Rolle vorbereitet werden. Mit dieser Auffassung prägte Rousseau den Geschlechterdiskurs vieler Jahrzehnte.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775 – 1854) war ein Zögling des Tübinger Stifts und studierte dort von 1790 bis 1795 Theologie und Philosophie. In Leipzig ergänzte er seine Studien um Mathematik, Naturwissenschaften und Medizin, bis er 1798 auf Betreiben Goethes eine Philosophieprofessur in Jena erhielt. 1803 heiratete er Caroline, die sich seinetwegen von August Wilhelm Schlegel scheiden ließ und zog mit ihr nach Würzburg und später nach München. Ihr früher Tod 1809 stürzte ihn in tiefe Trauer.

Pauline Gotter, die Tochter von Carolines bester Freundin Luise Gotter, wurde 1812 Schellings zweite Frau. Als hochgeschätzter und einflussreicher Philosophieprofessor lehrte Schelling später in Erlangen, München und Berlin. Er starb während eines Kuraufenthaltes in Bad Ragaz.

August Wilhelm Schlegel (1767 – 1845) war ein bedeutender Kritiker, Dichter, Sprachwissenschaftler, Indologe und Übersetzer. Während seiner Ehe mit Caroline wurde er zusammen mit seinem Bruder Friedrich zur programmatischen Leitfigur des Jenaer Dichterkreises und somit zum Mitbegründer der Romantik. Schlegel studierte ab 1786 in Göttingen Theologie und Philologie. Er hörte bei Professor Heyne und fand in Gottfried August Bürger einen wichtigen Förderer. Auch begegnete er in dieser Zeit der Familie Michaelis. Obwohl es zunächst nicht zu einer dauerhaften Beziehung zu Caroline kam, blieb er mit ihr in Briefkontakt, bis er sie 1796 heiratete und mit ihr nach Jena ging. Nach der Scheidung 1803 wurde

er bis 1817 Sekretär und Berater der Madame de Stael und der Erzieher ihrer Söhne. Nach ihrem Tod übernahm er 1818 eine Professur für Literatur und Kunstgeschichte an der neu gegründeten Universität Bonn. Dort starb er im Mai 1845.

Georg Ernst Tatter (1757–1805) war ältester Sohn des Gartenmeisters der Herrenhäuser Gärten. Er studierte 1776 bis 1778 Theologie in Göttingen, danach Philosophie und Politik. Anschließend wurde er Erzieher und Begleiter der beiden ältesten Söhne des kurhannoverschen Generalleutnants Johann Ludwig von Wallmoden-Gimborn. 1786 wurde Tatter englischer Legationssekretär und begleitete die drei Söhne Georgs III. bei deren Studien an der Universität Göttingen. Er unterrichtete die Prinzen auch in Geographie und Geschichte. 1791 promovierte Tatter. Er umwarb die verwitwete Caroline Böhmer und sie verliebte sich in ihn. Dennoch verließ sie Göttingen und zog zu ihrem Bruder nach Marburg. 1800 wurde Tatter Legationssekretär der kurhannoverschen Gesandtschaft des Grafen Ernst Friedrich Herbert zu Münster am russischen Hof. Dort starb er 1805 an Brustwassersucht.

Johann Heinrich Voß (1751 – 1826) veröffentlichte bereits als junger Hofmeister in Mecklenburg einige Gedichtbeiträge im „Göttinger Musenalmanach“. So lernte er Heinrich Christian Boie kennen und kam durch diesen nach Göttingen. An der Universität studierte er ab 1772 Philologie bei Christian Gottlob Heyne. Voß gehörte zu den Gründungsmitgliedern des „Göttinger Hains“ und wurde ihr führender Geist. Für kurze Zeit übernahm er die alleinige Redaktion des „Göttinger Musenalmanachs“. Nach seinem Umzug nach Wandsbek gab er dort 1776 den „Hamburger Musenalmanach“, den späteren „Vossischen Musenalmanach“, heraus, in dem u.a. die ersten Gedichte von Philippine Gatterer erschienen. 1777 heiratete er Boies Schwester Ernestine. Johann Heinrich Voß wurde bekannt als bedeutender Übersetzer der Epen Homers sowie zahlreicher griechischer und römischer Klassiker. 1826 starb er in Heidelberg, wo er 1805 eine Professur übernommen hatte.

Literatur (in Auswahl)

1. Quellen

Philippine Gatterer

Ebstein, Erich: Gottfried August Bürger und Philippine Gatterer. Ein Briefwechsel aus Göttingens empfindsamer Zeit. Leipzig 1921

Stummann-Bowert, Ruth (Hg.): Philippine Engelhard, geb. Gatterer: „Laß die Dichtkunst mich begleiten bis zum letzten Lebensgang". Ausgewählte Gedichte. Würzburg 2008

Gedichte von Philippine Gatterer. Mit Kupfern von Chodowiecki. Göttingen (Dieterich) 1778

Gatterer, Philippine: Aus der Brieftasche eines Frauenzimmers. Magazin für Frauenzimmer, 9. Stück, Straßburg 1782, S. 724 – 734

Gedichte von Philippine Engelhard gebohrne Gatterer. Zwote Sammlung. Mit 4 Kupfern. Göttingen 1782

„Neujahrs-Geschenk für liebe Kinder", von Philippine Engelhard, geborne Gatterer. Göttingen 1787

Neue Gedichte von Philippine Engelhard gebohrne Gatterer. Dritte Sammlung. Mit 2. Kupfern. Nürnberg 1821

Caroline Michaelis

Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. 2 Bde., Leipzig 1913

Damm, Sigrid (Hg.): Caroline Schlegel-Schelling: „Lieber Freund, ich komme weit her schon an diesem frühen Morgen“. Briefe. Darmstadt 1980

Therese Heyne

Heuser, Magdalene (Hg.) Therese Huber, Briefe. Tübingen 1999ff. (9 Bde.)

Heuser, Magdalene (Hg.): Therese Huber, Romane und Erzählungen 1830–1833. Hildesheim 1999ff.

Meta Wedekind

Originalbrief einer Mutter von achtzehn Jahren an eine Freundin, als diese ihr nach der Niederkunft zum erstenmal geschrieben hatte. Hannoversches Magazin, 101stes Stück, Freitag, 19. Dezember 1783, Sp. 1609–1612

Maria. Eine Geschichte in Briefen (2 Bde. ohne Verfasserangabe, Leipzig 1784)

Für junge Frauenzimmer sich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen. Nach dem Englischen der Gräfin von Carlisle. Nebst einem Versuch der Uebersetzerin über weibliche Delikatesse. Leipzig 1791

Die nächtliche Erscheinung im Schlosse Mazzini. Aus dem Englischen. Wien 1792 (Wienerische Landbibliothek II,7)

Eine Antwort auf Herrn Burke´s Angriff gegen die französische Revolution.Von Thomas Paine, Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten bei dem Kongreß während des Amerikanischen Krieges. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst der von Ludwig XVI. angenommenen Konstitutions Acte. Berlin 1792

Dorothea Schlözer

Originalbriefe SUB Göttingen, Sign. Nachl. Schlözer IV,9

Dorothea Schlözer: Schreiben aus Neufchatell den 31.3.1782, betreffend eine Reise von Turin nach Genf über den Mont Cenis. Neues Magazin für Frauenzimmer, Bd. 3, S. 97–114, Straßburg 1787

Dorothea Schlözer: Nachrichten von dem Andreasberg und den Vergnügungen auf dem Harz überhaupt. Aus dem Tagebuch einer jungen Hannoveranerin. In: Neues Magazin für Frauenzimmer, Bd. 4, S. 5–17, Straßburg 1787

2. Forschungsliteratur

Baasner, Rainer: Poesie „gelehrter Frauenzimmer“ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts am Beispiel Philippine Gatterers und Anna Louisa Karschs. In: Kurt Erich Schöndorf u.a.: Aus dem Schatten treten. Aspekte weiblichen Schreibens zwischen Mittelalter und Romantik. Frankfurt u.a. 2000 (Osloer Beiträge zur Germanistik Bd. 28), S. 11–26

Battenberg, Friedrich: Die Juden in Deutschland vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Enzyklopädie deutscher Geschichte. Bd. 60, München 2001

Bergmann, Ulrike: Die Mesalliance. Georg Forster: Weltumsegler, Therese Forster: Schriftstellerin. Frankfurt, Wien, Zürich 2008

Blackwell, Jeannine und Susanne Zantop (Hgg.): Bitter Healing. German Women Writers 1700–1830. Nebraska 1990

Böhme, Ernst und Rudolf Vierhaus (Hgg.): Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt. Bd. 2: Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Anschluss an Preußen – Der Wiederaufstieg als Universitätsstadt (1648 – 1866). Göttingen 2002

Bosse, Heinrich: Bildungsrevolution 1770–1830. Heidelberg 2012

Brokmann-Nooren, Christiane: Weibliche Bildung im 18. Jahrhundert. „Gelehrtes Frauenzimmer“ und „gefällige Gattin“. Oldenburg 1994

Damm, Sigrid: Caroline Schlegel-Schelling. Ein Lebensbild in Briefen. Frankfurt am Main und Leipzig 2009

Dawson, Ruth P.: The Contested Quill. Literature by Women in Germany 1770–1800. Newark 2002

Dumont, Franz: Die Mainzer Republik 1792/93. Französischer Revolutionsexport und deutscher Demokratieversuch. Bearbeitet von Stefan Dumont und Ferdinand Scherf. Mainz 2013

Frindte, Julia (Hg.): Handlungsspielräume von Frauen um 1800, Heidelberg 2005

Hahn, Andrea (Hg.): Therese Huber. Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe. Ein Lebensbild in Briefen und Erzählungen zwischen Aufklärung und Romantik. Berlin 1989

Hardach-Pinke, Irene: Bleichsucht und Blütenträume. Junge Mädchen 1750–1850. Frankfurt, New York 2000

Harprecht, Klaus und Gesa Dane: Die Universitäts-Mamsellen. Fünf Göttinger Damen, die teilweise schön, allesamt reizvoll, begabt und gebildet, gewiß aber so gescheit waren wie die meisten der Professoren. Göttingen 1988

Hay, Gerhard: Johann Heinrich Voss. In: Gunter Grimm und Frank Rainer Max (Hgg.): Deutsche Dichter. Bd. 4, Stuttgart 1989

Heipcke, Corinna: Autorhetorik. Zur Konstruktion weiblicher Autorschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert. Frankfurt am Main u.a. 2002

Kern, Bärbel und Horst Kern: Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung. München 1990

Kersting, Christa: Die Genese der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Campes „Allgemeine Revision" im Kontext der neuzeitlichen Wissenschaft. Weinheim 1992

Kleßmann, Eckart: Caroline. Das Leben der Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling 1763–1809. München 1979

Kleßmann, Eckart: Universitätsmamsellen. Fünf aufgeklärte Frauen zwischen Rokoko, Revolution und Romantik. Frankfurt am Main 2008

Krug, Michaela: Auf der Suche nach dem eigenen Raum: Topographien des Weiblichen im Roman von Autorinnen um 1800 (Epistemata Literaturwissenschaft Bd. 437). Würzburg 2004

Küssner, Martha: Dorothea Schlözer. Ein Göttinger Gedenken. Göttingen 1976

Lüchow, Annette: „Eine Gans unsrer Stadt". Die Göttinger „Universitätsmamsellen". In: Georg Christoph Lichtenberg 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. München u.a. 1992, S. 197–201 (Ausstellungskatalog in Darmstadt bzw. Göttingen)

Peters, Martin: Altes Reich und Europa. Der Historiker, Statistiker und Publizist August Ludwig (v.) Schlözer (1735–1809). Münster 2005

Prokop, Ulrike: Die Illusion vom Großen Paar. Bd. 1: Weibliche Lebensentwürfe im deutschen Bildungsbürgertum 1750–1770. Frankfurt 1991

Roßbeck, Brigitte: Zum Trotz glücklich. Caroline Schelling und die romantische Lebenskunst. München 2008

Scherl, Sophia: Die deutsche Übersetzungskultur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Berlin 2014

Scheuerl, Hans: Das pädagogische Jahrhundert. Aufklärung, Bildung, Humanität. In: Ders. (Hg.): Lust an der Erkenntnis. Die Pädagogik der Moderne. München 1992

Schindling, Anton: Bildung und Wissenschaft in der Frühen Neuzeit 1650–1800. München 1994

Schlözer, Christian von: August Ludwig von Schlözers öffentliches und Privatleben aus Originalurkunden und, mit wörtlichen Beifügungen mehrerer dieser letzteren, vollständig beschrieben von dessen ältestem Sohn. 2 Bde. Leipzig 1828

Schlözer, Leopold von: Dorothea von Schlözer. Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende 1770–1825. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1925

Segebrecht, Wulf: Das Gelegenheitsgedicht. Ein Beitrag zur Geschichte und Poetik der deutschen Lyrik. Stuttgart 1977

Siegel, Monika: „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“. Das Leben der Schriftstellerin und Übersetzerin Meta Forkel-Liebeskind im Spiegel ihrer Zeit. Dissertation TU Darmstadt 2001, Online

Spieckermann, Marie Luise: Dorothea Margareta Liebeskind (1765–1853). Übersetzerin zwischen wissenschaftlicher Literatur und Unterhaltungsromanen englischer Autorinnen. In: Brunhilde Wehinger und Hilary Brown (Hgg.): Übersetzungskultur im 18. Jahrhundert. Übersetzerinnen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Hannover 2008, S. 141–164

Stott, Douglas: www.carolineschelling.com

Stummann-Bowert, Ruth (Hg.): Philippine Engelhard, geb. Gatterer: „Laß die Dichtkunst mich begleiten bis zum letztenLebensgang“. Ausgewählte Gedichte. Würzburg 2008

Tebben, Karin (Hg.): Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Göttingen 1998

Tenorth, Heinz-Elmar: Geschichte der Erziehung. Einführung in die Grundzüge ihrer neuzeitlichen Entwicklung. Weinheim, München 2010 (5. Aufl.)

Uhlig, Ludwig: Georg Forster, Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers. Göttingen 2004

Vierhaus, Rudolf: Göttingen vom Dreißigjährigen Krieg bis Napoleon. In: Ernst Böhme und Rudolf Vierhaus (Hgg.): Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt. Göttingen 2002

Wallbusch, Petra: Therese Huber und Emil von Herder. Zum Geschlechterdiskurs um 1800. Tübingen 2005

Weber-Reich, Traudel (Hg.): „Des Kennenlernens werth.“ Bedeutende Frauen Göttingens. Göttingen 1995

Wulbusch, Petra: Therese Huber und Emil von Herder. Zum Geschlechterdiskurs um 1800. Tübingen 2005

Wunder, Heide: „Er ist die Sonn, sie ist der Mond“. Frauen in der Frühen Neuzeit. München 1992

Abbildungsverzeichnis

Abb. 9: Colibri und Willibald (Erster Gesang). Aus: Gedichte von Philippine Gatterer. Mit Kupfern von Chodowiecki, Göttingen (Dieterich) 1778, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Signatur 8 P GERM IV 1675:1.

Abb. 10: Titelblatt der Gedichtsammlung „Neujahrs-Geschenk für liebe Kinder“ von Philippine Engelhard. Göttingen 1787, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Signatur 8 P GERM IV, 1678.

Abb. 11: Johann Friedrich August Tischbein: Porträt der Caroline Schlegel, 1798. Privatbesitz.

Abb. 12: Auguste Böhmer, Künstler unbekannt, etwa 1797. Privatarchiv.

Abb. 13: Miniaturgemälde der Therese Huber ca. 1820, vermutlich von Carl Ludwig Kaatz.

Abb. 14: Johann Heinrich Tischbein dem Jüngeren zugeschriebenes Gemälde von Therese Heyne, ca. 1778. Verschollen. Abb. nach Cod. MS Th. Huber 7:7, SUB Göttingen.

Abb. 15: Portrait von Georg Forster von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, ca. 1785. Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin.

Abb. 16: Ludwig Ferdinand Huber; Silberstiftzeichnung 1784, gezeichnet von Dora Stock. Abbildung nach: Theo Piana: Friedrich Schiller. Volksverlag, Weimar 1957.

Abb. 17: Silhouette von Therese Huber, geschnitten von Luise Duttenhofer (1776 – 1829). Scherenschnitt aus Papier, Deutsches Literaturarchiv Marbach.

Abb. 18: Skulptur von Georg Forster aus Ton, 2013, gefertigt von Bernd Löning, Bad Gandersheim; Klosterhof Brunshausen.

Abb. 19: Skulptur von Therese Heyne aus Ton, 2013, gefertigt von Bernd Löning Bad Gandersheim; Klosterhof Brunshausen.

Abb. 20 – 23:
Stiche zum „Ehewagen“: Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1818, hg. von Goethe, Lafontaine, La Motte Fouqué, Pichler, J.P. Richter und Anderen. Tübingen, Cottasche Buchhandlung. Die Stiche befinden sich nach S. VIII, X, XIV und XVI. Digitalisierung: Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, Halle, Saale.

Abb. 24: Meta Forkel Liebeskind, Silhouette. Gregorius Franz von Berceviczy – Ebstein: Ein Silhouettenalbum aus der Göttinger Gesellschaft um 1785, in: Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge, Band 13, 1921, o.S.

Abb. 25: Georg Forster als Übersetzer (vermutlich). Anonyme Karikatur um 1785, wohl zu unrecht Lichtenberg zugeschrieben. Göttingen SUB: Cod. Ms. Lichtenberg IV, 42:a. Abgebildet nach: Rolf Reichardt und Geneviève Roche: Weltbürger – Europäer – Deutscher – Franke. Georg Forster zum 200. Todestag. Ausstellungskatalog, Mainz 1994, S. 100.

Abb. 26: Autograph von Meta Wedekind (Ausschnitt aus einem Brief an Helmina von Chézy ohne Orts- und Datumsangabe). Aus: Monika Siegel: „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“. Das Leben der Schriftstellerin und Übersetzerin Meta Forkel-Liebeskind im Spiegel ihrer Zeit. Dissertation TU Darmstadt 2001, Online, S. 245.

Abb.27: Titelkupfer zu: (Meta Forkel): Maria. Eine Geschichte in Briefen. Leipzig 1784. Exemplar der Stadt- und Universitätsbibliothek Köln.

Abb. 28: Titelkupfer zu: (Ann Radcliffe, übers. von Meta Forkel): Die nächtliche Erscheinung im Schlosse Mazzini. Aus dem Englischen. Wien 1792 (Wienerische Landbibliothek II,7).

Abb. 29: Lebensgroßes Ölporträt der Dorothea Schlözer von Gabriel Lemonnier, gemalt zwischen 1801 und 1805. Göttingen SUB, Sammlung Voit, Foto der Kopie.

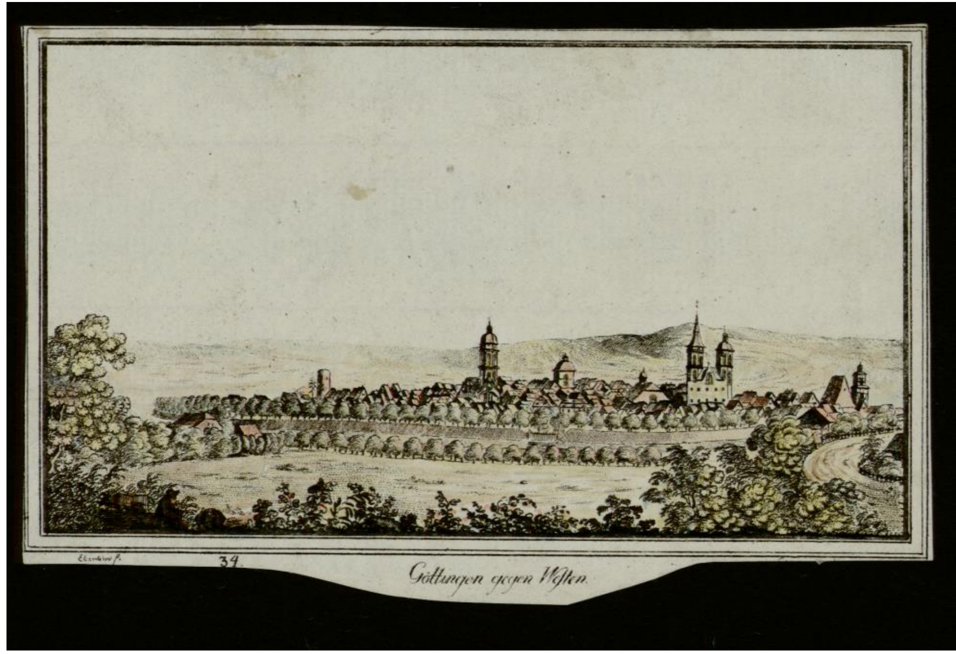
Abb. 30: Silhouettenbild der Familie Schlözer, Malerei auf Glas, 1784. Göttingen SUB: Schlözer-Stiftung, Bilder: AL 128.

Abb. 31: Kupferstich von Giovanni Dominico Fiorillo nach der Promotionsprüfung 1787, gestochen von Schwenterley. Göttingen SUB, Schlözer-Stiftung, Bilder: D 121.

Abb. 32: Postkarte mit Silhouetten von Dorothea Schlözer, Lotte Michaelis und Charlotte von Einem, ohne Jahreszahl. Göttingen, Städtisches Museum.

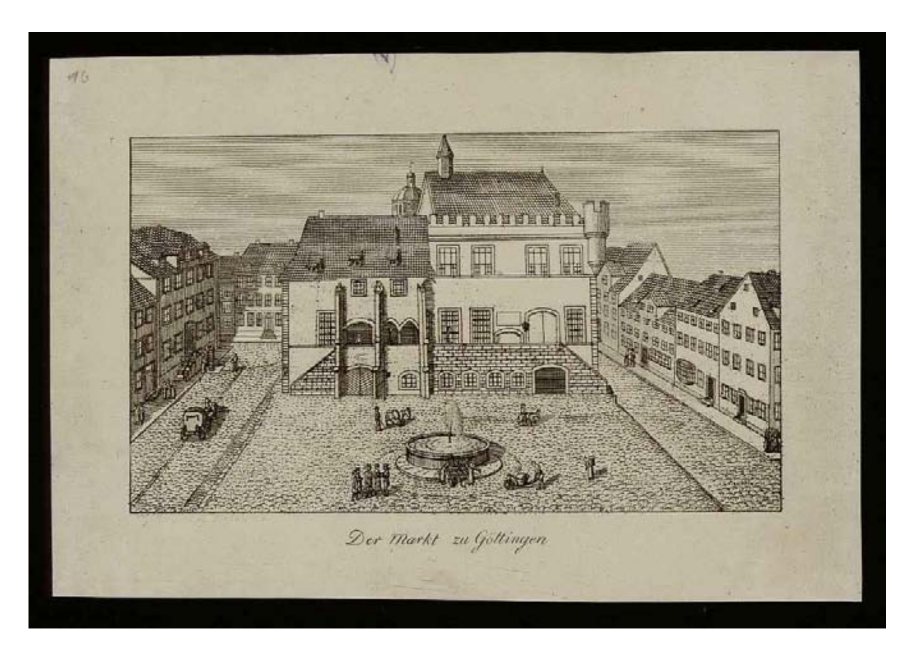
Abb.33: Dorothea mit Stirnband, Gipsmodell von Antoine Houdon, Paris 1805. Göttingen, Aulagebäude (Kleine Aula), Göttingen SUB, Sammlung Voit, Foto der Kopie.

Anhang: Ortrud Schaffer-Ottermann: Auf den Spuren der jungen Universitäts-Mamsellen durch Göttingen



(SUB Göttingen).

Die Universität war der Grund dafür, warum die 5 Professorentöchter Philippine Gatterer, Therese Heyne, Caroline Michaelis, Meta Wedekind und Dorothea Schlözer hier im beschaulichen Göttingen ihre Jugend verbrachten. Ihre Väter hatten einen Ruf an die junge „Georgia Augusta“ erhalten, die sich nun in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in ihrer ersten großen Blütezeit befand.



(SUB Göttingen).

War der Marktplatz und das Rathaus über Jahrhunderte hinweg der Mittelpunkt von Göttingen gewesen, so veränderte die Universität mit neuen Gebäuden, vielen neuen Bürgern, neuen Gepflogenheiten zunehmend das Leben der Stadt und prägte das Stadtbild. Etwas entfernt vom städtischen Zentrum war ein neues Viertel entstanden, das des akademischen Göttingens.

Universität

Ein ehemaliges Dominikanerkloster mit nur wenig bebautem Umland schien für die Einrichtung einer Universität geeignet zu sein. Schon im ausgehenden 13. Jahrhundert gegründet, war mit der Zeit an der alten Stadtmauer ein geräumiger Konvent entstanden.

Aber nach der Reformation und dem nachfolgenden Ratsbeschluss aus Göttingen eine evangelische Stadt zu machen, zwang man die Mönche nach 1529 die Stadt zu verlassen. Eine sogenannte Lateinschule, auch Pädagogium genannt, zog in den nachfolgenden Jahren des 16. Jahrhunderts in die leeren Klosterräume. Diese Schule, aus der sich später das „Städtische Gymnasium“ entwickelte, musste der Universität 1734 weichen, lieferte aber auch gleich so manchen der ersten Studenten, Professoren und viele Bücher für die Universitätsbibliothek.

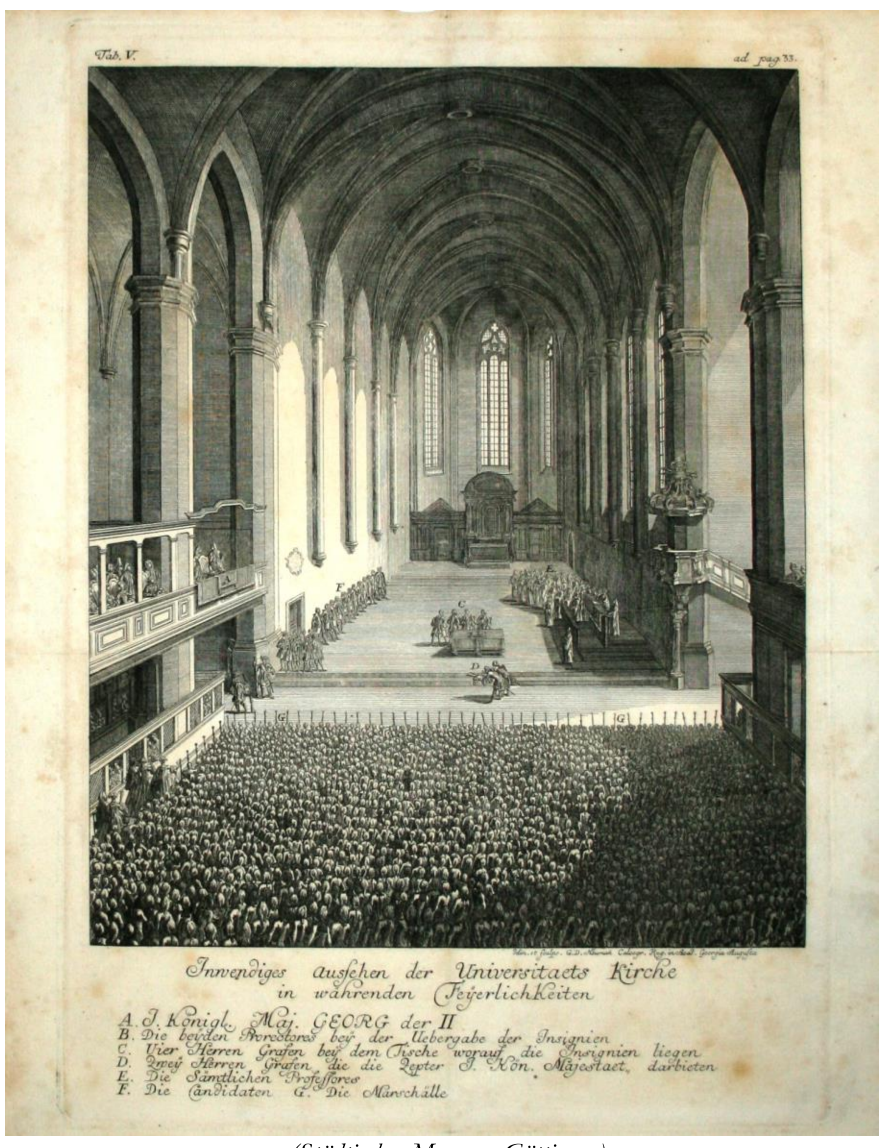
Die Klosterkirche gilt als die älteste und größte gotische Kirche Göttingens. Ursprünglich St. Peter und St. Paul geweiht, wurde die Kirche im Sprachgebrauch schon bald zur Paulinerkirche. Nun bekam sie fortan die Funktion einer Universitätskirche und wurde als Aula genutzt.



(Städtisches Museum Göttingen).
Ansicht des Kollegiengebäudes von Norden, Kupferstich von Georg Daniel Heumann, 1747. Die Abbildung zeigt die ersten Gebäude der Universität. Das Kollegiengebäude links entspricht dem ehemaligen Klostergebäude mit kreuzgangartigem Innenhof und beherbergt u.a. Bibliothek. Im Hintergrund sieht man unterhalb des Dachreiters den Eingang zur Klosterkirche, der Paulinerkirche, rechts das Konziliengebäude.

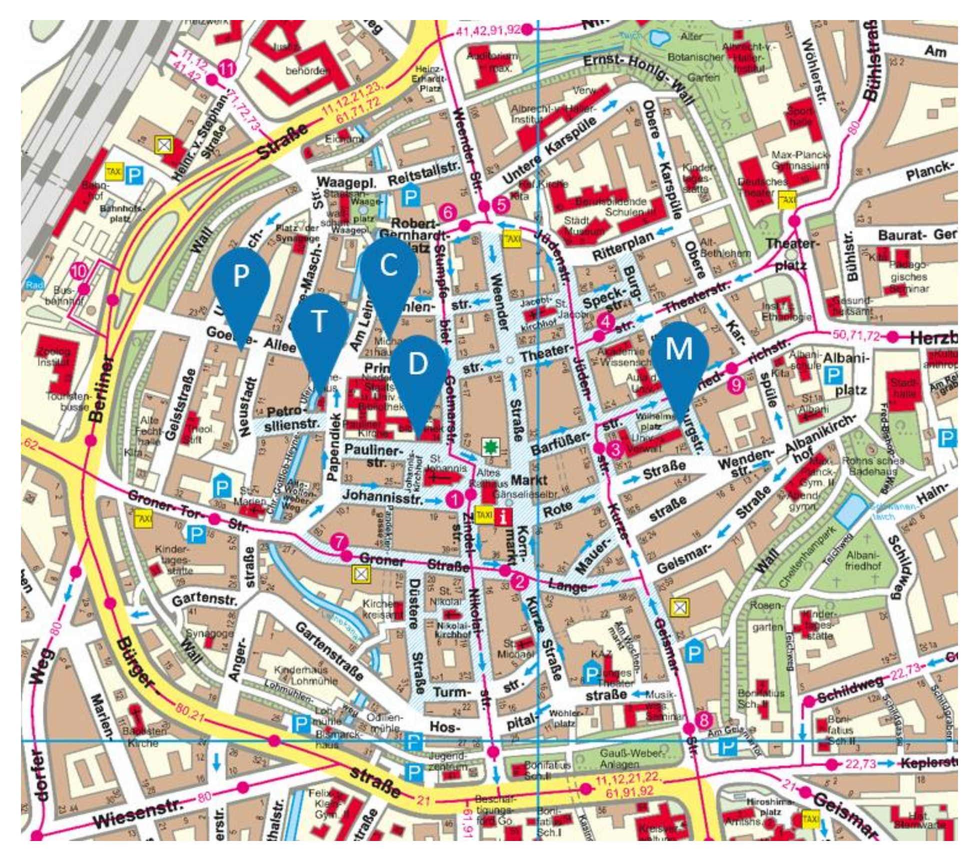
In der Paulinerkirche wurde die Universität 1737 feierlich eingeweiht, und elf Jahre später 1748 empfing man dort den britischen König Georg II., der ja in einer Personalunion gleichzeitig Kurfürst Georg-August von Hannover war und in dieser Funktion Landesherr, Gründer, Rektor und Namensgeber der „Georgia Augusta". Während der Feierlichkeiten zum 50. Jahrestag der Universität 1787 fand in dieser Kirche die Verleihung der Doktorwürde an Dorothea Schlözer als krönender Abschluss ihres fleißigen Studierens und des Erziehungs- und Bildungsexperiments ihres Vaters statt. Während Therese und Meta als verheiratete Frauen wenigstens auf der Empore Platz nehmen durften, soll die junge Dorothea

der Zeremonie nur durch eine zerbrochene Scheibe aus dem angrenzenden Bibliotheksgebäude zugeschaut haben.



(Städtisches Museum Göttingen).
Innenansicht der Paulinerkirche, Kupferstich von Georg Daniel Heumann 1748.
Man sieht den feierlichen Empfang von Georgs II im Jahre 1748.

Wenngleich man die ehemaligen Klostergebäude zwischen der heutigen Prinzenstrasse, dem Papendiek und der Paulinerstraße mehrmals umgebaut und erweitert hatte, so litt die junge, schnell wachsende Universität doch ständig an Platzmangel. Aus diesem Grunde entstanden hier im Göttinger Universitätsviertel die großen Professorenhäuser. Sie hatten Raum, um Vorlesungen abzuhalten, Zimmer an Studenten zu vermieten Gäste zu empfangen und sich zu vielerlei Anlässen im großen Salon zu treffen. Sonst war ja auch nicht viel an Unterhaltung geboten im kleinen Städtchen.



(Stadt Göttingen, Fachdienst Bodenordnung, Vermessung und Geoinformation).
Stadtplan von Göttingen mit gekennzeichneten Wohnorten der fünf Universitätsmamsellen:

P	***Philippine Gatterer, Goetheallee 3***
C	***Caroline Michaelis, Michaelishaus, Prinzenstrasse 21***
T	***Therese Heyne, Heynehaus, Papendiek 16***
M	***Meta Wedekind, Burgstrasse 51***
D	***Dorothea Schlözer, Paulinerstrasse 19***

In unmittelbarer Nähe zur Universität wuchsen Caroline und Therese auf. Ihre Väter Johann David Michaelis und Christian Gottlob Heyne gehörten zur ersten Professorenriege, hatten mehrere Posten bei der Universität und der Akademie der Wissenschaften und verdienten als ordentliche Professoren äußerst gut. Beide Familien wohnten in geräumigen Häusern, die auch heute noch erhalten sind und nach ihren damaligen berühmten Besitzern Michaelishaus und Heynehaus genannt werden.

Michaelishaus – Prinzenstrasse[901] 21

Auf dem ehemaligen Gartengelände der Mönche bzw. der nachfolgenden Lateinschule baute man 1737 direkt gegenüber der Universität ein prächtiges Logier- und Gasthaus.



(SUB Göttingen).
Blick in die Allee, kolorierter Kupferstich von Georg Daniel Heumann 1747.
Rechts erkennt man das prächtige Michaelishaus, noch in seiner Funktion als Logier-und Gasthaus für die gegenüberliegende Universität.

[901] Ab 1786 wohnten in dieser Straße beim Verleger Dieterich für einige Zeit 3 englische Prinzen, Söhne von Georg III. Dies führte zur späteren Umbenennung der Straße von Mühlenpforte in Prinzenstraße.

Im Siebenjährigen Krieg wurde es dann allerdings von den Franzosen besetzt, als Militärspital benutzt und war danach in schlechtem Zustand. Michaelis kaufte 1764 das Gebäude, ließ es wieder instandsetzen und zog bald mit seiner Familie ein. Wahrscheinlich noch im früheren Wohnsitz der Familie in der Johannisstraße 29 geboren, verlebte hier Caroline ihre Kindheit und Jugend. Man wohnte im Hauptflügel des Hauses zur heutigen Prinzenstrasse hin, im Seitenflügel mit separatem Eingang gab es Zimmer für 10–12 Studenten.

Michaelis selbst hatte sein Arbeits- und Schlafzimmer im Obergeschoss, Frau und Kinder wohnten im Erdgeschoss. Da auch Michaelis zu Hause arbeitete und seine Vorlesungen abhielt, musste Caroline als älteste Tochter auf die Geschwister aufpassen und sie ständig zur Ruhe ermahnen, was ihr überhaupt nicht gefiel. Ihre Mutter war ständig überfordert mit dem großen Haushalt und den vielen Gästen, galt aber auch als launisch und missmutig. Hatte Caroline Zeit, dann schrieb sie mit großer Begeisterung Briefe an Freundinnen[902], auch wenn diese gerade um die Ecke wohnten wie Therese. Auf diese Weise beklagte sie sich nicht nur ihre Situation, sondern beschrieb ironisch Episoden aus der engen Göttinger Universitätswelt. Ihre gute Beobachtungsgabe wurde nicht nur durch die exponierte Wohnlage begünstigt, sondern auch dadurch, dass das Michaelishaus eine der ersten Adressen der Stadt war.

Ihr Vater hatte zwar als Mensch einen eher zwiespältigen Ruf, wurde aber als Wissenschaftler allgemein sehr geschätzt. Zu seinen Vorlesungen im eigenen Haus kam der exzentrische Michaelis oft direkt aus dem Universitätsreitstall, noch Reitstiefel tragend, mit Degen an der Seite, aber mit der Bibel unter dem Arm.[903]

Nur um die Ecke im Stumpfebiel 2 wohnte die äußerst zahlreiche Professorenfamilie Böhmer. Man war befreundet und kannte sich gut, die Gärten hinter den Häusern grenzten aneinander. Carolines erster Mann Johann Franz Wilhelm Böhmer war ein enger Jugendfreund ihres Bruders. 1784 zog sie mit ihm nach Clausthal-Zellerfeld.

Das Michaelishaus trägt eine Marmortafel, die an Caroline erinnert.

Dorothea legte hier im Michaelishaus im August 1787 ihre mündliche Prüfung ab. Michaelis war gerade der Dekan der philosophischen Fakultät und man traf sich in seinen Arbeitsräumen in der oberen Etage. Eine Gruppe von 8 Professoren, darunter neben Michaelis auch Gatterer und Heyne, soll Dorothea dreieinhalb Stunden in verschiedenen Fächern examiniert haben.

[902] Einige Briefe finden sich in diesem Band.
[903] Klessmann, S. 72.



(privat). Das heutige Michaelishaus.

Heynehaus – Papendiek[904] 16

Das heute als Heynehaus bekannte Gebäude wurde um 1750 von dem Göttinger Tuchmacher Scharff erbaut, der nebenan im hinteren Teil seines Hauses zur Leine hin eine Manufaktur betrieb. Er fertigte Uniformstoffe für das neue stehende Heer des Kurfürsten in Hannover. Die Universität versuchte nämlich durch finanzielle Anreize die Bautätigkeit der Göttinger Bürger anzuregen, um Neubauten für Professoren und Studenten zu erstellen.[905]



(Universität Göttingen).
Heynehaus heute.

Heyne kaufte den schlichten, aber geräumigen Fachwerkbau und zog mit seiner Familie 1774 ein. Ihre ersten Lebensjahre hatte Therese in der Straße Stumpfebiel verbracht. Ihr Vater schätzte die Lage des Hauses direkt gegenüber seiner geliebten Universitätsbibliothek, die er praktisch schon seit 1764 leitete und deren Bestände er zielstrebig und systematisch vergrößerte. Heyne stand in großer Gunst bei dem Kurator der Universität Gerlach Adolph von Münchhausen, der seinen Fleiß, Mut, Weitsicht und Genialität schätzte und seine vielseitigen Verdienste um

[904] Papendiek: Fischteich der Mönche (diek = Teich), Papen = Pfarrer, Mönche.

[905] Vgl. Christian Freigang: Architektur und Städtebau in Göttingen von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1866. In: Ernst Böhme und Rudolf Vierhaus (Hgg.): Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt, Bd. 2, Göttingen 2002, S.766–812, hier S. 778.

die Universität würdigte. Mit einem strammen Tagesablauf von 5 bis 23 Uhr hatte Heyne allerdings kaum Zeit für sein Töchterchen.

Therese hatte nach eigenen Angaben keine schöne Kindheit.[906] Sie hatte ein äußerst gespaltenes Verhältnis zu ihrer Mutter, die kränklich war und die Kinder sich selbst überließ. Ihre Mutter starb 1775, so dass sie in diesem Haus hauptsächlich mit ihrer tüchtigen, gerade einmal 12 Jahre älteren Stiefmutter lebte. Trotz der räumlichen Nähe musste die lesegebeisterte Therese Leihscheine fingieren, um an die Bücher der Universitätsbibliothek zu kommen. Therese liebte den schmalen verwunschenen Garten zur Leine hin und beschreibt ihn in Briefen.[907] Heyne selbst ließ den noch heute bestehenden anmutigen Garten-Pavillon errichten.



(Städtisches Museum Göttingen).
Aquarellierte Federzeichnung von Friedrich Besemann, 1816.

Ganz links sieht man die Ecke des Michaelishauses, gegenüber die Universitätsgebäude, direkt hinter der kleinen Brücke über den Leinekanal erkennt man den Pavillon der Familie Heyne mit dahinterliegendem Garten. Vom Heynehaus selbst erkennt man nur sehr wenig, links hinter den Bäumen. Auf der rechten Bildseite befindet sich das sogenannte Grätzelhaus des gleichnamigen wohlhabenden Tuchmachers am Beginn der Allee (heute Goetheallee).

---

[906] Sie schrieb 1803 ihre Kindheitserinnerungen für ihre eigenen Kinder auf. Vgl. Klessmann S. 90.
[907] Vgl. Harpprecht/Dane, S. 8.

Therese und Caroline hatten fast Blickkontakt und schrieben sich trotz dieser engen Nachbarschaft Briefe.

1784 heiratete Therese Georg Forster und zog mit ihm nach Wilna. Auch am Heynehaus erinnert eine Tafel an Therese.

Wohnhaus der Familie Gatterer – Goetheallee 3

Ab 1737 wurde zwischen den Universitätsgebäuden und dem Stadtwall eine neue Straße als bessere Wohngegend für die neuen akademischen Bürger Göttingens und als Flaniermeile angelegt. Man pflanzte Lindenbäume und baute großzügige, dennoch meist schlichte spätbarocke Gebäude. So entstand die „Allee" als Zierde der neuen Universität.



(SUB Göttingen).

Erst im letzten Jahrhundert erfolgte eine Namensänderung in „Goetheallee", weil Goethe 1801 während seines Aufenthalts in Göttingen beim Instrumentenbauer Krämer[908] in der Allee logiert hatte. Anstelle der heutigen Goetheallee 3 stand ab 1742 der Fechtboden der Universität. Es war ein einfaches großes Haus mit 20 Zimmern, in dem der akademische Fechtmeister mit Vorfechtern Unterricht er-

[908] Heute Goetheallee 12

teilte und auch selbst wohnte. Fechten gehörte mit Reiten und Tanzen zu den ritterlichen Exerzitien. Schon 1736 war ein Reitstall für die Universität fertig gestellt worden und Münchhausen legte großen Wert auf die Auswahl fähiger Exerzitienmeister. Nirgendwo sollten die Exerzitien besser auszuführen sein als in Göttingen. Man wollte damit viele adlige und zahlungskräftige Studenten anlocken, und es sollte ein feiner Ton an der Universität herrschen. Außerdem war Göttingen ja so klein und bot so wenig Zerstreuung, da musste man den Studenten schon etwas bieten. Von 1742–1759 gehörte dieser Fechtboden zu den berühmtesten seiner Art an deutschen Universitäten.[909] Dann gab es Veränderungen und Einschränkungen im akademischen Fechtsport. Der große Fechtboden lohnte sich für die Universität nicht mehr, man betrieb das Fechten zunehmend in kleineren, oft privaten Kreisen, und man hatte vor allen Dingen Angst davor, Duelle zu begünstigen. Deshalb bot man ihn zum Kauf an.

Johann Christoph Gatterer war 1759 mit Frau und Kindern, darunter der 3-jährigen Philippine, von Nürnberg nach Göttingen gekommen. Er hatte einen Ruf als Professor für Geschichte erhalten und man bezog zunächst ein Quartier in der Weenderstrasse 52. Gatterer war froh als er 1766 dieses große Haus für seine ständig wachsende Familie erwerben konnte. Von 15 Kindern haben 9 überlebt.



(SUB Göttingen).
Auf der hinteren linken Straßenseite befand sich das Wohnhaus der Familie Gatterer, der ehemalige akademische Fechtboden.

[909] Vgl. Wolfgang Gresky in Göttinger Monatsblätter, Ausgabe 12, Februar 1975.

Er nutze die Nähe des Walls[910] um dort jeden Tag zwischen 11 Uhr und 12 Uhr spazieren zu gehen. Aus bescheidenen Verhältnissen kommend, hatte es Philippines Vater nun zu etwas Wohlstand und Ansehen gebracht. Auch wenn er trotzdem in ständigem Konflikt mit Schlözer stand, hauptsächlich wegen der Tatsache, dass dieser mehr verdiente. Münchhausen hatte Schlözer die attraktiveren historischen Teilgebiete überlassen und außerdem waren dessen Vorlesungen wesentlich besser besucht. Man sagte dem etwas skurrilen Gatterer einen sehr trockenen und langweiligen Redestil nach. Deshalb nahm er deutlich weniger Kollegiengelder ein, eine wichtige zusätzliche Einnahmequelle der Professoren.

Philippine erlebte eine glückliche Kindheit und entwickelte hier ihre lebensbejahende, selbstbewusste und kecke Persönlichkeit. Hier machte sie ihre ersten literarischen Versuche, hatte ihre ersten Veröffentlichungen und Erfolge, hier half sie ihrem Vater bei Abschriften und Übersetzungen, las sich durch seine Bibliothek, lauschte seinen Kollegs und unterhielt sich angeregt mit vielen Besuchern, u.a. mit Georg Forster, der darüber begeistert seinem Vater schrieb[911].

Philippine wohnte hier bis sie 1780 nach der Hochzeit in der Rosdorfer Kirche mit Ehemann Johann Philipp Engelhard nach Kassel zog.



Göttingens Fechtboden von 1742 (Haus mit Transparenten) „Die berühmteste Fechtschule in Deutschland" Bild: Paul

(Göttinger Monatsblätter Ausgabe 12, Februar 1975).
Göttingens Fechtboden von 1742 (Haus mit Transparenten).

[910] Spazierpromenade auf ehemaligem Stadtwall. Man hatte nach dem Siebenjährigen Krieg die Mauern abgetragen und anschließend Lindenbäume gepflanzt..

[911] Brief an Vater vom 24. Januar 1779. In: Therese Huber (Hg).: Johann Georg Forster's Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten aus seinem Leben, Leipzig 1829, Bd. 1, S. 191f.

Der ehemalige Fechtboden und anschließendes Wohnhaus der Familie Gatterer wurde 1975 abgerissen.

Wohnorte der Familie Wedekind – Burgstrasse 51 und Albanikirchhof 9

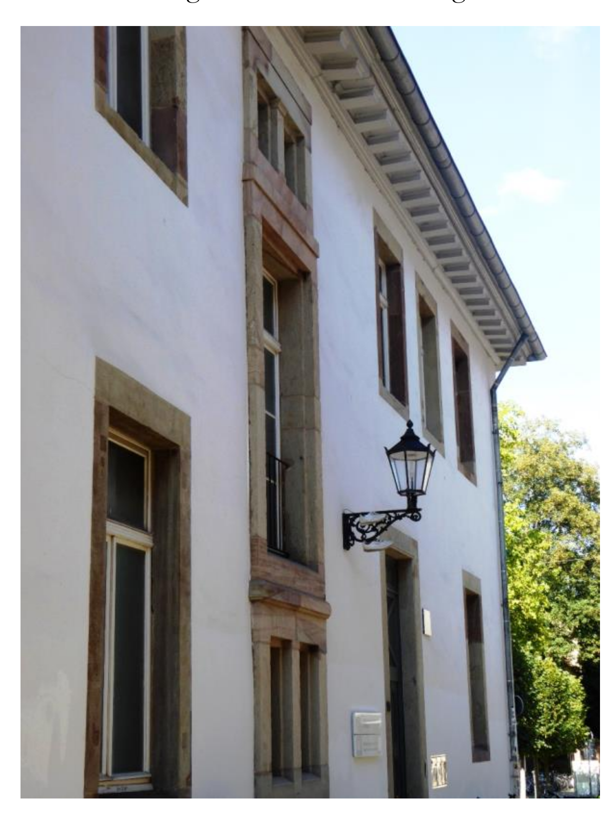
Die Lateinschule, von der Universität 1734 aus ihren Räumlichkeiten verdrängt, zog praktisch von einem Kloster zum anderen leer stehenden Kloster, d.h. vom ehemaligen Dominikanerkloster zum ehemaligen Franziskanerkloster, auch Barfüßerkloster genannt, auf der östlichen Seite der Stadt gelegen. An dieser Stelle errichtete man auf den Kellergewölben des alten Klosters und mit Einbeziehung der Alten Münze in den Jahren 1735/36 ein neues Schulgebäude für die ehemalige Lateinschule, die bei der Wiedereröffnung in Städtisches Gymnasium umbenannt wurde. Ab 1750 baute man in der Roten Straße hinter dem eigentlichen Schulgebäude einfache Fachwerkhäuser als Lehrerwohnungen, die heute ein Studentenwohnheim beherbergen.



(Städtisches Museum Göttingen).
Bild vom „Städtischen Gymnasium" mit der Rektorenwohnung ganz links/Ecke Burgstraße. Es stammt allerdings schon aus der Zeit nach 1837, als der „Neue Markt" nach Abriss der Barfüßerkirche 1820 angelegt worden war, und auch bereits das Denkmal von Wilhelm IV auf dem Platz stand.

Metas Vater Rudolf Wedekind war ab 1741 Konrektor des Städtischen Gymnasiums und hatte gleichzeitig ab 1746 einen Lehrauftrag und ab 1750 eine außerordentlicher Professur an der Philosophischen Fakultät der Universität inne. Als er 1753–1773 Rektor der Schule wurde, zog er wohl mit seiner Frau in die Rektoren-Wohnung in der heutigen Burgstrasse 51.[912] Wedekind hatte 1751 Sofia Magdalena Morrien geheiratet, die einzige Tochter des zweiten Bürgermeisters von Göttingen. Ihr Vater Georg Friedrich Morrien war einst als Jurist von Celle nach Göttingen versetzt worden, war fast 40 Jahre im Amt und eine geschätzte und vermögende Persönlichkeit.

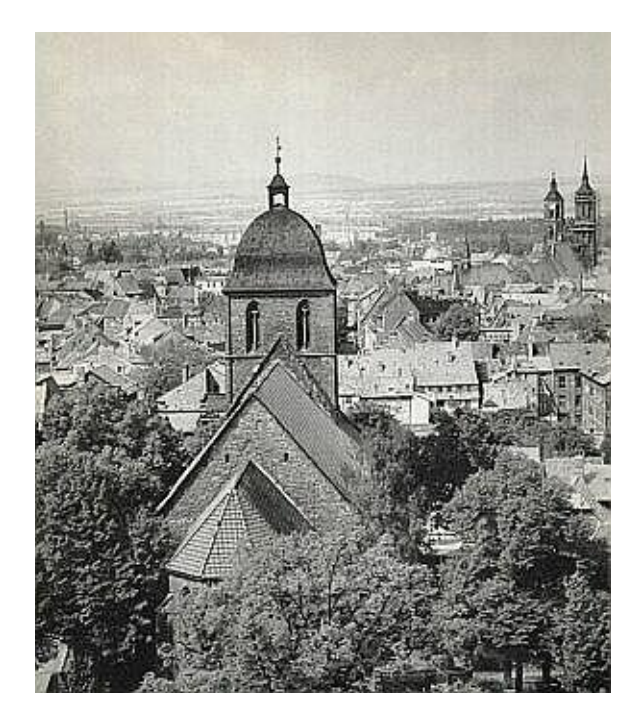
Durch ihre Großeltern, aber auch durch ihren Vater, in seinen Funktionen als Schulrektor, Prediger und Pastor an St. Marien und später an St. Albani genoss die Familie durchaus großes Ansehen in der Stadt, auch wenn ihr Vater als außerordentlicher Professor nicht zum engeren Universitätskreis gehörte.



(privat). Heutiger Eingang zur Burgstraße 51.

[912] Stadtarchiv Göttingen.

Da Wedekind 1773 den Posten des Schulrektors niederlegte und die erste Pfarrstelle von St. Albani übernahm, zog die Familie sicherlich in das dortige Pfarrhaus im Albanikirchhof 9 um.[913] Vielleicht hatte Meta hier ihren späteren Mann und akademischen Musikdirektor Johann Nikolaus Forkel beim Klavierunterricht kennengelernt.



(Städtisches Museum Göttingen). Albanikirche.

Die folgenden Jahre waren sicherlich nicht einfach für die junge Meta, da sie innerhalb weniger Jahre ihre Großeltern mütterlicherseits verlor und 1778 dann auch ihr Vater verstarb. Wo Metas Mutter mir ihren Kindern danach wohnte, ist nicht bekannt.[914] Nach der Heirat mit Forkel 1781 kaufte Meta ein Haus in der Goetheallee.

913 Kirchenkreisarchiv Göttingen
914 Möglicherweise wohnte Meta in einem Haus in der Roten Straße, das zum Besitz ihres Großvaters Morrien gehörte. (Stadtarchiv Göttingen).

Haus der Familie Schlözer – Paulinerstrasse 19



(SUB Göttingen, Schlözer-Stiftung).
Das Schlözersche Haus in der Paulinerstraße. Zeichnung von Louise von Schlözer um 1850.
Louise war die Gattin von Dorotheas Neffen Nestor.

Auch das Haus, das Schlözer 1769 kaufte, war ein zweckmäßiger großer Fachwerkbau, den man als Professoren-Doppelhaus 1738 neu gebaut hatte. Zwar lag das Gebäude mit der Frontseite am Johanniskirchhof und dem Anfang der Paulinerstraße, grenzte aber an der einen Seite an den hinteren Teil des Universitätsareals, wo es einen direkten Durchgang gab, und die Paulinerkirche befand sich in unmittelbarer Nähe. Gerade richtig für den doch immer auf Sparsamkeit ausgerichteten und trotzdem äußerst selbstbewussten Schlözer.



(Städtisches Museum Göttingen).
Blick in die Paulinerstraße nach Osten, Kupferstich von Georg Daniel Heumann 1747.
Am Ende der Paulinerstrasse auf der linken Seite befand sich das Haus der Familie Schlözer, fast direkt gegenüber den Kirchtürme von St. Johannis.

Hier wuchs die 1770 geborene Dorothea mit ihren Geschwistern auf, von hier aus machte das aufgeweckte Mädchen Spaziergänge über den Wall mit ihrem Vater, hier studierte sie fleißig, von hier brach sie zu ihren Reisen meist mit dem Vater auf, von hier aus ging sie die wenigen Schritte zum Michaelishaus, um ihre Doktor-Prüfung abzulegen und zur ersten Doktorin von Göttingen zu werden sowie zur ersten Doktorin der Philosophie im deutschsprachigen Raum. Trotz des vielen Lernens schätzte Dorothea das Leben einer privilegierten Professorentochter und genoss die Veranstaltungen der Göttinger Universitätswelt.

In der gegenüberliegenden Johanniskirche heiratete sie 1792 ihren Ehemann Matthäus Rodde. Der reiche Lübecker Kaufmann bezahlte die pompöse Hochzeitsfeier im Elternhaus von Dorothea und nahm seine gelehrte Gattin anschließend mit nach Lübeck.

Nach dem Tod Schlözers 1809 verkauften seine Kinder das Haus. 1944 wurde es nach Kriegsschäden abgerissen.

Fünf unternehmungslustige junge Frauen wuchsen am Ende des 18. Jahrhunderts gemeinsam in Göttingen auf: Philippine Gatterer, Caroline Michaelis, Therese Heyne, Meta Wedekind und Dorothea Schlözer. Alle fünf waren Professorentöchter und genossen eine für ihre Zeit außergewöhnliche Bildung, sodass sie der Nachwelt unter dem Namen „Göttinger Universitätsmamsellen“ bekannt wurden. Als Erwachsene wandten sie sich der Literatur zu und veröffentlichten eigenwillige Gedichte, Abenteuerromane, aber auch Reiseberichte, Übersetzungen und Briefe. Dieser Band versammelt eine Auswahl ihrer interessantesten Werke, ergänzt um Kurzbiographien, historische Erläuterungen und einen illustrierten Stadtrundgang.



ISBN: 978-3-86395-243-3

Universitätsverlag Göttingen